This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

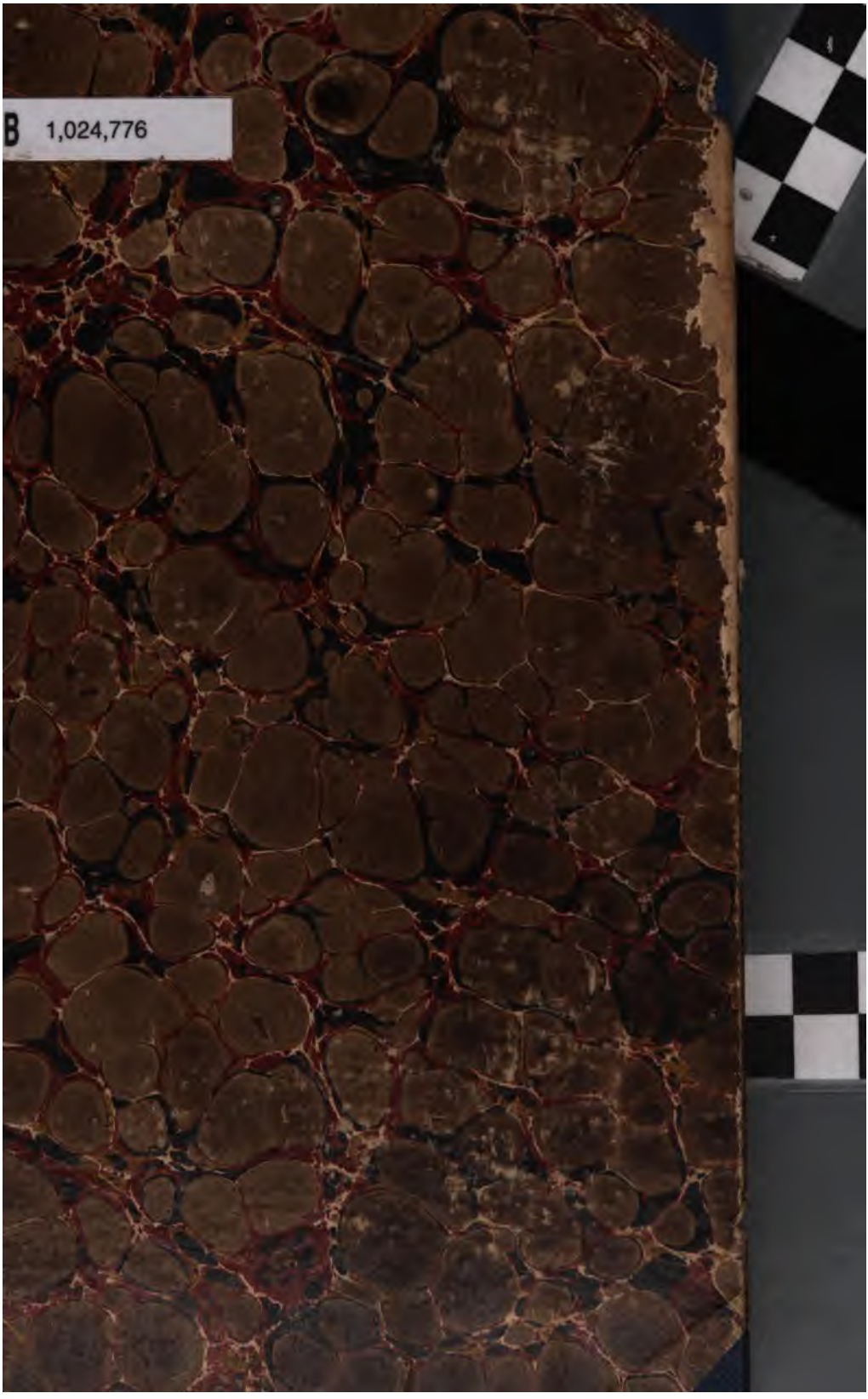
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


B 1,024,776

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITA

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redigirt

von

Franz Ritter von Hauer, Carl Langer, M. Much,

Friedrich Müller, S. Wahrmann, J. Woldřich.

Band VII.

Mit 1 in den Text gedruckten, 14 freien Tafeln und 43 einzelnen Abbildungen.

WIEN.

Karl Gerold's Sohn

1878.

GN
2
.A7
v.7

Anthropological Institute
Gottschalk
10-6-52
80277

INHALT.

I. Abhandlungen.

Seite

Fligier. Zur Ethnographie Noricums 281
— Zur Skythenfrage 344
Hawelka, Joh. Die Forschungen der kaiserlichen archäologischen Commission zu St. Petersburg 104, 175, 221
Hochstetter, Ferdinand von. Ueber neue Ausgrabungen auf den alten Gräberstätten bei Hallstatt 297
Meyer, A. B. Notizen über das Feilen der Zähne bei den Völkern des ostindischen Archipels 214
Much, M. Ueber einige auf den Gebrauch von Steinwaffen weisende Ausdrücke der deutschen Sprache 7
— Ueber die Steinfiguren (Kamene babe) auf den Tumulis des südlichen Russland 193
— Ueber eine Bernsteinperle mit phönikischer Inschrift in der Sammlung nordisch-germanischer Alterthümer zu Oldenburg 239
— Ueber prähistorische Bauart und Ornamentirung der menschlichen Wohnungen 318
Wankel, Heinrich. Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Höhlenbären in Mähren 1
— Ein prähistorischer Schädel mit einer halbgeheilten Wunde auf der Stirne, höchst wahrscheinlich durch Trepanation entstanden 86
— Der Bronze-Stier aus der Býčískála-Höhle 125
Weiser, M. E. Das Völkergemisch auf der Balkan-Halbinsel 154
— Die Feiertage der Brüder aus den schwarzen Bergen 159
Wilckens, M. Ueber die Schädelknochen des Rindes aus dem Pfahlbau des Laibacher Moores 165
Woldřich, J. N. Zweiter Bericht über die Pulkauer Fundstätte . . . 37
— Ueber einen neuen Haushund der Bronzezeit 61
Wurmbrand, G. Graf. Bericht über den VIII. internationalen Congress für Anthropologie und vorgeschichtliche Archäologie in Pest . . 15
— Aufklärungen. Entgegnung in Betreff der Bohrung von Steingeräthen und in Betreff thönerner Lampen und Löffel 96
— Ueber die achte Jahresversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft 265

II. Kleinere Mittheilungen.

Seite

L(uschan), **F. v.** Urgeschichtliche Funde auf Pelagosa 57
Meyer, A. B. Ueber die Perforation des Penis bei den Malayen . . . 242
Much, M. Die Existenz des Menschen in der Auvergne zur Zeit der Thätigkeit der dortigen Vulkane 36
— Ueber die zoologische Methode in der Anthropologie 121
— Programm der Organisirung einer besonderen anthropologischen Gruppe bei der Weltausstellung 1878 in Paris 123
— Ueber einen Grabhügel bei Digala am Ourmia-See 161
— Die Alanen als Verfertiger der bechertragenden Steinbilder in den Pontusländern und in Spanien 351
Sr. Die Terremare in Ungarn 57
— Bernstein in Italien 244
— Funde bei Cles 245

III. Literaturberichte.

Fligier. La Grèce avant les Grecs, par Louis Benloew 255
— Les premiers habitants de l'Europe, par H. d'Arbois de Jubainville 259
— Die Völkerstämme der europäischen Türkei, von Dr. Lorenz Diefenbach 260
— La Roumanie économique etc. par Obédénare 261
— Les Roumains de la Macédoine par M. E. Picot 261
— Römer und Romanen in den Donauländern von Dr. Jul. Jung . 262
— Le Celtes de l'Europe oriental par M. Obédénare 262
— Lagneau: des Alanes, de Theiphales, des Agathyrses et de quelques autres peuplades Sarmates ou Slaves dans les Gaules 263
— Dr. Kopernicki: O wyobrażeniach lekarskich i przyrodniczych oraz o wierzeniach naszego ludu o świecie roślinnym i zwierzęczym . 263
— Mantegazza Zanetti: note antropologiche sulla Sardegna. . . . 264
— Fick: 1. Ueber die Sprache der Macedonier. 2. Zum macedonischen Dialekte 294
— Gelzer: Kappadocien und seine Bewohner 295
Much, M. M. Cartailhac: L'âge de pierre dans les souvenirs et les superstitions populaires 60
— Dr. Fligier. Zur prähistorischen Ethnografie Italiens 220
— Graf Béla Széchenyi: Funde aus der Steinzeit im Neusiedler Seebecken mit einigen Mittheilungen aus dessen Vergangenheit . . 245
M. F. Otto Caspari. Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens . . 293
Weiss. Franz Ferk. Ueber Druidismus in Noricum 216

IV. Vereinsnachrichten.

Protokoll der Jahresversammlung 42
Sonstige Vereinsnachrichten 36, 60, 124, 220, 264, 296, 351

VII. Band. Ausgegeben den 7. März 1877. Nr. 1 u. 2.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt: Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Höhlenbären in Mähren von **Dr. Heinrich Wankel.** — Ueber einige auf den Gebrauch von Steinwaffen weisende Ausdrücke der deutschen Sprache von **Dr. M. Much.** — Bericht über den VIII. internationalen Congress für Anthropologie und vorgeschichtliche Archäologie in Pest, September 1876 von **G. Graf Wurmbrand.** — Kleinere Mittheilung: Die Existenz des Menschen in der Auvergne zur Zeit der Thätigkeit der dortigen Vulcane von **Dr. M. Much.** — Vereinsnachrichten: Nachricht in Betreff des Wiederbeginnes der Versammlungen.

Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Höhlenbären in Mähren.

Von

Dr. Heinrich Wankel.

Menschenknochen oder die Erzeugnisse durch Menschenhand zusammen mit Knochen von Höhlenbären, wurden wohl häufiger, als man glaubt in Höhlen gefunden, doch stets ignorirt, und selbst als in den Zwanziger und Dreissiger Jahren wiederholt darauf hingewiesen wurde, dass der Mensch möglicher Weise Zeitgenosse des Höhlenbären und der grossen ausgestorbenen Dickhäuter gewesen ist, so verklangen diese Stimmen ungehört in den von Vorurtheil und vorgefassten Ansichten durchdrungenen Hallen der Wissenschaft. Denn wie konnte der Mensch mit dem Höhlenbären und dem Mammuth zugleich gelebt haben, frug man sich damals, da die Reste dieser Thiere fossil sind, und es die menschlichen auch sein müssten, was aber der Behauptung Cuvier's, „es gebe keine fossilen Menschenknochen", geradezu widersprechen würde.

Das Feuersteinmesser, das im Jahre 1753 in dem Kalke bei Neuchâtel in der Schweiz, und jenes, das 1825 von J. Mc. Enery in unberührten Schichten der Kenthöhle mit fossilen Bärenknochen gefunden wurde, konnten ja Naturspiele gewesen oder nachträglich in diese Schichten gelangt sein! —

Dasselbe Schicksal traf die Entdeckung Tournal's und de Christol's, die sie in der Höhle von Pondols im Jahre 1826

machten, welche die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Höhlenbären klar bewiesen hatte, und selbst als im Jahre 1840 Godwin Austin, und sechs Jahre später der naturwissenschaftliche Verein zu Torquay diesen und noch eine Reihe ähnlicher Funde in der Kenthöhle durch eine Commission bestätigte, gingen alle diese Entdeckungen an dem Forum der Wissenschaft spurlos vorüber und gelangten bald in Vergessenheit.

Gleich geringen Erfolg erzielte Schmerling mit seiner in den Dreissiger Jahren gemachten Entdeckung in den Lütticher Höhlen, wo er Menschenknochen mit Höhlenbärenknochen in noch vollkommen unberührten Schichten beisammen fand, und sein bescheidenes Auftreten wurde nur mit mitleidigem Lächeln aufgenommen, bis sich endlich 26 Jahre später der von Skepticismus durchdrungene Lyell herbeiliess, die Höhle zu besuchen und die Schichten genau zu untersuchen und zu seiner Ueberraschung fand, dass die gleichen Lagerungsverhältnisse, die gleiche Beschaffenheit beiderlei Knochen, die ungestörten Schichten auf eine Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Höhlenbären schliessen lassen. Doch die spätere Auffindung eines Gefässscherbens durch Dupont in denselben Schichten hat der Skeptik abermals die Thore geöffnet, obgleich einerseits ein Rückschluss auf bereits durch die Nachgrabungen Schmerling's und Lyell's zerstörten Schichten nicht recht zulässig, andererseits es auch nicht erwiesen ist, ob der Mensch dieser Zeit nicht auch schon Thongeschirre kannte.

Eines hat Schmerling doch bezweckt, nämlich, dass man in England sich der Funde in der Kenthöhle wieder erinnerte, und in der bei Torquay, in der Nähe der Kenthöhle, gelegenen Brixhamhöhle im Jahre 1858 neue wissenschaftliche Nachforschungen begann, welche von unparteiischen Männern geleitet, die glänzendsten Erfolge hatten, die der Wahrheit offene Bahn brachen. Prestwich, Falconer und ein Jahr später Lyell waren es, die Feuersteinwerkzeuge mit Höhlenbärenknochen zusammen fanden, welch' letztere durch ihre der Stellung des Skelettes zukommende Lage verriethen, dass sie mit Fleisch und Sehnen hier abgesetzt und durch keinen nachträglich störenden Einfluss berührt wurden. Durch jene drei Männer wurde das Zusammenleben des Menschen mit den Höhlenbären sicher gestellt, und diese Entdeckung endlich von der Wissenschaft aufgenommen; erst nachher tauchten plötzlich Männer auf,

die mit einem Male beweisen wollten, dass dies schon lange bekannt war, dass schon im Jahre 1715 ein Feuersteinmesser in dem Grobsande von London mit Mammuthknochen und im Jahre 1797 Frère Steinmesser mit fossilen Höhlenthieren in den Grotten Englands entdeckt habe.

So erging es dieser Entdeckung, wie so vielen anderen, von denen Agassiz sagt, dass man sie Anfangs ganz ableugnet, dann als den Ansichten der Wissenschaft widersprechend verwirft oder ignorirt und zuletzt als schon lange bekannt hervorhebt.

Die Entdeckungen dieser Art mehrten sich nun und wenn auch bei vielen nachträglich nachgewiesen wurde, dass durch eingetretene Fluthen oder andere Einflüsse die Schichten gestört und die Höhlenbärenknochen mit Menschenknochen oder Producten seiner Hand später vermengt wurden, so ist doch immerhin in den meisten Grotten Europas, wo der Höhlenbär wohnte, die Gleichzeitigkeit desselben mit dem Menschen nachgewiesen worden. Zu diesen Höhlen gehören: die Höhlen von Maccagnone in Sicilien; die Grotten von Châtel-Parron, Cro Magnon, Soyons, Nebrigas, Lherm, Bouichéta, Bedeillou, Arcy-sur-Cure in Frankreich; die Wookeyhöhle und die von Seffle in England; die Trou de la naulette in Belgien, die Klusensteiner, Balver Höhle, der Hohlefels im Achthale, der Höhlenstein im Lonethale, die Räuberhöhle im Schelmengraben bei Regensburg, die Einhornhöhle u. s. w. in Deutschland, die Krakauer Höhlen und auch neuester Zeit die Evahöhle in Mähren.

In dem sowohl durch landschaftlichen Reiz als auch durch die prähistorischen Funde in seinen Höhlen bekannten Josefsthal in Mähren, liegt einen halben Kilometer von der imposanten Felsengruppe Býčískála entfernt, auf der südlichen Thallehne noch eine, obwohl kleine, aber durch ihre Felsenzerklüftung höchst malerische Gruppe, in welcher eine aus mehreren Etagen bestehende Höhle mündet, die mit den Namen Evahöhle bezeichnet wird. Ein trivialer, neuer Name, der mit dem ebenfalls neuen Adamsthál in Verbindung steht.

Der Pfad, welcher am linken Ufer des Baches Řička von Adamsthal aus, dem Thale entlang führt, durchschneidet

den hervorragenden Theil dieser Felsengruppe in Form eines 10—12 Meter langen, gewölbten, theilweise zerklüfteten Ganges, in dem sich die drei Eingänge zu der Grotte befinden, von denen der im Anfange des Ganges gelegene erste, bequem zu befahren ist. Er führt durch eine wenige Meter lange Strecke in die unterste Etage, eine geräumige, zwölf Meter hohe, unregelmässige Halle, die im Hintergrunde theilweise noch mit einer bis fast an den First reichenden Ablagerung von Höhlenlehm ausgefüllt ist, in der noch vor dreissig Jahren beim Abbauen des Sandes Menschenskelette in sitzender Stellung ausgegraben worden sein sollen. In diesem zurückgebliebenen Reste, der nach oben von einer 3—4 Centimeter dicken Travertindecke begrenzt ist, fand ich bei einem Grabversuche leider nichts mehr als grosse, muldenförmige von Kohlenpartikelchen geschwärzte Stellen, die sich als einzige Spuren der Anwesenheit des Menschen kundgaben.

Aus dieser Halle führt gleich im Anfange derselben, linker Hand, eine schmale, ansteigende, nach den Spuren der zurückgebliebenen Travertindecke zu urtheilen, einst sehr niedrige, jetzt ausgeräumte, wenige Meter lange Strecke zu der mittleren Etage, die in Form einer sehr hohen und schmalen Felsenspalte sich nach aussen und oben öffnet. An den beiden Wänden dieser Spalte kleben noch die fest anhaftenden Ueberbleibsel zweier, ehemals sehr mächtiger Travertindecken, von welchen die eine $^3/_4$ Meter oberhalb der Sohle, die andere fünf Meter höher liegt, beide laufen parallel, sind horizontal abgelagert und bilden die Marken der Höhe bis zu welcher die beiden Höhlenausfüllungen reichten. Mit dieser Travertindecke ist eine unter ihr liegende $^1/_4$—$^1/_3$ Meter mächtige Kalktuffbreccie eng verbunden, in der mitunter Kalktrümmer, Knochen und andere fremdartige Gegenstände eingeschlossen sind.

Aus dieser mittleren Etage führt rechts ein 5—6 Meter langer, ebenfalls stark ansteigender Gang in die oberste Etage und zwar in eine geräumige, grosse, taghell erleuchtete Halle, die sich nach Aussen, gegen das Thal zu, mit einem grossen elliptischen Felsenportale öffnet. Der Besucher steht hier vor einem schönen, lebensfrischen Bilde, das von den grauen, starren Formen des mit bunten Moosen und Schlinggewächsen spärlich bewachsenen Kalkfelsens umrahmt ist; vor ihm liegt eine saftige Wiese mit malerischen Baumgruppen bepflanzt, im Mittel-

punkte eine klappernde Mühle und im Hintergrunde die baumbeschatteten Höhen; dort, in nicht allzugrosser Entfernung, fesselt eine imposante Felsgruppe das Auge, es ist die Býčí-skála, in deren grosser Höhle einst der Rennthiermensch wohnte und dessen Vorhalle der Schauplatz eines Todtencultus war, bei welchem am Grabe eines Häuptlings Menschenopfer gebracht wurden. Dieser geräumige Saal hat bloss im Hintergrunde kleine, an dem First liegende Höhlungen und eine rechts neben dem Zugange liegende kleine capellenartige Kammer, in die ein sehr niedriger Eingang führt; letztere ist noch ausgefüllt mit dem stehengebliebenen älteren Diluvium, das ehemals die tieferen Stellen der mittleren und der oberen Etage einnahm, auf das sich sodann eine zweite, jüngere Ablagerung abgesetzt und die obere Halle mehr als zur Hälfte ausgefüllt hatte. Auch hier wird die Grenze der letzteren durch eine in einer Höhe von 3—4 Meter liegende, an den Wänden noch theilweise haftende Schichte Travertinbreccie begrenzt, welche sich horizontal durch die ganze Halle zieht und nur nach vorn etwas absteigt. Diese Breccienschichte correspondirt im Niveau vollkommen mit der obern Schichte der mittleren Etage und enthält spärliche Reste von Rennthier-, Pferde- und Bären- (urs. arctos) Knochen, Feuersteinmesser, Gefässscherben, Kohle, Asche und auch mitunter Menschenknochen.

Die Grotte war vor Zeiten, wo noch kein Weg zu ihr führte, schwer zugänglich und nur mit Mühe konnte der stark zerklüftete Fels erklommen werden, auch war sie grösstentheils mit Di- und Alluvialgebilden so erfüllt, dass man nur kriechend die obere Etage erreichen konnte. Als aber zu Ende des vorigen Jahrhunderts Fürst Liechtenstein die Verschönerungsarbeiten im Josefsthale in Angriff nahm, wurde auch sie ausgeräumt, Gänge wurden ausgesprengt und erweitert, und mit dem ausgeführten Schutte der breite Weg zur Höhle hergestellt. Freilich ahnte der hohe Philanthrop nicht, dass er damit grosse archäologische Schätze vernichtete und die Wissenschaft um manche hochinteressante Quelle für immer brachte; denn der Sage nach sollen sowohl viele Thierknochen, als auch ganze Menschenskelette unbeachtet in den Schutt geworfen worden sein, was nach den zurückgebliebenen Einschlüssen in der Kalktuffbreccie zu urtheilen, auch höchst wahrscheinlich ist. Nur die geringen, an den Felsenwänden durch Tropfstein fest anhaftenden Spuren,

welche dem Ausräumen entgangen sind, sind uns gleich abgerissenen Blättern aus dem Buche der Vorzeit zurückgeblieben, auf welchen einzelne Worte stehen, die uns den Sinn des Buches errathen lassen; nach diesem unterliegt es keinem Zweifel, dass auch hier, wie in der Býčískálahöhle, der Rennthiermensch gelebt und vielleicht seine Todten zurückgelassen hatte und zwar zu derselben Zeit, wie in jener Höhle, indem das Niveau der Culturschichte der Býčískálahöhle dem dieser vollkommen entspricht; dass aber auch hier in noch früheren Zeiten der Mensch zur Zeit des Höhlenbären lebte, sagt uns noch ein kürzlich neu aufgefundenes abgerissenes Blatt, der Rest der tiefen, in der mittleren Etage gelegenen Travertindecke. Obwohl ich dieselbe kannte, so schenkte ich ihr früher keine genügende Aufmerksamkeit, bis bei einem Besuche im verflossenen Sommer zu unserer Ueberraschung Ihre Excellenz die Frau Gräfin Uvarov ein Knochenmeisel in derselben eingewachsen fand, neben welchem ein Unterkieferfragment eines Höhlenbären lag. Ich unterzog mit dem Grafen Uvarov die Breccie einer näheren Untersuchung, liess den Rest derselben herunterbrechen, und wir fanden darin nicht nur viele Höhlenbärenknochen, sondern auch zugespitzte Zähne, Kohle und einige Feuersteinmesser. Wir liessen sodann in dem zurückgebliebenen Diluvium der kleinen Seitenkammer der oberen Etage einen Schurf schlagen, der zwei Knochenschichten mit zertrümmerten und der Länge nach aufgeschlagene Röhrenknochen von Höhlenbären sammt einigen Hornsteingeräthen aufschloss. Knochen anderer Thiere mit Ausnahme eines Eckzahnes einer sehr kleinen Katze und Röhrenknochen von Vespertilio wurden nicht gefunden.

Es gewinnt dieser Fund um so mehr an Interesse, als dadurch die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Höhlenbären in Mähren unwiderlegbar nachgewiesen wird. Die Steinwerkzeuge und Knochengeräthe konnten nicht nachträglich in diese Schichte gelangt sein, dafür spricht der Einschluss unterhalb der Travertindecke, auch deuten die vielen aufgeschlagenen Röhrenknochen darauf hin, dass der Mensch von erlegten Höhlenbären lebte, und zwar zu einer Zeit, in welcher entweder das Rennthier und andere Thiere hier seltener waren oder der Genuss des Rennthierfleisches ihm noch nicht bekannt war.

Ueber einige auf den Gebrauch von Steinwaffen weisende Ausdrücke der deutschen Sprache.

Von

Dr. **M. Much.**

Veranlassung zu diesen aphoristischen Mittheilungen ist eine Note zu dem Berichte des Herrn G. Soreil über die Höhle von Chauvaux, [1]) in welcher auf eine Stelle in unserem Hildebrandsliede aufmerksam gemacht wird, die den Nachweis liefern soll, dass die Germanen zur Zeit Odoakers, also im 5. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, sich noch steinerner Waffen bedient haben. Dem gleichen, auf Grund derselben Stelle ausgesprochenen Gedanken bin ich übrigens schon vor einiger Zeit in einer deutschen Fachzeitschrift begegnet.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die Versuche, durch etymologische Forschungen die frühesten Culturzustände eines Volkes zu untersuchen, ihre volle Berechtigung haben, ja dass dieselben in hohem Grade erwünscht und geeignet

---

[1]) Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme, Sér. 2. Tome VII. 1876. S. 385. Dieselbe lautet:

„Je ne veux pas dire qu'il suffice de la présence d'un ou de deux instruments en silex pour que l'on puisse affirmer avec certitude qu'une découverte appartient à l'âge de la pierre polie. Il faut un ensemble de faits . . ."

„Nous possédons ‚un court mais authentique et précieux monument' de la vieille poésie germanique qui prouve que du temps d'Odoacre (Ve siècle) les principaux guerriers germains étaint encore armés de haches en silex."

„M. Jacob Grimm a, en effet, retrouvé un fragment d'épopée populaire écrit en dialecte francique, et dont le héros vivait au temps d'Odoacre. Le sujet du récit est une rencontre entre deux guerriers du cycle germanique, Hildebrand et son fils Hadubrant, que se combattent sans se connaître. Ces guerriers étaient armés de haches de pierre. Voici, au reste, un extrait de la traduction donné par M. Ampère dans son Histoire littéraire de la France avant le douzième siècle, et rapportée par M. Demogeot dans son Histoire de la littérature française (p. 25): ‚Alors ils firent voler leur javelots à la pointe tranchante, qui s'arrêtèrent dans leurs boucliers; puis ils s'élancèrent l'un sur l'autre; les haches de pierre résonnaient . . . . ils frappaient pesamment sur leurs blancs boucliers, armures étaient ébranlées, mais leurs corps restaient immobiles'. Il est très probable, ajoute M. Demogeot, que ce morceau faisait partie de vieux nationaux que Charlemagne avait recueillis."

sind, die Resultate der archäologischen Forschung zu prüfen, und diese gewinnen natürlich an Bedeutung, wenn sie durch etymologische Untersuchungen ihre Bestätigung finden. Welchen Werth solche Forschungen haben können, mögen einige Beispiele zeigen. So denken wir bei unserem heutigen Worte Wand sofort an eine Mauer aus Stein und Ziegel, und doch bedeutet es ursprünglich (gothisch vandus) eine Ruthe. Die Wände unserer Häuser mussten also nach dem etymologischen Sinne des Wortes aus ineinander gefügten Ruthen bestanden haben, was uns die archäologischen Forschungen auf den alten Wohnplätzen in unseren Ländern in überraschender Weise durch die Tausende von Stücken hartgebrannten Lehmes mit den Abdrücken des Ruthengeflechtes bestätigen. Unter Saal verstehen wir heute ein grosses, wohl auch reicher ausgestattetes Gemach in einem Hause in Mitten anderer oder neben anderen Gemächern, und gerne verbinden wir damit die Vorstellung irgend eines bestimmten Zweckes, wie bei Tanz-Saal, Speise-Saal, Bücher-Saal. Im Mittelalter aber bedeutete sal ein Haus, eine Wohnung, namentlich ein grosses nur ein einziges Gemach haltendes Gebäude. Wenn wir uns nun die kuppelförmigen, bienenkorbartig aus Ruthen geflochtenen Hütten der Quaden, wie sie uns die Antonins-Säule zeigt, vergegenwärtigen, so werden wir unser Saal wohl eher mit salahâ (lat. salix) die Weide, aus denen diese Hütten geflochten wurden, als mit lat. solum, Boden, in Beziehung bringen. Es liegt eben in der Natur der Sache, dass man den Gegenstand bildlich nach der dazu verwendeten Sache nannte, wie etwa unser Schilf bei den Angelsachsen (scylf) Dach bedeutet, offenbar darum, weil sie zum Decken ihrer Häuser vornehmlich Schilf verwendet haben mochten. Unser Wort Topf, bei dem wir ein Thongefäss zum häuslichen Gebrauche im Sinne haben, bedeutet ursprünglich einen Kreisel oder Würfel; es kommt im Gothischen und Althochdeutschen in unserem heutigen Sinne noch gar nicht vor, dagegen finden wir unser Topf, im Althochdeutschen topho, im Mittelhochdeutschen tophe, tof, topf lautend, in der angeführten Bedeutung eines Kreisels, woher dann toppel der Würfel, toppelaer Würfelspieler, dann unser toben, tobsüchtig von der turbulenten Bewegung des Menschen, Tobel und Wassertobel (Tobelbad) von der kreiselnden Bewegung des in einen Felskessel fallenden Wassers.

Auch der Sturm tobt, weil er in Wirbeln sich bewegt. Es ist nun deutlich, dass der Uebergang des ursprünglichen Sinnes eines Kreisels in den eines Thongefässes mit der Einführung der Drehscheibe, die ja eben nichts anderes als ein Kreisel ist, zusammenhängt, und dass daher Topf und Töpfer von der kreiselnden Bewegung der Drehscheibe den Namen haben.

Es liessen sich diese Beispiele noch vermehren, allein sie genügen, um den Werth solcher etymologischer Untersuchungen nachzuweisen.

Die vorerwähnte Stelle des Hildebrandsliedes lautet:

„Dô laetun sê aerist
asckim scrîtan,
scarpên scûrim
dat in dêm sciltim stônt.

do stôptun tô samane,
staimborta hludun
heuwun harmlicco,
huîttê sciltî,
unti im iro lintûn
lutili wurtun
giwigan miti wâpnum.“ [1])

Die Uebersetzung der Worte scarpên scûrim, wie sie im Originale stehen, mit „scharfen Schneiden“, anstatt mit dem gewöhnlichen ganz sinnlosen „scharfen Schauern“ ist dann gerechtfertiget, wenn man in scûrim eine Verschreibung statt scârim annimmt, die ja auch in staimbort statt stainbort offen zu

---

[1]) In neuhochdeutscher Uebersetzung dürfte die Stelle folgendermassen zu geben sein:

„Da liessen sie erst
mit den Eschen reissen,
mit scharfen Schneiden,
dass sie in den Schilden standen.

Da schritten sie zusammen,
die Steinbarten ertönen,
sie hieben ingrimmig
die weissen Schilde,
bis ihnen ihre Linden
klein wurden
zerwiegt mit den Waffen.“

Tage liegt, und bei der Geschichte dieses nationalen Monumentes nicht unwahrscheinlich ist.

Diese Strophen sind auch in anderweitiger Beziehung von Interesse. So wird für's erste der Ausdruck Eschen metonymisch für Lanzen gebraucht, woraus wir ersehen, dass die Lanzenschäfte aus Eschen, einer der zähesten einheimischen Holzarten verfertiget wurden. Auch sonst erscheint die heilige Esche als Lanze, „es ragten die Speere zusammengestellt, ihre Seemannseschen mit den erzgrauen Spitzen“ (Beowulf). Die zweite Strophe gebraucht Linden als gleichbedeutend mit Schilden. Es scheinen nämlich die Schilde der Germanen vorwiegend aus einem Geflecht von Lindenbast oder auch Ruthen bestanden zu haben. Auch das Beowulfslied kennt die lindenen Schilde und die Lindenschildmänner, und wie im Hildbrandsliede die Recken ihre weissen, heben sie in jenem ihre gelben Linden empor.

Die Adnatuker vertheidigten sich mit Schilden „ex cortice factis aut viminibus intextis, que subito pellibus induxerant“.[1]) Von der Sitte, aus dem Bast der Linde geflochtene Schilde zu führen, hat bekanntlich der deutsche, einstmal im oberen Weichselgebiete ausgebreitete Volksstamm der Bastarnen den Namen.[2]) In den Kämpfen des Germanicus gegen die Deutschen im Teutoburger Walde führten diese noch Schilde aus Weidengeflecht, oder aus dünnen mit Farben bemalten Brettern.[3])

Es sei mir nun aber die Frage gestattet, ob die Schlussfolgerung aus dieser Stelle, dass nämlich die Germanen zur Zeit Odoakers noch Steinwaffen geführt haben, eine berechtigte ist? Gegen die von Herrn Soreil gemachten Voraussetzungen lässt sich in der That nichts einwenden; unser Hildebrandslied ist ein sehr altes und für uns unschätzbares Monument deutscher Sprache, deutscher Dichtung und Sitte. Es hat sich vielleicht auch unter jenen Liedern befunden, welche Karl der Grosse sammeln liess; seinem Wesen nach gehört es jedoch einer weit älteren Zeit an und ist es ohne Zweifel ein Rest von den Liedern, womit die alten Deutschen die Thaten ihrer

[1]) Caes. de bello gall. II. 33.

[2]) „Quos, duce Teutogono, crudi mora corticis armat. Val. Flacus, 6. 96.

[3]) Tacitus, Ann. II. 14.

Helden, in unserem Falle jener aus dem Kreise Odoakers und Theodorichs germanischer Sitte gemäss gefeiert haben, wenn auch dieser Rest nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt uns erhalten worden ist.

Es ist auch ganz richtig, dass der Ausdruck stainbort wortgemäss eine Steinaxt bedeutet, und folgerichtig mussten daher die Waffen, welche die Germanen mit stainbort bezeichneten, zu einer Zeit aus Stein gewesen sein. Allein berechtiget uns der etymologische Sinn dieses Wortes auch zu der Behauptung, dass dieselben auch noch zur Zeit der ersten Dichtung des Hildebrandsliedes, also zur Zeit Odoakers aus Stein waren? Wir wissen ja, dass im Sprachschatze eines Volkes sich gar manches Wort lebendig erhält, obgleich dessen ursprünglicher Inhalt längst ein anderer geworden ist, wie wir das an den Beispielen Topf, Wand und Saal gesehen haben, und so blieb wohl auch das Wort Steinbarte vielleicht noch lange im Munde des Volkes, obwohl die steinerne Klinge längst durch eine eiserne ersetzt war.

Mir steht hierbei ein vortreffliches Analogon zur Verfügung, nämlich das Wort Hellebarde, das noch heute im Gebrauche ist, und fast unverändert, oder vielmehr einer älteren deutschen Form entsprechend, als hallebarde in's Französische übergegangen ist (ital. span. alabarda), bei uns aber, nachdem sein eigentlicher Sinn einmal unverständlich geworden war, in Folge falscher Volksetymologie zuweilen in ein Helmbarde verdorben wird. Wer denkt aber heute noch an eine Steinaxt, wenn er das Wort Hellebarde aussprechen hört? Wie bekannt, tragen in unseren Dörfern die Nachtwächter noch heute Hellebarden, und so könnte es in einigen hundert Jahren einmal einem Gelehrten beikommen, zu behaupten, dass die Sicherheitspolizei in den germanischen Dörfern noch im 19. Jahrhunderte steinerne Waffen getragen habe, denn Hellebarde bedeutet etymologisch ganz und gar genau dasselbe, wie das stainbort des Hildebrandsliedes, nämlich eine Axt aus Stein.

Der zweite Theil beider Worte, Barte, bedarf keiner Erläuterung, er ist noch heute im Gebrauche, denn jede Hausfrau kennt, oder kannte doch noch vor 20 bis 30 Jahren ihre Fleischbarte. Dem ersten Theile aber, Helle, im Französischen halle, liegt das althochdeutsche hella, Stein, Fels, beziehungsweise gothisches hallus, πέτρα, zu Grunde.

Also auch Hellebarde, hallebarde, bedeutet Steinaxt, und wir können daraus ebenso wie aus stainbort mit Sicherheit schliessen, dass in der That die Germanen einmal Steinäxte als Waffen benützt haben; ob es aber je gelingen wird, durch etymologische Forschung allein zu ermitteln, wie lange der erste Sinn des Wortes mit dem bezeichneten Gegenstande in Uebereinstimmung geblieben, wie lange also Hellebarde und stainbart wirkliche Steinbarten gewesen, ist kaum zu sagen. Denn obgleich wir beispielsweise wissen, dass das Wort hella in der Bedeutung Stein noch um das Jahr 1000 in lebendigem Gebrauche war — Helluland, d. i. Steinland, nannte der muthige Isländer Leif Erikson das von ihm entdeckte Labrador — so kann und wird damals begreiflicher Weise an die Stelle der steinernen Klinge der Axt längst die eiserne getreten sein.

Auch in einem anderen Worte finden wir unser hella, den Stein, wieder, nämlich in hëlmakis, bipennis, Streitaxt, neben dem Grundworte makis, gothisch meki, das Schwert. Gewiss ist also auch diese Waffe, deren Art und Form kaum noch festgestellt ist, einstmals aus Stein verfertiget worden.

Weisen diese Ausdrücke bei den Germanen auf den Gebrauch von Steinwaffen im Besonderen hin, so hat uns die Sprache noch andere Worte aufbewahrt, welche die nahen Beziehungen zwischen den Werkzeugen und den Begriffen der Schneide, Schärfe, Spitze einerseits und dem Stein andererseits noch viel deutlicher zu erkennen geben. Hierher gehört vornehmlich unser althochdeutsches sahs, aus dem uns sofort das lateinische saxum, der Stein, entgegenklingt. Die älteste Erklärung des Wortes gibt ohne Zweifel der gelehrte Bischof Gregor von Tours († 593) in einer Stelle (4. 51), wo er von „cultris validis, quos vulgus scramasaxos vocant“ spricht. Es sind dies die fränkischen Scramasaxe, lange, einschneidige Messer, welche so häufig in den fränkischen Gräbern gefunden werden, weshalb das Wort bei den Archäologen neuerdings in Gebrauch gekommen ist. Sie sind ohne Zweifel Waffen gewesen, worauf das Bestimmungswort scrama, Schramme, Haut- oder Fleischwunde deutet.

Als Messer schlechthin hat das alte sahs seine Bedeutung in eben diesem Worte Messer, dessen allerdings völlig abgeschliffenen und nicht mehr erkennbaren Bestandtheil es bildet.

Messer lautet im Althochdeutschen mezzirahs, dem mezzisahs und mazsahs zu Grunde liegt, von maz, gothisch mats, Speise, und sahs; es bedeutet also ein Werkzeug zum Zerschneiden der Speisen.

Widukind, der berühmte Historiker der Sachsen, gedenkt (1. 6. 7.) des Gebrauches der grossen Messer bei diesem Volke, indem er beifügt: „fuerunt autem et qui (facinore) nomen illis inditum tradant: cultelli enim nostra lingua sahs dicuntur, ideoque Saxones nuncupatos, quia cultellis tantam multidudinem fudissent". Nennius (hist. Brit. 46) legt dem Hengist die Worte in den Mund: „quando clamavero ad vos et dixero: ‚eu Saxones, nimith eure saxas!' cultellos vestros ex ficonibus vestris educite, et in illos irruite et fortiter contra illos resistite!" Erscheint hier das sahs wiederholt als grosses Messer, so wird es später, wie im angelsächsischen Beowulfsliede, als Seitenschwert überhaupt aufgefasst, „es zuckte der König das sahs, das hiebscharfe Hüftschwert", ebenso im Lied des Pfaffen Konrad vom Kaiser Karl: „Tirrich der Degen — — — umbe warf er thaz sahs", womit er Binabel, dem Kämpfer für den bösen Ganelon das Haupt abschlug.

Von besonderem Interesse erscheint eine Stelle im Alexanderliede des Pfaffen Lambrecht, in welchem ebenfalls unser sahs genannt wird, und deshalb, weil diese Stelle fast eine genaue Copie jenes Theiles des Hildebrandsliedes ist, das mich zuerst zu diesen kurzen Mittheilungen veranlasste. Es heisst dort (V. 4501—4511):

„Die hêrren zucten die sahs:
zesammene si dô sprungen.
Woh, wi di svert clungen
an der fursten handen,
da sih di wîgande
hiwen alse di wilde swîn:
dâ was nît under in.
Michil wart der stahilscal:
das fiur blickete ubir al,
dâ si des schildes rande
zehiwen vor die hande."

Beachtenswerth ist es zu sehen, dass der Pfaffe Lambrecht bei dem literarischen Diebstahl aus dem Hildebrandsliede, auf dem wir ihn ertappt haben, es vermeidet, das Wort stainbart seines Originales noch zu gebrauchen; es hätte ja

gar zu deutlich noch die alte, dem Gedächtnisse des Volkes längst entschwundene Steinaxt bedeutet, und wäre daher zu seiner Zeit ganz unpassend und unverständlich gewesen. Er lässt dafür das svert erklingen und gibt seinen Helden das sahs in die Hand, dessen Beziehung zum schneidenden Steine damals schon völlig verdunkelt war, und daher zu keinem Missverständnisse führen konnte.

Im Verlaufe der Zeit kommt aber selbst die Bedeutung des sahs als Waffe mehr und mehr in's Schwanken, denn im Nibelungenliede (V. 964 der Lassberg-Schönhuth'schen Ausg.), wo es heisst:

— — —

„im was sin guot chocher vil guoter stralen vol,
mit guldinen tullen, diu sahs wol spannen breit,
es muse bald ersterben, swaz er mit schiezen versneit."

sehen wir das sahs als spannenbreite Pfeilspitze.

Im Eckenliede erscheint sahs fast nur mehr wie ein Eigenname, und zur Zeit der Abfassung des Annoliedes muss das Wort schon ausser Gebrauch gewesen sein. Der Dichter desselben erzählt nämlich die Sage, dass die Sachsen ihren Namen vom sahs haben, womit sie einstmals die Thüringer schlugen, findet es aber zum Verständnisse seiner Erzählung nöthig, ausdrücklich zu berichten, dass ehedem

„Cin Duringin duo der siddi was
daz si mihhili mezzir hiezin sahs."

Wir sehen aus diesen Stellen, die sich natürlich noch vermehren liessen, dass das Wort sahs sich nicht an einen concreten Gegenstand bindet, sondern bald ein grosses Messer bald ein Hüftschwert, bald wieder ein gewöhnliches Tischmesser bald eine Pfeilspitze bedeutet, und schliesslich nur mehr ein blosser Name wird. Diese Dinge, die in ihrer Form und in ihrem Zwecke doch so verschieden sind, verbindet darum alle derselbe Name, weil sie alle einst durch den harten scharfen Stein, saksa, saxum, vertreten waren, der deshalb so hiess, weil er schnitt (von sak, sec-are, althochdeutsch sag-a, die Säg-e, sec-ula, Sich-el etc.).

Ganz ähnlich verhält es sich mit einem anderen Geräthe, mit dem Hammer, Werkzeug und Waffe zugleich, heiliges Symbol und Attribut einer Gottheit; noch manches ungelöste archäologische Räthsel haftet an ihm. Im Deutschen

ist seine ursprüngliche Bedeutung völlig verschwunden, aber das altnordische hamar bedeutet ebensogut Hammer wie Stein.

In der slavischen Sprache hat sich das analoge kamen in der Bedeutung von Stein erhalten. Beiden Worten liegt die Wurzel ak, eindringen zu Grunde, daher ac-us, ac-utus, ac-ies, Eck, Egge, und gewiss ist es nicht ohne Interesse, zu sehen wie sich neben unser deutsches Hammer altnordisches hamar, sowohl Hammer als Stein, slavisches kamen der Stein, stellt, aber auch griechisches ἄκμων der Ambos, und lithauisches akmu der Stein, sanskrit akana die Schleuderwaffe, griechisch ἀκίς die Pfeilspitze, und sanskrit akana Stein und Wetzstein, durchaus eng verwandte, einer Wurzel angehörige Dinge, die alle gemeinsam auf das erste und älteste Werkzeug des Menschen, auf den Stein deuten.

Bericht über den VIII. internationalen Congress für Anthropologie und vorgeschichtliche Archäologie in Pest, September 1876.

Von

G. Graf Wurmbrand.

Die internationalen Congresse haben gerade in unserer wissenschaftlichen Richtung unzweifelhaft grosse Vortheile, weil den Besuchern die Gelegenheit geboten wird, nicht nur die bedeutenden Gelehrten und Fachmänner persönlich kennen zu lernen, sondern auch die verschiedenen Länder in archäologischer und anthropologischer Hinsicht in kurzer Zeit studiren zu können.

Jedes Land ist bemüht, für diesen Congress Sammlungen zusammenzustellen und Ausflüge vorzubereiten, die ein möglichst klares Bild der localen Verhältnisse bieten.

So war es bisher überall, in Paris sowohl, als in Norwich, Bologna, Brüssel, Kopenhagen und Stockholm, so war es schliesslich auch in Pest.

Ausser den schönen Sammlungen des National-Museums hatten die Provinzial-Museen und Private über 20.000 Nummern in einer reichen Sammlung vereinigt, welche so ziemlich

Alles zur Ansicht brachte, was Ungarn an prähistorischen Gegenständen von besonderem Interesse besitzt.

Ausserdem hatten Siebenbürgen, Croatien, Galizien und Polen, sowie mehrere Private der Nachbarländer die Ausstellung beschickt.

Diese Ausstellung und die schon im Programme angekündeten Ausflüge werden ausser dem kurzen Auszuge über die Vorträge und Discussionen den Inhalt dieses Berichtes bilden. Da ich nicht als Secretär während des Congresses arbeitete, mag ich Manches ausgelassen oder nicht vollständig wiedergegeben haben. Einige Bemerkungen, welche ich mir zu machen gestattete, habe ich als Anmerkungen unter den Text gesetzt.

So theilt sich dieser Aufsatz in I. den Bericht über die Sitzungen und Ausflüge des Congresses,[1]) und II. in die Besprechung der prähistorischen Sammlungen.

I.

Die Eröffnung des Congresses fand den 4. September Vormittags in den Räumen des Museums statt, und zwar in dem Sitzungssaale der Magnatentafel unter Beisein seiner kaiserl. königl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Joseph, welcher das Protectorat huldvollst übernommen hatte, und unter dem Präsidium des General-Inspectors der Museen und Bibliotheken in Ungarn, Herrn Franz von Pulszky.

Die Versammlung war zahlreich besucht.

Von England, Frankreich, Deutschland, von Dänemark, Italien, Schweden, Russland, Belgien, ja selbst von Amerika waren berühmte Gelehrte gekommen. Das Inland war natürlich am stärksten durch Ungarn, dann durch Galizien, am schwächsten leider aus den deutschen Provinzen vertreten.

Auch an ungarischen und ausländischen Damen, die mit vielem Interesse den Sitzungen beiwohnten, fehlte es nicht. Es mag anregend für sie gewirkt haben, dass Fräulein J. Mestorf, die bekannte Archäologin, welche nun die Custosstelle in dem

---

[1]) Ausser den täglich ausgegebenen Bulletins benützte ich den in den „Matériaux pour l'histoire etc." erschienenen Bericht des Herrn Cazalis de Fondouce, so weit derselbe bisher zur Veröffentlichung gelangte.

Museum von Kiel bekleidet, den regsten Antheil an allen Versammlungen nahm.

Nach einer kurzen Ansprache des ungarischen Ministers für Cultus und Unterricht hielt der Vorsitzende Herr F. von Pulszky eine Rede, aus welcher ich Folgendes anführe:

Vorerst betonte der Herr Präsident, dass bis jetzt in Ungarn nur wenig Interesse der vorgeschichtlichen Archäologie geschenkt wurde, da durch die Unkenntniss der Landessprache alle diesen Zweig der Wissenschaft betreffenden ungarischen Publicationen im Auslande unbekannt blieben, und nur einem kleinen Kreise der Verkehr mit auswärtigen Gelehrten ermöglicht war.

Die ausgestellten Gegenstände aus vorgeschichtlichen Zeiten, die auf die Nachricht des in Budapest tagenden Congresses von allen Theilen des Landes, aus den Provinzial- und Privat-Museen dem Comité zugeschickt wurden, sowie die Sammlung des National-Museums selbst werden genügen, den Herren Gelehrten ein Bild von dem allgemeinen Charakter der Cultur der vorgeschichtlichen Bewohner des grossen, mittleren Donaubeckens zu geben.

Besonders bemerkenswerth ist, dass in dem einstigen Pannonien, welches so reich an Gegenständen aus der Epoche der geschliffenen Steinwaffen ist, die Bronze fast gänzlich fehlt, während in den gebirgigen nördlichen Comitaten Waffen, Werkzeuge und Schmuckgegenstände aus Bronze massenhaft gefunden werden.

Auf den grossen Ebenen Unterungarns, wo es fast keine Steine gibt, sind alle daselbst gefundenen Werkzeuge aus den Knochen des Bison oder aus Hirschgeweihen geformt.

Die Gegenstände aus der Steinzeit sind denen der Schweiz und der skandinavischen Länder ziemlich ähnlich, doch die Waffen, Werkzeuge und Schmucksachen aus Bronze haben einen dem Lande eigenthümlichen Formtypus.

Als bemerkenswerth bezeichnet ferner der Redner die Gegenstände aus Kupfer, die oft mehr oder minder rein sind, jedoch durchwegs jeder Beimischung von Zinn entbehren. Es sind deren über hundert im Museum, ihre Formen sind von denen der Bronzezeit verschieden.

Er ersuchte nun die Herren, diese Thatsache genau zu untersuchen und zu entscheiden, ob nach Allem, was sie

darüber sehen und erfahren werden, eine Epoche des Kupfers für Ungarn anzunehmen sei, und ferner sich darüber auszusprechen, ob eine solche Civilisation Ungarn eigenthümlich war.

Die Küchenabfälle aus der Uebergangsepoche von der Stein- zur Metallzeit mit den vielen Gegenständen aus Knochen und Hirschgeweihen, waren den Archäologen bis jetzt noch unbekannt, erst in letzter Zeit hat man ihnen die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Eisenzeit, die Epoche der römischen Occupation und Colonisation, überschreitet die Grenzen, die sich der internationale Congress für seine Arbeiten gesetzt hat; dagegen reichen die Gegenstände aus dem Zeitalter der grossen Völkerwanderungen, der Hunen, Avaren und Ungarn, wieder in den Rahmen dieser Arbeiten hinein und bieten ein interessantes Gegenstück zu den Funden aus der Zeit der Merowinger, Franco-Allemanen, Lombarden und Gothen.

Der Präsident schloss damit, dass er hoffe, durch Ansammlung von Material den Herren ein annähernd genaues Bild der Culturperioden Ungarns gegeben zu haben, welche von den fernsten Zeiten bis zu jenem Momente reichen, wo die ungarische Nation sich der arischen Civilisation anschloss, indem sie das Christenthum annahm. Er erwähnte noch der freundlichen Beschickung der Ausstellung durch Steiermark, Polen, und besonders der von Herrn Lemesurier aus Bombay geschickten vier charakteristischen Kupferwerkzeuge, welche in Bala-Ghat, Provinz Mundela, in Indien gefunden wurden.

Nach dem Präsidenten ergriff der um die Förderung der vorgeschichtlichen Studien in Ungarn hochverdiente Generalsecretär, der Abt Dr. Romer, das Wort und hielt eine sehr ausführliche Rede über die Entwickelungsgeschichte und den Stand der genannten Wissenschaft in Ungarn. Wir entnehmen daraus, wie seit Kurzem eine durch den Staat in jeder Hinsicht mässig geförderte Thätigkeit auf diesem Gebiete zu schönen Erfolgen geführt hat.

Er wies zuvörderst darauf hin, wie wenig Sinn und Verständniss man bis in die letzte Zeit in Ungarn für die vorgeschichtliche Archäologie hatte. Alle gefundenen Gegenstände wurden bisher den Römern zugeschrieben. Die Steinhämmer bezeichnete man als Donnersteine, denen das Landvolk Wunderkräfte zuschrieb.

Vor etwa vierzig Jahren nun haben die Brüder August und Franz Kubinyi, sowie der vorige Secretär, Johann Érdy, begonnen, auch die Alterthümer aus vorgeschichtlichen Epochen einem ernsten Studium zu unterwerfen und sie zu sammeln. Bei Gelegenheit des Congresses in Paris hatte Herr Rómer die Resultate dieser ihrer Studien vorgetragen.

Vor der internationalen Ausstellung in Paris im Jahre 1867 hatten mehrere fremde Gelehrte das Pester Museum besucht, und sich sehr anerkennend über die darin enthaltenen Sammlungen von Gegenständen aus Bronze und edlen Metallen ausgesprochen. In jenen Zeiten kaufte und stellte man nur die Meisterwerke classischer Zeiten aus, oder Gegenstände aus edlern Metallen, wobei die Menge derselben das Interesse der Neugierigen vollkommen befriedigte.

Erst in den letzten Jahren wurden dem Museum vom Landtage Geldmittel votirt, welche die Ausgrabungen von classischen und vorgeschichtlichen Gegenständen ermöglichten und so diesen Forschungen neuen Aufschwung gaben.

Herr Dr. Romer fuhr nun fort und sagte, dass er während des Congresses in Paris den ersten Nucleus aus Obsidian, der in Siebenbürgen gefunden wurde, vorzeigte.

Später fand er noch mehrere Obsidiane, wovon der grösste aus dem Gebirge von Tokay stammt.

Die Obsidiansplitter, als Messer und Pfeilspitzen zugeschlagen, sind nunmehr in Ungarn nicht mehr selten geworden. Ihr Alter scheint kein allzuhohes zu sein, wenn man berücksichtigt, dass sie mit Bronze oft zusammenliegend gefunden werden.

Die Meinung, dass Ungarn zur Steinzeit noch grossentheils ein Seebecken war, ist nunmehr widerlegt, da nach dem Bekanntwerden der nordischen Feuersteinwaffen sich schon mehrfach künstlich zugeschlagene Feuersteine vorgefunden haben.

Auch aus polirtem Feuerstein fand man in Ungarn einige Aexte, deren Fundorte bekannt sind. Eine stammt aus dem Comitate Zabolcs, die andere aus dem Comitate Liptó. Von polirten Steinwaffen sind besonders die aus Serpentin geformten zahlreich und in eleganten Formen vertreten, wie dies die älteren Sammlungen des National-Museums und die neueren Funde des Herrn Baron Eugen Nyari, des Domherrn Franz Ebenhöch und des Herrn Pfarrers Stephan Mihaldy beweisen.

Die Gegenstände aus Hirschgeweihen und Knochen finden sich in manchen Gegenden unter den sogenannten Küchenabfällen in grosser Menge.

In Magyarad, Szihalom, Toszeg, Szeledény und Csépa zum Beispiel sind sie zu Tausenden ausgegraben worden; nur ganz vereinzelt und stellenweise zeigten sich darunter Bronze- und Eisengeräthe.

Redner geht nun zu den Bronzen über und sagt, dass die ungarischen Bronzen durch ihre eigenthümlichen Formen in ganz Europa bekannt sind. Es scheint ihm ganz unzweifelhaft, dass die Donauländer eine Cultur hatten, die von der anderer Länder verschieden war. Er erinnert die Herren, dass es diese Bronzen waren, welche sie in Stockholm bestimmt hatten, den Congress nach Pest zu verlegen.

Ausser den Waffen und Schmuckgeräthen, welche die Krieger trugen, ist Ungarn auch reich an Werkzeugen, die theils aus Bronze, theils aus Kupfer gefertigt waren. Gussformen, Metallbarren und halbfertige Gussproducte beweisen eine einheimische Industrie.

Auch die Töpferwaare zeigt in mancher Hinsicht eine solche Vollkommenheit und so eigenthümliche Formen, dass sie für Pannonien charakteristisch erscheinen können.

Als eine sehr interessante Erscheinung bezeichnet Redner die Sammlung des Baron Nyari aus Pilin, wo ganz kleine Urnen und kleine Bronzen vorkommen, wobei man zweifeln könnte, ob es Kinderspielzeuge waren, oder ob man im Kleinen erzeugte, was im Grossen zu theuer gewesen wäre. Merkwürdig auch sind die schönen und seltenen Stempeln, sowie die Nachahmungen von Thieren, wie Schafe, Ochsen und Schweine, deren eigentlicher Zweck kaum zu errathen ist.

Unter den vielen, unzweifelhaft localen Fabrikationen trifft man auch Erzeugnisse sehr ferner Zonen an, so zum Beispiel Muschelperlen aus den Muscheln des indischen Meeres, Perlen aus polirtem oder rohem Bernstein des baltischen Meeres, oder andere aus geschmolzenem Glas, welche von civilisirteren Völkern herstammen. Dieses Vorkommen zeigt bestimmt von Handelsverbindungen mit fernen Meeresküsten.

Die grossartigen Erdaufwürfe (Avarenringe) und Gräben, die man überall in Ungarn findet, sind die Zeugen, dass hier

einst kriegerische Völker hausten, welche sich und ihre Heerden gut zu verschanzen wussten.

Was die Eisenzeit betrifft, so erklärt der Redner den grossen Mangel an Eisengeräthen damit, dass dieselben bisher gänzlich unterschätzt und ihres gewöhnlich sehr unscheinbaren Aeusseren halber selten gesammelt wurden.

Der Herr General-Secretär endete seinen Vortrag damit, die versammelten Herren Gelehrten zu bitten, ihr Hauptaugenmerk auf die in seinem Vaterlande jedenfalls wichtigste Culturepoche, die der Bronzezeit, zu lenken.

Nach dieser Begrüssung folgte die schon im Programme angekündigte und von Vielen mit Spannung erwartete Abstimmung über zwei Anträge, welche, wie die Statuten es fordern, schon in Stockholm gestellt wurden.

Der Eine davon ist von geringerer Wichtigkeit, er besteht in dem Vorschlage, dass jene Herren, welche durch vier Jahre als Vicepräsidenten gewählt wurden, diesen Ehrentitel bleibend führen sollen. Der andere Vorschlag jedoch ist von hoher Wichtigkeit für die wissenschaftliche Bedeutung und vielleicht für die ganze Zukunft der Congresse. Er beantragt, dass nicht die französische Sprache allein bei den Versammlungen und Publicationen des Congresses in Anwendung komme. Der internationale Charakter eines solchen Congresses widerspricht an und für sich einer solchen exclusiven Massregel, hier kommt aber noch der Umstand in Betracht, dass es einem Lande, dessen Bevölkerung eine Weltsprache spricht, doch nicht leicht zuzumuthen ist, dass dessen wissenschaftliche Autoritäten bei den Verhandlungen nur einen geringen oder gar keinen Antheil nehmen, weil ihnen die französische Sprache nicht geläufig ist. Dieser Umstand trifft zumeist die Deutschen, welche nunmehr in diesen Wissenschaften mitreden wollen, selten aber der französischen Sprache genug mächtig sind, um in die Discussion mit Erfolg eingreifen zu können.

Trotz diesem begründeten Bedenken hatte der Conseil gegen diesen Antrag gestimmt, und da diese Ansicht des Conseils, nicht der Antrag selbst, zur Abstimmung kam, wurde mit der Annahme des Conseilantrages die Sprachenfrage verworfen.

Sonach kamen die Wahlen für das Bureaux, die folgendes Ergebniss hatten:

Protector des Congresses ist: Se. k. k. Hoheit der Herr Erzherzog Joseph.

Präsident: Herr Franz von Pulszky.

Ehren-Präsidenten: die Herren: Capellini, Gründer, und Worsaae, vormaliger Präsident.

Vice-Präsidenten: die Herren: Bertrand, Broca (Frankreich); Dupont (Belgien); Conestabile (Italien); Evans, Franks (England); Hildebrand (Schweden); Ipolyi (Ungarn); Lepkowsky (Oesterreich); Pigorini (Italien); Virchow (Deutschland); Wurmbrand (Oesterreich).

General-Secretär: Herr Abt Dr. Romer.

Secretäre: die Herren: Bellucci (Italien); Cazalis de Fondouce, Chantre (Frankreich); Hampel (Ungarn).

Hilfs-Secretäre: die Herren: de Baye (Frankreich); Issot (Ungarn).

Conseil: die Herren: Aspelin (Finland); Cotteau (Frankreich); Dognée (Belgien); Dudik (Oesterreich); Grewingk (Russland); Haynald (Ungarn); Handelmann (Deutschland); Hébert (Frankreich); Kollmann (Deutschland); Montelius (Schweden); Nyari (Ungarn); Schmidt (Dänemark); Selys de Longchamps (Belgien); Joylie (Grossbritannien).

Den nächstfolgenden Tag begannen die Verhandlungen.

Von Herrn M. Badanyi kam eine Mittheilung zum Vortrag über einen Fund von Feuersteinen, die mit den Knochen des Höhlenbären zusammengelagert in der Haligoczer Höhle gefunden wurden.

Herr Evans meint, dass die Form der Feuersteine nicht diejenige wäre, wie sie für die paläolithische Periode von ihm und Anderen angenommen würden. Da auch einige Topfscherben von offenbar jüngerer Zeit unter den obgenannten Gegenständen lagen, konnte auch ich mich nicht für die erwiesene Gleichzeitigkeit der Fundobjecte aussprechen.

Ich las nun dem Congresse eine Abhandlung über die bisherigen Funde in den Höhlen Oesterreichs vor, und lenkte die Aufmerksamkeit des Congresses, und besonders der Ungarn, auf die von mir und meinem Bruder, dem Grafen Heinrich Wurmbrand, in jüngster Zeit gemachten Entdeckungen im Löss des Donaubeckens.

Eine ganze Reihe von gleichmässig unter dem Lösse eingebetteten Knochen, welche in Joslovitz mit zugeschlagenen Feuersteinen und Holzkohlen vorkommen, und oft die unwiderleglichsten Spuren von Bearbeitung an sich tragen, beweisen das Zusammenleben des Menschen mit den Thieren der Diluvialepoche in weit klarerer Weise, als es die Höhlenfunde bisher gethan, da die Lagerungsverhältnisse hier geologisch festzustellen sind, was dort nicht immer der Fall ist. Aehnliche Funde im Löss sind auch kürzlich in Deutschland besprochen worden.

Herr Bertrand, Director des Museums in St. Germain, frägt, wie viel Feuersteine sich bisher vorgefunden, worauf ich erwiederte, das 20 bis 30 Stück in meinem Besitze sind und sehr viele andere leider früher verschleppt wurden.

Herr Evans ist wieder mit der Form dieser Feuersteine, welche mit denen Nord-Frankreichs und Belgiens nicht übereinstimmen, nicht zufrieden und meint, dass hier vielleicht eine nachträgliche Umgrabung möglich gewesen wäre.

Dem gegenüber musste ich darauf hinweisen, dass der in unseren westlich gelegenen Ländern vorkommende Feuerstein die Erzeugung so grosser Feuerstein-Artefacte, wie wir sie aus St. Acheuil und Amiens kennen, überhaupt unmöglich macht, und zeigte ferner den Schichtendurchschnitt vor, woraus sich ergibt, dass überall gleichmässig die ungestörte Lössdecke 5 bis 12 Meter betrage.

Herr v. Zavisza (Warschau) legt seine schon aus Stockholm bekannten, sehr interessanten Funde aus den Höhlen Polens vor, welche zu den schönsten Höhlenfunden gehören und die Gleichzeitigkeit der Diluvialfauna mit dem Menschen auch in diesen Ländern nachweisen.

Aus dieser grauen Vorzeit führt Professor Capellini (aus Bologna) uns noch weiter in die Pliocenperiode. Er hat in den oberen Pliocenschichten Toscanas mehrfach petrificirte Knochen des Balaenotus gefunden, welche ganz deutlich Spuren von scharfen Hieben zeigen, welche sie im frischen Zustande erhalten hatten. Capellini glaubt, sie rühren von Menschenhänden her.

Herr Evans meint, dass, wenn auch das Alter dieser Knochen unzweifelhaft ist, der Beweis nicht geliefert ist, ob

nicht Fische solche scharfe Eintiefungen in die ursprünglich sehr weichen Knochen gemacht haben könnten.

Dieser Ansicht schliesst sich auch Herr Porto-Segurn (Gesandter aus Brasilien) an, indem er besonders den Schwertfisch vor Augen hat.

Professor Broca (Paris) erklärt, dass er, obwohl er früher an der Existenz des tertiären Menschen gezweifelt, diesen Knochen eine grosse Bedeutung für die Lösung dieser Frage zumisst. [1])

Die nächste Discussion bewegte sich um grosse, schön zugeschlagene Feuersteine, welche Herr Dr. Jaquinot im Diluvium bei Sauvigny-les-Bois (Nièvre) gefunden hat und welche er nach der Form zu classificiren wünscht, weil er einen neuen Typus darin findet.

Obwohl sonst die Classificirung nach Formtypen sowohl für Steinwerkzeuge, als besonders für Bronzen so beliebt sind und sich gerade auf dies Feld die meisten ausländischen Gelehrten verlegen, so wurde der Typus Sauvigny doch von den Herren l'Abbé Bordé (Frankreich), Mr. Dupont (Belgien) und Mr. Franks (Conservator am britischen Museum in London) nicht angenommen. Nach ihnen gleichen diese Feuersteine vielmehr dem Typus von Spienne und gehören in die neolithische Periode. [2])

Gleich darauf las Mr. Bertrand eine Abhandlung des Mr. Reboux vor über die Chronologie der Quaternärzeit auf Grundlage von Feuersteinformen.

Nachmittags sprach Professor Szábo über das Vorkommen des Obsidians in Ungarn und erwähnte der Fundstellen von

---

[1]) Ich kann hier nicht verschweigen, dass nach dem Congresse Professor Capellini die Knochen in meinem Beisein dem Director Professor Steindachner, einem der besten Ichthyologen, vorwies und Letzterer sich nicht dafür aussprach, dass der Schwertfisch oder ein anderer ihm bekannter Fisch diese Einschnitte hervorbringen könnte.

[2]) Die Form wird also offenbar für bestimmender als die Lagerungsverhältnisse selbst für den Feuerstein gehalten, obwohl er Jahrtausende bei allen Naturvölkern im Gebrauche stand. Es wird also, dem angenommenen Schema zuwider, somit unmöglicher gefunden, dass zu verschiedenen Zeiten bei verschiedenen Völkern, begünstigt durch gleiches Material, die gleichen Formen zugeschlagen wurden, als dass zu denselben Epochen, bei ganz ungleichem Material verschiedene Formen entstehen konnten.

vorgeschichtlichem Charakter, wo Obsidiane vorgekommen. Er machte auch die merkwürdige Entdeckung, dass auf der Insel Milo Obsidian in ziemlich bedeutender Menge vorkommt und auch dort zur Erzeugung von Werkzeugen ausgenützt wurde.

Herr Bellucci (Perugia) vervollständigt diese Mittheilung durch die Erwähnung, dass in Italien Obsidianmesser gefunden wurden, die zum Theil aus dem Obsidian der Insel Lipari zu stammen scheinen.

Herr Broca hielt nun einen längeren Vortrag über Trepanation in vorgeschichtlichen Zeiten.

Schon seit mehreren Jahren waren dem gelehrten Herrn Professor runde Scheibchen, welche aus der menschlichen Hirnschale herausgeschnitten wurden, übergeben worden, welche er als Amulette deutete, da sie oft mit einem Loche versehen waren. Später fand man in alten Gräbern Frankreichs Schädel, welche scharf ausgeschnittene, runde Löcher an der Schädeldecke hatten.

An einigen Schädeln waren die Ränder dieser Oeffnung so vernarbt, dass daraus auf eine Trepanation bei Lebenszeiten zu schliessen ist. Andere waren erst nach dem Tode dieser Procedur unterzogen.

Dr. Broca glaubt in diesem Vorgange einen Beweis religiöser Anschauungen zu finden. Man öffnete den Schädel der sogenannten Besessenen, um den bösen Geistern Raum zum Entweichen zu geben.

Solche Scheibchen wurden den Trepanirten nach dem Tode auch wieder in den Schädel gelegt.

Herr Professor Schaaffhausen (Bonn) erinnert an eine Stelle bei Strabo, der erwähnt, dass die Belgen die Schädel ihrer erschlagenen Feinde an dem Gürtel trugen, und meint, dass die Befestigung des Schädels durch ein solches Loch sehr erleichtert würde.

Professor Virchow findet sich durch die Beweise, welche Dr. Broca vorbrachte, sehr geneigt, die Trepanation anzunehmen.

Dr. Montelius (Stockholm) erwähnt eines Schädelfundes in Schweden mit einer gleichen Oeffnung. Später hält er einen Vortrag über die Ergebnisse seiner jüngsten Reise in Russland und Polen. Er hat in diesen Ländern besonders viele

Gegenstände aus der Steinzeit, oder besser gesagt aus der Zeit der polirten Steine, gefunden.

Viele darunter, besonders Feuersteingeräthe, wie die halbrunden Sägen, erinnern an schwedische und norddeutsche Vorbilder. Andererseits fehlen bis jetzt die grossen schönen Stücke, wie die Dolche, die grossen Aexte und Kratzer (Grattinus) mit Handhaben. Redner macht besonders aufmerksam auf eine Fundstelle bei Tula, woher über 150 Feuerstein-Artefacte stammen, welche sich nun im Museum zu Moskau befinden.

Herr Worsaae glaubt nicht, dass durch solche Formanalogien die Annahme jetzt schon 'gerechtfertigt erscheine, die Cultur der Steinzeit wäre aus Skandinavien nach Russland gelangt.

Den nächstfolgenden Tag (6. September) brachte uns die Eisenbahn nach Gödöllö, von wo aus vorerst eine Excursion mit Wagen nach Volka unternommen ward. Dort waren am Fusse von Hügeln, die mit alten Erdwerken befestigt gewesen zu sein scheinen, einige Gräber geöffnet.

Die Skelette lagen ohne Steinsetzung in der Erde. Kleine Bronzen, Perlen aus Glasschmelz und vorzüglich einige Topfscherben aus terra sigillatta lassen diese Gräber in die Zeit der römischen Occupation versetzen.

Nach einem Frühstücke in Gödöllö ging es per Bahn nach Hatvan, wo die Honoratioren des Comitates, die Edelleute der Nachbarschaft und viel Landvolk uns mit Triumphbögen, Anreden und Eljens empfingen.

Eine Erderhöhung in der Umgebung birgt einen Urnenfriedhof, worauf von den Gelehrten selbst Ausgrabungen gemacht wurden. Die Urnen stehen gruppenweise, 7 bis 8 Stück, zusammen und nicht sehr tief in der Erde. Sie sind, wenn auch mangelhaft, doch auf einer Scheibe gedreht, das Material ist bräunlicher Thon, der so schlecht gebrannt ist, dass die Urnen ausserordentlich leicht gebrechlich sind. Die Formen sind mannigfach, ich möchte fast sagen bizarr. Die Verzierungen bestehen in hervorragenden Knöpfen und Leisten oder in einer eigenthümlichen Methode, den weichen Thon vor dem Brennen mit einem bürstenartigen Instrument aufzureissen.

Die Ornamentirung, die Farbe und zum Theile die Form der Gefässe erinnerten mich an Urnen aus Rumänien, welche ich in der Wiener Weltausstellung unter der Bezeichnung Dacische Urnen gesehen habe.

Die Urnen in Hatvan waren mit Brandresten hie und da gefüllt. Zugaben von Metall fanden wir fast keine. Es sollen hie und da Bronzen und Eisengeräthe gefunden worden sein. Jedenfalls gehören diese Urnengräber einer nicht sehr frühen Culturperiode an. Im archäologischen Sprachgebrauche würde man sie slavische Urnengräber nennen, in Ungarn gelten sie, wie ich glaube, für hunnisch.

Neben dem Friedhofe zeigen starke Aschenlager wahrscheinlich die Stelle des Leichenbrandes an.

Das Diner in Hatvan mit allen Toasten, sowie den darauf folgenden Czárdás erwähne ich hier nur, um die ausserordentlich gastfreie und wirklich herzliche Weise, womit wir aller Orten empfangen und gefeiert wurden, dankend hervorzuheben.

Donnerstag, den 7. September, eröffnete der Präsident, F. von Pulszky, die Sitzung mit einer Abhandlung über das Kupferzeitalter.

Im National-Museum befindet sich eine grössere Menge von Waffen und Werkzeugen, die nicht aus Bronze, sondern, wie die Analyse gezeigt hat, aus Kupfer sind.

Dieses Kupfer gleicht seiner chemischen Beschaffenheit nach demjenigen, welches sich in Oberungarn vorfindet.

Die Formen dieser Geräthe gleichen nun nach der Ansicht des Redners nicht so sehr den Bronzen, wie sie in Ungarn vorkommen, als den Steinäxten und Steinhämmern. Es befinden sich darunter besonders schwächere Werkzeuge.

Es wäre somit in Ungarn zwischen der Bronzezeit und derjenigen der polirten Steine eine Kupferepoche zu setzen.

Mr. Evans ist nicht der Ansicht, dass die Kupfergegenstände im Allgemeinen den Steinwaffen ähnlicher sind, als denen der Bronzezeit, zu der übrigens nach seinem Schema auch die gebohrten Steinhämmer zum grossen Theile gehören. Nach seiner Ansicht hätte man bei Mangel an Zinn zur Legirung das vorhandene Kupfer verwendet, welches für manche Werkzeuge vielleicht selbst zweckmässiger erscheinen konnte.

Diesen Ansichten gegenüber verweist Pulszky darauf, dass wenn das Zinn gefehlt hatte, kein Grund vorhanden ist, warum die Formen sich verändert hätten, denn er hält es für unrichtig, dass zur Bearbeitung des Steines Kupfer geeigneter sei als Bronze.

Professor Capellini macht hierauf die interessante Mittheilung, dass Herr Blanchard bei Mossa in Italien alte Zinngruben entdeckt hat, die von den Etruskern ausgebeutet wurden.

Hierauf spricht der bekannte nordische Archäologe Worsaae über die Bronzezeit.

Die Funde aus dieser Periode mehren sich überall. In Indien, China und Japan sind alte Bronzen zum Vorschein gekommen, und doch will man gerade jetzt diese Culturepoche leugnen. In Ungarn finden sich Typen, die nirgend sonst vorkommen, Russland, England, Griechenland und Skandinavien haben ebenso specielle Formtypen, welche wieder nur diesen Ländern eigen sind.

Er zeigt die Zeichnungen von Bronzen, die nur in Skandinavien gefunden wurden. Eine neu entdeckte Gussstätte in Smörumövre beweist wieder, dass in jenen Ländern die Bronzen erzeugt wurden. Es mag sein, dass die Kenntniss der Bronze durch den Bernsteinhandel nach Norden gelangt ist, jedenfalls hat sich diese Industrie dort national entwickelt, während südliche Länder eine neue Civilisation erhielten.

Doch auch in anderen Ländern wie in Ungarn scheint eine Zeit der localen Culturentwickelung der Bronzezeit gewesen zu sein.

Mr. Bertrand erklärt sich mit diesen Ansichten einverstanden. Auch Dr. Pigorini unterstützt dieselben und meint, die Völker des Nordens hätten zur Steinzeit schon einen so hohen Grad der Cultur erreicht, dass sie befähigt gewesen wären, die Metallindustrie aufzunehmen und zu entwickeln. [1])

Dr. Hildebrand (Stockholm) will den grössten Werth darauflegen, diese für die verschiedenen Länder typischen Formen so zu gruppiren, dass sie in Provinzen getheilt wären. Er nimmt dabei wie Worsaae als typisch diejenige Form, welche zumeist oder ausschliesslich in gewissen Gegenden vor-

[1]) So wäre denn doch die Annahme gerechtfertigt, dass die Kenntniss der Bronze den nördlichen Völkern durch Handelswege zugekommen ist, es wird nur darauf Gewicht gelegt, dass zu dieser Zeit das Eisen unbekannt war, und dass sich eine heimische Bronzeindustrie von hoher Vollendung local entwickelte.

kommt, kommt diese Form dann auch wo anders vor, so erscheint sie ihm dort fremd. Er sagt, dass die Zone nördlicher Typen vom baltischen Meere gegen Mitteldeutschland zu gegen Osten sich abgrenze. Ungarn hätte einen Typus für sich und Polen zeigt wieder von beiden gewisse Verschiedenheiten.

Die Aufgabe der Archäologie wäre nun, wie man es im Norden und England gethan, diese Typen-Gruppen in Europa festzustellen.

Professor Handelman (Kiel) glaubt, dass der ungarische Opal einst eine ähnliche Rolle im Handel gespielt habe wie der Bernstein.

Herr Franks macht darauf aufmerksam, dass sich manchmal in den Museen Gegenstände befinden, deren Ursprung nicht genügend constatirt ist und dadurch irrthümliche Auffassungen Platz greifen könnten.

Professor Virchow ergreift nun das Wort, um über die Verhältnisse in Deutschland zu sprechen.

Die reinen Broncefunde werden dort immer seltener, die mit Eisen gemischten immer häufiger. Dies sei der Grund, warum man die reine Bronzezeit vielleicht zu übereilt negire und nur von einer Metallzeit sprechen wolle. Professor Virchow theilt nicht ganz diese Ansicht. Er glaubt, man müsse in dieser Frage die Verhältnisse der verschiedenen Länder unterscheiden, während im Norden Deutschlands sich kein Widerspruch erhob, protestirten die Forscher in Süddeutschland gegen diese Dreitheilung, weil dort sich fast immer Eisen mit Bronze fand. Es kann sich nun derselbe Gegenstand im Süden mit, im Norden hingegen ohne Eisen vorfinden, und so den verschiedenen Perioden zugezählt werden.

Eisen wird in Deutschland sehr häufig, Kupfer nur in Schlesien gefunden. Die Kupfergegenstände, die man gefunden, gehören jedoch einer vorgeschrittenen Periode an. Ein Fibula aus Kupfer z. B. zeigt die Form, wie sie in Bronze häufig ist.

Worsaae meint, dass auch im Süden Deutschlands eine Bronzezeit gewesen sein müsse.

Herr Chantre (Frankreich) legt ein ausgezeichnetes, schön ausgestattetes Werk [1]), eine Monographie der Bronzezeit des Rhônebeckens dem Congresse vor und beleuchtet den Inhalt desselben.

Er theilt das Vorkommen der Bronze in drei Epochen ein. Die erste findet er in den Dolmen der Cevennen mit

[1]) Études paléo-ethnologique dans le Bassin du Rhône, âge du Bronze.

polirten Steinwaffen, im Rhônethal selbst kommt die reine Bronzezeit zum vollen Ausdruck, während in den Pfahlbauten von Möringen der Uebergang zum Eisen zu finden ist.

Seine ausserordentlich reichen Albums zeigen für jede dieser Perioden gewisse Formtypen, nach welchen Herr Chantre nicht mehr zweifelt, dass für Frankreich vor dem Erscheinen des Eisens eine reine Bronzezeit existirt hat.

Die Bronzetechnik ist wie es scheint nicht so sehr von Westen als von Süden nach Frankreich gekommen.

Ich erlaubte mir nun meinerseits darauf hinzuweisen, dass bei fast allen grösseren und gut untersuchten Bronzefunden in Oesterreich sich Spuren von Eisen finden. Wenn unsere Museen auch oft reiche Bronzesammlungen ohne Eisen zeigen, so mag dies wohl zum Theil daher kommen, dass das Eisen in der Erde zu unförmlichen Klumpen oxidirt und wahrscheinlich oft vernachlässigt wurde. Von allen den einzelnen Funden, die von Landleuten gemacht wurden, kann man sicher sein, dass sie die unscheinbaren Eisengeräthe verwerfen.

Die Frage der reinen Bronzezeit kann aber überhaupt nur dann gestellt werden, wenn es sicher ist, dass die von Worsaae als Repräsentanten bezeichneten Bronzen ohne Anwendung von Eisen erzeugt werden können, was ich bezweifle, wobei ich wesentlich auf die Verzierungen hindeutete.

Worsaae erwidert, dass die Ornamentik seiner Meinung nach nicht eingravirt wurde, sondern durch den Guss vorangebracht wäre. Er führt zur Unterstützung dieser Ansicht Herrn Morlots Werk über die Bronzeindustrie an.

Professor Pigorini macht eine sehr werthvolle Mittheilung über einige Fundstellen Italiens, wo eine grosse Anzahl von gleichen und ganz neuen Bronzegegenständen zusammenliegend entdeckt wurden. So hatte man z. B. in der italienischen Schweiz an einer Stelle über 100 derartige Stücke, an anderen Orten 27 und 37 vorgefunden.

Diese Funde unterscheidet der Vortragende mit Recht von Gussstätten. Er sieht darin vor Allem einen Beweis der Bronzezeit in Italien. [1])

---

[1]) Der Beweis für Handelsverbindungen aus Italien nach dem Norden scheint hier um so näher liegend, als Professor Pigorini die Aehnlichkeit mit Dolchformen des Nordens hervorhebt.

Herr Chantre hat ebensolche Depôts im Rhônethale gefunden. Die Aehnlichkeit der daraus entnommenen Waffen mit denen Italiens lassen auf die Herkunft aus dem letztgenannten Lande schliessen.

Worsaae sieht in solchen Massenfunden Weihegeschenke.

Herr Belucci (Italien) macht darauf aufmerksam, dass seiner Erfahrung nach, sogenannte Kupfergeräthe nach erfolgter chemischer Analyse sich manchmal als Bronzen erwiesen.

Professor Schaaffhausen erwähnt schliesslich die Beobachtung, welche Rossi in Italien und Boucher des Perthes in Frankreich gemacht, wonach gebrochene Bronzen in den einzelnen Theilen oft ein bestimmtes Gewichtsverhältniss haben und möglicherweise als Tauschwerthe dienten.

Nachmittags besprach ich den Urnenfund in Maria-Rast. Ich hatte in diesem Jahre die durch Professor Müller begonnene Ausgrabung fortgesetzt und theilte in Kürze die Ergebnisse derselben mit. Das Urnenfeld barg fast 200 Thongefässe der verschiedensten Grösse, 175 Bronzen und zwei Gegenstände aus Eisen.

Den Innenraum der grossen Bestattungsurnen füllte der Leichenbrand und die Beigaben, welche aus kleineren Schalen und Krügen, sowie aus Bronzen bestanden.

Der Formcharakter der Urnen zeigt im Allgemeinen eine gewisse Verschiedenheit, von denen der bisher bekannten Urnenfelder im Norden und Osten der Donau, welche sehr häufig den Slaven zugeschrieben werden. Als besonders merkwürdig führte ich den Umstand an, dass in diesen Urnen zwei römische Fibulae gefunden wurden, und dass ausserdem eine Gruppe von drei Urnen nachweisbar römischen Ursprunges ist. Die Wahrscheinlichkeit spricht sonach dafür, dass wir es hier mit einem kelto-germanischen Friedhofe zu thun haben, welcher bis in die Zeit der römischen Occupation hineinreicht. [1])

Herr v. Pulszky und Herr Bertrand wollen an die Gleichzeitigkeit der römischen Urnen mit den Uebrigen nicht glauben, für Letzteren ist der Fund besonders wichtig, weil die Formen an altitalische Typen erinnern und er darin wie in den ähnlichen Formen aus Matrei und Golasecca die Rechtfertigung

---

[1]) In dem Berichte des Fräulein J. Mestorf S. 24 ist meine Abhandlung nicht ganz richtig wiedergegeben.

der Annahme findet, dass sich die von den Etruskern unterjochten Italiker einst bis zum Brenner ausgedehnt hatten.

Betreffs der römischen Gefässe macht Herr Bertrand die Bemerkung, dass auch in Frankreich solche Objecte, welche einer jüngeren Zeit dem System nach angehören, mit älteren Gegenständen gleichgelagert vorkommen, diese werden dann aber immer als nicht dahin gehörig betrachtet.

Ich verwies die Herren auf die vollkommen gleichartige Stellung der römischen Urnen mit den übrigen und auf die Anwesenheit römischer Fibuläe in Urnen, welche sie für älter halten, und glaube, dass darin eben der Beweis der Gleichzeitigkeit gegeben ist.

M. Evans lenkt die Aufmerksamkeit der reinen Bronzezeit wieder zu. Er legt ein Album mit schönen Holzschnitten vor, worin auch er die Formtypen, welche in England die Epoche kennzeichnen, vereiniget hat. Gleichzeitig führt er an, dass zu jener Zeit die Steinbeile und Pfeilspitzen aus Feuerstein noch in Verwendung waren.

Herr Worsaae bezeichnet zwei Wege, welche die ersten Bronzen nach Norden gebracht, der eine geht über Frankreich nach England, der andere über Deutschland nach Skandinavien.

Herr Montelius spricht über die Entwickelungsgeschichte des Bronzekeltes, ich möchte sagen über das Wachsthumsverhältniss dieser Waffe, welche von der einfachsten Form zur complicirteren übergegangen ist.

Herr Zannoni (Bologna) bespricht die neuesten Ergebnisse der höchst interessanten durch ihn geleiteten Ausgrabungen bei Bologna. Er setzt diese Gräber in die voretruskische Zeit.

Nachdem zwischen Herrn Professor Broca und Herrn von Pulszky einige Bemerkungen über die Herkunft der Zigeuner gewechselt wurden, hält Professor Grevink einen Vortrag über die Steinsetzungen in Form eines Schiffes, welche sich an der Küste des Baltischen Meeres in Russland vorfinden.

Sie gehören nicht alle einer Periode an, und während die in Kurland bis in das neunte Jahrhundert hineinreichen, sind diese Steinsetzungen in Liefland in das vierte Jahrhundert vor Christi zu versetzen.

Der 8. September führte die Gesellschaft [1]) nach Erd und Batta. Stromabwärtsfahrend gelangte man vorerst nach Erd, wo vier Tumuli der bekannten centum calles eröffnet waren. Innerhalb eines Bohlenverschlages standen Thongefässe, welche die aus den Terramare bekannten halbmondförmigen Henkelverzierungen zeigten, es fanden sich ferner Bronzen, welche den Hallstätter Typus verriethen und eine Eisenaxt, so dass diese Gräber in die sogenannte erste Eisenzeit versetzt werden könnten.

In Batta, wo durch die Freundlichkeit des Grafen Wimpfen ein Frühstück bereit gehalten wurde, besah man romanische Erdwälle einer Niederlassung, welche den Namen Palentiane führten.

Cazalis de Fondouce (Frankreich) bespricht zu Beginn der nächsten Sitzung, 9. September, Ausgrabungen, welche er in den Tumuli Süd-Frankreichs vorgenommen, und welche Eisenwaffen und Bronzen des Hallstädter Typus zum Vorschein brachten.

Dr. Hildebrand meint, dass die gallischen Funde, welche man in Deutschland, Böhmen und Mähren, sowie im Westen Ungarns gemacht auf eine gallische Bevölkerung deuten, welche zur Cultur der germanischen Stämme viel beigetragen haben müsste.

Pigorini macht nun Mittheilung einer von Dr. Muriatti unternommenen Ausgrabung eines alten Begräbnissplatzes unter den Mauern der römischen Stadt Velleia. Er schreibt den Liguriern diese Stätten zu.

Herr Bertrand, Herr Broca und Herr Belucci treten in die Discussion ein, sowohl über die Zeit als die muthmassliche Bevölkerung der genannten Necrepole.

Herr Sadovsky (Krakau) bespricht in sehr gediegener Weise die alten Handelsstrassen für Bernstein vom Süden nach dem Baltischen Meere. Er zeigt, wie durch die früher sehr ausgebreiteten Sümpfe nur gewisse Verbindungswege möglich waren, die er in Uebereinstimmung mit den Angaben des Ptolo-

[1]) Da ich diese Fahrt nicht mitmachen konnte, führe ich das Ergebniss derselben aus dem in den „Matériaux", Band VII, 9. und 10. Heft, erschienenen vortrefflichen Bericht des Herrn Cazalis de Fondouce an.

mäus nicht nur constatiren konnte, sondern auf welchen auch wirklich Bronzen in etruskischem Style aufgefunden worden sind.

Herr Franks zeigt die Abbildungen von Gegenständen aus röthlichem Bernstein, welche aus Italien stammen, und erinnert, dass in Sicilien sowohl wie am Libanon Bernstein zu finden ist.

Herr Graf Zavisza (Warschau) legt eine in Volhynien gefundene Lanzenspitze vor, welche in Silber tauschirte Runen und die Verzierungen des Hakenkreuzes aufweist.

Nach einigen Mittheilungen von weniger hervorragendem allgemeinem Interesse schliesst Professor Henzelmann mit einem Vortrag über die Kunst der Gothen.

Nachmittags sprach der bekannte Anatom Professor Lenhossek über die macrocephale Deformation einiger alter Schädel, deren Nationalität nicht genügend nachgewiesen werden kann. Offenbar war die Deformation eine künstliche.

Professor Broca führt Hippocrates und Herodot an, welche bereits von solchen Deformationen Kenntniss hatten, und schreibt diese Sitte den Kymmriern oder Kymbriern zu.

Professor Virchow legt dem Congress die nach den statistischen Daten färbig ausgeführten Karten vor, welche die Haut-, Haar- und Augenfarben der Bewohner Deutschlands veranschaulichen. Das Resultat dieser mühevollen Arbeit ist, dass der Norden Deutschlands wesentlich eine blonde, der Süden eine brünette Bevölkerung aufweist, zwischen welchen eine neutrale Zone liegt.

Die von Gartet und Dupont seinerzeit gefundenen Mongoloiden, welche als turanische Rasse vom Norden Deutschlands hergekommen sein sollten, finden sich also in der Wirklichkeit nicht vor, wohl aber lässt sich von der Donau westwärts der Einfluss einer braunen Rasse constatiren.

Der nächstfolgende Tag war dem Studium der Museen geweihet.

Der 11. September brachte die Schlusssitzung des Congresses. Vor demselben sprachen noch mehrere Herren, von denen ich die wichtigsten Vorträge anführe.

Herr Scheiber (Ungarn) hat die Körpergrössen der Bewohner Ungarns mit denen der übrigen Länder Europas ver-

glichen und gefunden, dass die Magyaren das kleinste Mass besitzen.

Professor Koperniky (Warschau) bespricht die in vorgeschichtlichen Gräbern gefundenen Schädel, und findet sie im Gegensatz zur jetzigen Bevölkerung wesentlich dolichocephal.

Professor Kollman (München) constatirt, dass dieselbe langköpfige Bevölkerung auch in Deutschland sich in vorgeschichtlicher Zeit zumeist vorfinde, und weist auf die Wichtigkeit hin, die Nationalität der später sich ausbreitenden Kurzköpfe zu bestimmen.

Herr Bertrand legt zum Schlusse den Entwurf einer archäologischen Karte vor, welche die Fundgruppen der bekannten Culturperiode durch Farbentöne zur Anschauung bringt. Er unterscheidet darin die Kelten wesentlich von den Galliern, welchen er die Funde der ersten Eisenzeit zuschreibt.

Nachdem von den Herren Worsaae und Professor Capellini den Ausstellern und dem verdienstvollen Herrn Präsidenten Franz von Pulszky, sowie dem Generalsecretär Dr. Romer der Dank der Anwesenden ausgedrückt worden ist, verabschiedet sich der Präsident in herzlicher Weise von den Mitgliedern des Congresses und schliesst den Congress.

Der Ort des nächsten Congresses konnte nicht bestimmt werden, und es bleibt dem Comité überlassen, eine passende Stadt für den Congress des Jahres 1878 zu wählen.

Der Ausflug nach Magyárát war ausserhalb des vorher bestimmten Zeitmasses. Ich behalte mir vor, die Ergebnisse desselben bei Besprechung der Sammlungen zu erwähnen, da gerade von dieser Stelle eine Anzahl von Gegenständen zur Ausstellung gelangte. Hier will ich nur nochmals mit der grössten Anerkennung der Bemühungen des Organisations-Comités und der Freundlichkeit der Gutsbesitzer gedenken, welche bei der zweitägigen Reise nach Magyárát und Beni Alles aufgeboten, um das Studium der Alterthümer sowie die Kenntniss von Land und Leuten zu fördern.

Kleinere Mittheilung.

Die Existenz des Menschen in der Auvergne zur Zeit der Thätigkeit der dortigen Vulcane.

Bei der Versammlung der französischen Gesellschaft zur Beförderung der Wissenschaften im August v. J. zu Clermont-Ferrand machte Herr Pommerol Mittheilungen über seine Wahrnehmungen in Betreff der Gegenwart des Menschen in der Auvergne zur Zeit, als die feuerspeienden Berge jener Gegend noch in Thätigkeit waren. Schon im Jahre 1843 fand Herr Pomel Renthiergeweihe und geschlagene Feuersteine in den Sand- und Kieslagern bei Issoire, wo Herr Pommerol seitdem Elephantenknochen gesammelt hat; doch hat Pomel schon den Elephas prim. für dieses Land signalisirt, und das Renthier sowohl als das häufige Vorkommen des Pferdes festgestellt. Reste vom Auerochsen hat man in den Anschwemmungen von Cronelle, sowie versteinertes Holz gefunden. Der Feuerstein, von dem man Schaber und Messer gemacht hat, kommt aus den Sümpfen von der Limagne, doch scheinen zwei dieser Geräthe vom Feuerstein von Grand-Pressigny zu stammen. Herr Pomel fand am Ende eines Lavaabflusses drei geglättete und gravirte Knochen vom Ren. Nun ging ein Wasserlauf einst durch das Thal von Salière, wahrscheinlich der Allier, und dieser hat kalkige Feuersteine in viel grösserer Zahl dahin getragen, als vulcanische Steine, was beweiset, dass in der quaternären Epoche die Vulcane der Auvergne noch keineswegs erloschen waren. Herr Grandclément bestätiget dies mit dem Bemerken, dass man vor 15 bis 20 Jahren unter einem Lavastrome bei Chamalière ein alluviales, mit vielen Baumstrünken durchsetztes Lager fand, in welchem ein Stosszahn vom Elephanten vorkam; und Herr Pomel fügt bei, dass in Issoire in Mitten der Knochen vom Renthier, Hund und Pferd Meermuscheln gefunden wurden, welche zu dem Zwecke durchbohrt waren, um sie als Halsschmuck zu tragen. Bei Salière und Gergovie liefern die Anschwemmungen häufig Hirschgeweihe, welche zweifellos vom Menschen bearbeitet sind.

Dr. Much.

Vereinsnachrichten.

Die nächste Plenarversammlung der anthropologischen Gesellschaft wird am Dienstag den 13. März um 7 Uhr Abends stattfinden. Für dieselbe ist vorläufig angemeldet ein Vortrag des Herrn **Dr. Wankel** über Trepanwunden an vorhistorischen Schädeln.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Dr. **M. Much**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

VII. Band. Ausgegeben den 27. März 1877. Nr. 3.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt: Zweiter Bericht über die Pulkauer Fundstätte von Dr. J. N. Woldřich. — Protokoll der Jahresversammlung der anthropologischen Gesellschaft, am 13. Februar 1877. — Kleinere Mittheilungen: Urgeschichtliche Funde auf Pelagosa von F. v. L. — Die Terremare in Ungarn von Sr. — Literatur-Bericht von Dr. Much. — Vereins-Mittheilung.

Zweiter Bericht über die Pulkauer Fundstätte.

Von

Dr. J. N. Woldřich.

Herr Professor Joh. Dechant in Botzen hat gelegentlich seines Aufenthaltes während der vorletzten Ferien (1875) in Pulkau auf der daselbst befindlichen Fundstätte [1]) weiter nachgegraben und bei dieser Gelegenheit neben vielen Topfscherben noch andere wichtige Gegenstände gefunden. Derselbe hat mich ersucht, diese Funde zu beschreiben und dem Museum der „Anthropologischen Gesellschaft in Wien" zu übergeben, was hiemit geschieht.

Diese Funde rühren von derselben Stelle und aus derselben Lage her, wie die ersten Funde, und ich brauche diesfalls nichts mehr hinzuzufügen.

Die Gefässfragmente zeigen wieder dieselben Formen und dasselbe Materiale, sowie auch denselben Erhaltungszustand, wie ich sie bereits ausführlich beschrieben habe. Besonders hervorzuheben ist, dass sich darunter wieder Fragmente befinden mit den so merkwürdigen nach Innen gekehrten Höckern. Auch dieselbe rohe Verzierung durch Fingereindrücke auf Wülsten kommt wieder vor. Ein Randstück, wie es scheint von einem flachen Gefäss (Schüssel), zeigt auf der

[1]) Siehe meinen ersten Bericht im III. Bd. Nr. 1 1873 der Mittheil. der anthropol. Gesellsch. in Wien.

glatten Fläche seines nach Innen vorspringenden Randes eine neue, jedoch ebenfalls sehr rohe Verzierung, Fig. 1, nämlich

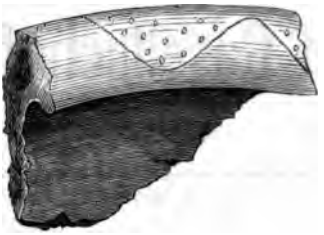


Fig. 1.

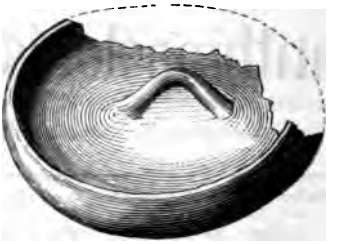


Fig. 2.

eine unregelmässig wellenförmige, eingeritzte Linie; die nach aussen gekehrten Felder sind mit eingedrückten kleinen Vertiefungen versehen.

Neu ist ein Topfdeckel von 8·5 Cm. Durchmesser mit nach aufwärts gekehrtem, 1·5 Cm. hohem Rand und einem kleinen Henkel in der Mitte, Fig. 2.

Ein krugförmiges, dünnwandiges Gefäss mit einem Henkel liess sich aus den vorgefundenen Fragmenten zur Hälfte zusammenstellen, Fig. 3. Dasselbe ist 10·5 Cm. hoch, der Durchmesser des kleinen Bodens beträgt 4·5 Cm., die Weite des tiefen Bauches 11·5 cm. und der Umfang des Bauches 37 Cm.

Fig. 3.

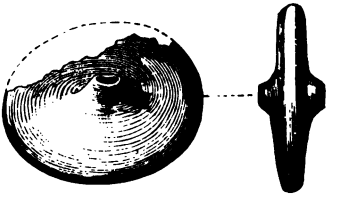


Fig. 4.

Ein Thonwirtel ohne Verzierung, Fig. 4, unvollständig, aus dunkler feiner Masse, schwarz geglättet, flach, hat einen Durchmesser von 5·5 Cm. und ein 5 Mm. weites Loch.

Ein Beschwersteinfragment von kegelförmiger Gestalt, aus geschwärztem, ungebranntem Thon hat einen Bodendurchmesser von 9 Cm.

Die übrigen Gefässfragmente sind theils Wandstücke, theils Bodenstücke mit Höckern, theils Henkel.

Unter den Artefacten aus Stein sind zunächst drei Mahlsteine (sog. Kornquetscher) aus Quarz zu erwähnen; der eine derselben ist durch den Gebrauch auf zwei Stellen abgerieben.

Sehr interessant und wichtig ist der Fund eines Feuersteinmessers und eines Steinbeils. Schon in meinem ersten Bericht erwähnte ich eines Kieselsteinsplitters, nur war derselbe unvollkommen und in seiner Form von gewöhnlichen derartigen Funden abweichend. Das vorliegende vom Herrn Dechant gefundene Feuersteinmesser hat die gewöhnliche typische Form, wie man sie in Höhlen aus der Steinzeit vorfindet; dasselbe ist aus braunem Feuerstein, 4 Cm. lang, 1·5 Cm. breit, geht auf einem Ende in eine Spitze über und hat eine abgenützte Scharfkante.

Das Steinbeilfragment stellt die untere, mit der Schneide versehene Hälfte eines in der Mitte abgebrochenen Beiles dar. Die Schneide ist zugeschliffen, schwach gebogen, 6 Cm. lang; der Körper ist etwas schmäler, nicht zugeschliffen, am abgebrochenen Ende 3 Cm. dick und besteht aus einem grünlichgrauen dioitartigem Gestein. Form und Gestein sind ähnlich wie an den Beilen, welche Graf G. Wurmbrand in den Seen Oberösterreichs gefunden hat.

Diese zwei Vorkommnisse sind von grosser Wichtigkeit; das erstere bestätigt die Ansicht, dass Feuerstein auch in einer sehr späten Periode (hier in der Bronzezeit) im Gebrauch war. Auch Graf H. Wurmbrand[1]), welcher bereits neunundzwanzig Fundplätze in Niederösterreich sorgfältig untersuchte, constatirte das Vorkommen von Bronze und Feuerstein zusammen bei Weikersdorf. Das zweite Vorkommen (polirtes Steinbeil) liefert Anhaltspunkte für Beurtheilung der Beziehungen zwischen den Land- und Seeansiedlungen unserer Gegend.

Ein Schleifstein aus sehr feinkörnigem Sandstein, 9 Cm. lang und 4 Cm. breit.

Ein Fragment einer Platte aus Quarzitschiefer, bei 8 Mm. dick, 9 Cm. lang und 8 Cm. breit, ohne Spur einer künstlichen Bearbeitung.

Aus Bein fand Herr Prof. Dechant neben vielen Knochensplittern ohne Bearbeitung eine Ahle (Löchelbohrer),

---

[1]) Mittheilungen der anthropol. Gesellsch. Wien, Bd. V. H, 1.

Fig. 5, welche 5·5 Cm. lang, 7 Mm. breit und 3 Mm. dick ist; dieselbe ist aus einem Knochensplitter gearbeitet, die Spitze abgerundet, nicht zu scharf, mehr stumpf und scheint viel gebraucht worden zu sein; als Löchelbohrer würde sie jetzt noch ihren Zweck erfüllen.

Fig. 5.

Ferner eine Art flachen, dünnen und spatelförmigen Schablöffel, aus einem dünnen abgesprengten Knochenstück (Rippe?), 4·5 Cm. lang, an dem einen Ende 1 Cm. und am anderen 2 Cm. breit; das letztere ist seitlich abgerundet, an der Kante von unten scharf zugeschliffen, quer über die Mitte geht eine seichte Furche.

Ich selbst fand bei einem Besuche dieser Fundstätte in den letzten Osterferien neben Topfscherben und einigen Knochensplittern einen anfangs wenig beachteten Schneidezahn eines Wiederkäuers (Ziege?), der sich jedoch bei näherer Besichtigung bearbeitet zeigte, und zwar ist die Wurzel desselben von der Innenseite bogenförmig zugeschärft, so dass sie das vollkommene Prototyp einer jetzt gebräuchlichen Schusterahle darstellt, Fig. 6, dieselbe ist 4·8 Cm. lang.

Fig. 6.

Aus Bronze fand Herr Prof. Dechant ein stark verbranntes und verschlacktes Fragment (vielleicht das Endstück des Handgriffs eines schneidenden Werkzeuges). Dasselbe zeigt nur zu deutlich die Spuren der stattgefundenen Verbrennung und bestätiget meine im ersten Berichte ausgesprochene Ansicht, dass diese Fundstätte der Bronzezeit angehört, obwohl ich damals aus Bronze selbst nichts vorfand.

Fauna. An Knochen fand Herr Dechant: Zähne vom Rind und vom Schaf (Ziege?); Wirbel, Fusswurzel und Phalangen vom Rind (Brachyceros?); Rippenfragmente vom Rind (?); Eckzahn- und Kieferfragmente vom Schwein (dessen Vorhandensein ich in meinem ersten Bericht nur nach dem unteren Gelenk einer rechten Tibia constatirte).

Sehr interessant ist ein unvollständiger Schädel vom Haushund. Leider ist derselbe defect und es fehlt fast die ganze Schädelkapsel; von Zähnen sind vorhanden: rechts zwei abgebrochene äussere Schneidezähne, der abgebrochene Eckzahn, der zarte Lückenzahn, der Reisszahn und die beiden

Höckerzähne, links der Reisszahn. Reiss- und Höckerzähne sind schwach abgekaut. Der Schädel trägt die unverkennbaren Spuren der Asche an sich, in der er gelegen ist. Die Schädelkapsel ist vielleicht des Hirns wegen aufgeschlagen worden.

Dieser Schädel gehört dem von mir beschriebenen Canis f. intermedius Wold. an [1]).

Wir hätten also in Pulkau zwei Hunde: den Canis f. palustris Rütim., dessen Unterkiefer ich a. a. O. beschrieben habe, und den Canis f. intermedius Wold. Der von mir a. a. O. beschriebene rechte Radius wird wohl dem C. f. intermedius und nicht dem C. f. palustris angehören.

Ueber die Fundstätte selbst erlaube ich mir noch die folgenden ergänzenden Bemerkungen.

Bei meinem abermaligen Besuche derselben während der letztverflossenen Osterferien (1876), zu einer Zeit, wo Baum und Strauch noch des Blätterschmuckes entbehrten und den Boden nur spärliche Vegetation bedeckte, entdeckte ich, dass der Hügel, auf welchem sich die Fundstätte befindet, mit einem Steinwall versehen war und zwar in Ost, Nordost, Nord und Nordwest; von da bis über Südost hat der Hügel einen natürlichen Abfall und es fehlt hier, wie überall bei solcher Lage, die Befestigungsmauer. Der Steinwall ist sehr zerfallen und niedrig, aber in Nord noch sehr deutlich für ein geübtes Auge zu erkennen. Ich habe denselben bei meinen ersten Besuchen im Hochsommer 1872 übersehen, weil derselbe gerade an der Fundstelle durch den Steinbruch, welcher in den Hügel hineingetrieben ist, verschwunden ist und sein übriger Theil durch dichtes Gestrüpp bedeckt war, das ich nicht näher untersuchte. An mehreren Stellen der Hügelfläche, welche bei 170 Schritte lang und bei 90 Schritte breit ist, tritt die stark aschige Erde zu Tage und Gefässscherben kommen an mehreren Stellen zum Vorschein.

---

[1]) Die betreffende Abhandlung folgt in der nächsten Nummer der Mittheil. der anthropol. Gesellsch.

Protokoll der Jahresversammlung der anthropologischen Gesellschaft, am 13. Februar 1877.

Vorsitzender: Dr. C. Freiherr von Rokitansky.
Schriftführer: Dr. M. Much.

Der Präsident eröffnet die Versammlung mit der Aufforderung an den Secretär, den Jahresbericht zu erstatten. Secretär Dr. Much erstattete nun den Jahresbericht mit folgender Ansprache:

Hochgeehrte Versammlung!

Wie bisher alljährlich, bietet auch im heurigen Jahre das Zusammentreten der anthropologischen Gesellschaft zur Jahresversammlung die Veranlassung, Rückschau zu halten über das gesellschaftliche Leben im abgelaufenen Vereinsjahre.

Indem ich dieser Gepflogenheit folge, drängt es mich, vorerst unserer Freude darüber Ausdruck zu geben, dass Seine Majestät der Kaiser geruht hat, unsere „Mittheilungen" allergnädigst entgegenzunehmen. Wir dürfen hierin wohl einen Act der kaiserlichen Anerkennung der Thätigkeit der Gesellschaft erblicken und uns der Hoffnung hingeben, auch in Zukunft besonderer huldvoller Beachtung Seiner Majestät theilhaft zu werden.

Leider hat die Gesellschaft auch zweier Verluste in diesem Jahre zu gedenken, und zwar des ihres Ehren-Mitgliedes, des Staatsrathes von Baer, und des ihres wirklichen Mitgliedes und Ausschussrathes, des Bergrathes Foetterle. Beiden wurden in einer der letzten Plenarversammlungen durch den Herrn Präsidenten freundliche Worte des Nachrufes gewidmet.

Was das innere Leben der Gesellschaft betrifft, so glaube ich die Rückschau über dasselbe am besten zu halten, wenn ich Ihnen kurz die Resultate unserer gemeinsamen Thätigkeit in Erinnerung bringe.

Unser Vereinsleben äusserte sich zunächst in den Vorträgen und in den verschiedenen kleineren mündlichen Berichten unserer Mitglieder. So danken wir Herrn Dr. Zuckerkandl Mittheilungen über ein mehrfaches Thema, und zwar über

einen Tolteken-Schädel, über die Zahndeformirung bei den Malayen und über Castration, und ich beklage es sehr, dass es bis jetzt nicht gelungen ist, diese werthvollen Beiträge zur Anthropologie zur Veröffentlichung in unseren „Mittheilungen“ zu erhalten. Aus seinen ethnologischen Studien auf der Balkanhalbinsel theilte uns Herr Kanitz interessante Beobachtungen über die moslimisch-bulgarischen Pomaci und Zigeuner im nördlichen Balkangebiete mit. In urgeschichtlicher Beziehung endlich erhielten wir sehr wichtige Beiträge zur Kenntniss der den vorgeschichtlichen Menschen begleitenden Thierwelt. Herr Professor Dr. Wilkens constatirte, wie er uns in einem, mit vielen Belegen ausgestatteten Vortrage erläuterte, eine neue Rinderrasse, Bos brachycephalus, die aus der Zeit der Pfahlbauten bis in unsere Zeit hereinreicht und uns darum näher angeht, weil sie nicht nur in der Gegenwart ihre hauptsächlichste Verbreitung in den österreichischen Ländern hat, sondern auch in vorgeschichtlicher Zeit vorerst auf österreichischen Fundorten, wie in den Pfahlbauten des Laibacher Moores, in den vorgeschichtlichen Ansiedlungen bei Deutsch-Altenburg und Stillfried in Niederösterreich auftritt. Wir dürfen von dem Verfolg der Entdeckung dieser Rasse und von der Ermittlung ihres einstigen und jetzigen Verbreitungsbezirkes, namentlich gegen Süden hin, noch manche in prähistorischer Beziehung wichtige Aufschlüsse erwarten und können daher Herrn Professor Dr. Wilkens für seine Arbeit nicht genug danken. Eine andere neue Hausthierrasse aus vorgeschichtlicher Zeit stellte Professor Dr. Woldřich auf, nämlich den Canis intermedius, der zwischen dem Olmüzer Hunde und dem Torfhunde in der Mitte steht. Auch diese neue Rasse erscheint vorerst nur in österreichischen Fundorten, und es hat nach den, an den Vertrag des Herrn Professor Dr. Woldřich angeknüpften Bemerkungen des Herrn Professor Dr. Jeitteles fast den Anschein, als ob dieser Canis intermedius ein Begleiter jenes Bos brachycephalus wäre. Professor Dr. Woldřich besprach überdies noch neuere, von Professor Dechant in Pulkau gemachte Funde. Custos v. Luschan gab uns eine Erläuterung der von der internationalen Commission adoptirten Zeichen für prähistorische Karten, indem er zugleich deren Unanwendbarkeit nachwies. Ihr erster Secretär endlich legte Ihnen Berichte vor über die Ausgrabungen bei St. Agatha

am Hallstädter See, und bei Harth in Niederösterreich, über den Erfolg der fortgesetzten Untersuchungen in den Pfahlbauten des Mondsees und des Laibacher Moores, dann über zerstörte vorgeschichtliche Ansiedlungen in Niederösterreich und über die ältesten Spuren des Ackerbaues in Europa.

Was unsere gemeinsame Thätigkeit auch für die Zukunft documentiren soll, das sind unsere Publicationen, deren vollendeter VI. Band in Ihren Händen ist. Wenn Sie denselben durchblättern, so werden Sie uns das Zeugniss geben, dass er an Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit des Inhaltes seinen Vorläufern nicht nachsteht. Sie werden in demselben einen Theil der vorerwähnten Vorträge niedergelegt finden, aber auch die erfreuliche Wahrnehmung machen, dass sich eine Zahl unserem Kreise bisher fremder Forscher als Mitarbeiter an unserem Werke betheiligte.

Um auch hier der Dreitheilung unserer Disciplinen zu folgen, erwähne ich zuerst der „Mittheilungen aus dem Museum der Gesellschaft" von Felix v. Luschan, und zwar über den Schädel eines Arica-Indianers, über Schädel aus einem Felsengrabe auf Malta und aus Gräbern von Pitten in Niederösterreich.

Auf dem Gebiete der Ethnographie der Gegenwart bewegten sich Richard Andree mit einer Arbeit über Tagewählerei, Angang und Schicksalsvögel in der Völkerkunde, und Felix Kanitz mit seinen schon erwähnten Mittheilungen über die moslimisch-bulgarischen Pomaci und Zigeuner im nördlichen Balkangebiete, und auf jenem der Paläoethnologie Dr. Fligier mit einer längeren Arbeit über die prähistorische Ethnologie der Balkanhalbinsel.

Unter den zahlreichen Beiträgen urgeschichtlichen Inhaltes finden Sie eine eingehende, mit einer Fülle von Beweismaterial ausgestattete Abhandlung des Freiherrn v. Andrian über den Einfluss der verticalen Gliederung der Erdoberfläche auf menschliche Ansiedlungen. Ein allgemeines Thema behandelten ferner Dr. Hermann Rollett in seinen urgeschichtlichen Controversen, Dr. Much in seinen Untersuchungen über den natürlichen und künstlichen Ursprung von Feuersteinmessern und anderen Objecten aus Stein. In specieller Beziehung berühren zunächst heimische Vorkommnisse die Herren Brauer und Dr. Dolesch in ihren Nachrichten über heid-

nische Begräbnissstätten bei Hostau und Bischofteinitz in Böhmen, v. Luschan in seinen Mittheilungen über Funde bei Nussdorf, Zogelsdorf und Moravan und über eine Urne aus Welebine bei Teplitz. Professor Dr. Woldřich brachte uns urgeschichtliche Notizen über Dalmatien, welche er auf einer Reise daselbst sammelte, Graf Heinrich Wurmbrand über einige noch nicht beschriebene Erdwerke in Niederösterreich, und Dr. Much über eine umwallte Ansiedlung bei Untersiebenbrunn im Marchfelde und über die Ergebnisse fortgesetzter Pfahlbauforschungen im Mondsee.

Fremdländische Vorkommnisse auf urgeschichtlichem Gebiete behandelten endlich H. Havelka in seinem Berichte über neu entdeckte Steinkisten in der Krim, v. Luschan in seinen Beiträgen über bearbeitete Knochen und Schlittknochen aus London, über Urnenfunde aus Jařocin und über einen phönizischen Votivstein aus Algier; Herr Dr. Wankel brachte uns als eine Frucht seiner Reise zum Congresse der russischen Anthropologen in Kiew eine mit Recht allseitige Aufmerksamkeit erregende Mittheilung über einen bei Smolensk in Russland gefundenen eratischen Granitblock mit phönizischer Inschrift, und von Paul Schumacher in San Francisco erfreuten wir uns eines Berichtes über die verfallenen Dörfer der Ureinwohner an der pacifischen Küste Nordamerikas.

Ausser diesen Abhandlungen finden Sie eine Reihe kürzerer Mittheilungen und Literaturberichte, die dem Buche, wie ich hoffe, nicht zum Nachtheile gereichen werden.

Wenn ich noch beifüge, dass unsere Publicationen ein Gegenstand fortgesetzter Nachfrage sind, und dass sowohl ununterbrochen Ansuchen anderer Gesellschaften um Schriftentausch einlaufen, als auch der buchhändlerische Absatz ein ansehnlicher ist, so werden Sie wohl hierin eine Anerkennung unseres Strebens erblicken dürfen.

Wenn ich andererseits nicht verhehlen darf, dass es fast den Anschein hatte, als sollten die traurigen Verhältnisse des äusseren Lebens nicht ohne Einfluss auf das gesellschaftliche Leben bleiben, so können wir doch heute sagen, dass die Gesellschaft sich nunmehr auf einem Punkte befindet, von dem aus sie einer glücklichen Zukunft entgegensehen kann.

Wie Sie ferner aus dem Munde des Herrn Custos und des Herrn Bibliothekars erfahren werden, haben die gesell-

schaftlichen Sammlungen auch in diesem Jahre eine reiche Vermehrung erhalten und der Herr Rechnungsführer wird Ihnen die Ausweise der Geldgebahrung und des Cassenstandes vorlegen, aus denen Sie ersehen werden, dass die Finanzen der Gesellschaft sich eines sehr günstigen Standes erfreuen.

Ihr Ausschuss ist endlich in der Lage, Ihnen heute, wie dies schon im Programme der heutigen Versammlung angedeutet worden ist, eine Angelegenheit zur Berathung und Beschlussfassung vorzulegen, deren glückliche Erledigung geeignet ist, nicht nur die Existenz der Gesellschaft überhaupt zu sichern, sondern auch ihrer Thätigkeit eine umfassendere Basis zu geben.

Hochverehrte Versammlung! Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, dass gerade der heutige Tag der Gründungstag der Gesellschaft ist; heute vor sieben Jahren wurde von unserem allverehrten Präsidenten die erste constituirende Versammlung mit geistreichen Worten eröffnet: möge sich dieser Tag auch diesmal als ein glücklicher bewähren!

Hierauf erstattet Herr Custos v. Luschan den Bericht über den Stand des Museums in Folgendem:

Verehrte Versammlung!

Ausführlich habe ich in meinem vorjährigen Jahresberichte darauf hingewiesen, dass die Anthropologie als Naturwissenschaft zu betrachten sei, und dass daher anthropologische Sammlungen heutzutage nur vom naturhistorischen Standpunkte aus in zweckmässiger Weise aufgestellt und geleitet werden könnten. Schneller als wir es je für möglich gehalten, haben mir seither die Thatsachen Recht gegeben: Durch die nach grossen und unseres Jahrhunderts würdigen Principien durchzuführende Reorganisation der Wiener Hofmuseen haben wir bereits heute die sichere Aussicht, in wenig Jahren anthropologische Sammlungen geniessen und benützen zu können, die jenes Ideal sofort erreichen, dem wir allein vielleicht erst nach langen Jahren, vielleicht gar nie nahe gekommen wären.

Neben den beiden bisher bestandenen naturhistorischen Hofmuseen werden zwei neue Museen gegründet, neben dem mineralogischen ein geologisch-palaeontologisches, neben dem

zoologischen ein anthropologisch-ethnographisches, und diesem letzteren strömen schon jetzt die werthvollsten Schätze aus allen Zeiten und Ländern zu. Mit kaiserlicher Munificenz dotirt, wird es ohne Frage eine der grössten Sammlungen der Erde sein, und wenn Sie heute beschliessen werden, auch unser Museum demselben einzuverleiben, so ist das nicht etwa ein Act blosser Loyalität gewesen, sondern ein Gebot wissenschaftlicher Nothwendigkeit und leider auch der einfachen Erwägung, dass in einer Stadt, in der von Seite eines reich dotirten öffentlichen Institutes mit grossem Eifer gesammelt wird, einer mit beschränkten Mitteln ausgestatteten Gesellschaft natürlich jede Aussicht auf neue Acquisitionen erschwert ist. Und schon in diesem Jahre hat sich der Einfluss des neuen Hofmuseums insoweit fühlbar gemacht, dass uns Geschenke nicht in dem reichen Masse zugeflossen, als dies in früheren Jahren der Fall war.

Meine heutige Aufgabe, Ihnen über unsere neuen Acquisitionen Bericht zu erstatten, kann ich daher in Kürze erledigen. Ich erwähne vor allem einen interessanten Schädel vom Reihengräber-Typus, der bei einem Baue bei Vöslau gefunden und über mein Ansuchen vom Herrn Architekten Krummholz uns überlassen wurde. Eine zweite Vermehrung hat unsere craniologische Sammlung durch einen Schädel erfahren, der allerdings ohne weitere Anhaltspunkte auf der Acropolis in Athen gefunden und uns von Herrn Professor Heldreich, dem bekannten Botaniker, übersandt wurde. Reichhaltiger sind unsere prähistorischen Acquisitionen gewesen; ich brauche Sie nur an die werthvolle Auswahl aus den grossartigen Funden von Laibach zu erinnern, die uns Hofrath Freiherr von Rokitansky überlassen.

Kaum weniger wichtig sind die schönen Funde aus dem Neusiedler Seebecken, ein Geschenk des Herrn Grafen Béla Széchenyi, die uns Herr Dr. Much in der letzten Sitzung vorgelegt hat, und auch unter den neuerlichen Funden aus Pulkau, über die Herr Professor Woldřich gleichfalls in der letzten Sitzung gesprochen, ist manches interessante Artefact zu verzeichnen. Indem ich hier die Reihe der neuen Acquisitionen schliesse, will ich nur noch wenige Worte über die Arbeit erlauben, mit der ich im letzten Jahre begonnen, unsere Sammlungen zu publiciren. Unter dem Gesammttitel: „Mittheilungen

aus dem Museum der Wiener Anthropologischen Gesellschaft" sind bisher zwölf Abschnitte in unserer Zeitschrift zum Drucke gelangt, und ich gedenke im Einverständniss mit dem Redactions-Comité meine Arbeit unter dem gleichen Titel im Laufe des nächsten Jahres zu Ende führen zu dürfen, wenn auch bis dahin unser Museum als solches aufgehört hat, zu existiren.

Herr Bibliothekar Dr. Polak fügt diesem Berichte einige Worte bei, worin er mittheilt, dass die Gesellschaft auch im vergangenen Jahre mit anderweitigen wissenschaftlichen Vereinen in lebhaftem Schriftentausche gestanden ist und dass von in- und ausländischen Gelehrten interessante und werthvolle Geschenke eingesendet wurden. Es müsse jedoch beklagt werden, dass bei den äusserst ungünstigen Localen, in denen die gesellschaftliche Bibliothek untergebracht ist, eine Aufstellung und Ordnung derselben, sowie eine Revidirung, um etwaige Lücken in den Einsendungen aufzufinden und zu completiren, unmöglich sei. Sobald ein solches Local beschafft sein wird, werde das Alles geschehen können.

Hierauf gelangt durch den Secretär nachstehender Bericht des Rechnungsführers Herrn Kanitz zur Verlesung.

Auf Grundlage des ziffermässigen Cassastand-Ausweises unseres Cassiers H. Prof. Dr. Woldřich habe ich die Ehre zu constatiren, dass die Gesellschaft an Einnahmen vom Jänner bis December 1876 verzeichnete:

1. Cassarest vom Jahre 1875	fl.	310.02
2. Mitgliederbeiträge pro 1873, 1874 und 1875 .	„	1220.—
3. Freiherr von Andrian für Mitgliedskarte auf Lebensdauer	„	80.—
4. Subvention des Ministeriums für Cultus und Unterricht	„	400.—
5. Subvention des k. k. Niederösterreichischen Landesausschusses	„	100.—
6. Für verkaufte Gesellschafts-Publicationen . .	„	302.40
Summe . .	fl.	2412.42

Die Ausgaben betrugen im gleichen Zeitraume:

1. Druck der „Mittheilungen"	fl.	764.15
2. Separatabdrücke für Autoren	„	64.69
Fürtrag . .	fl.	828.84

	Uebertrag . .	fl. 828.84
3.	Illustrationen	„ 408.08
4.	Buchbinder	„ 32.10
5.	Versendung der Zeitschrift	„ 116.12
6.	Museums- und Bibliothekskosten	„ 50.45
7.	Regie	„ 241.47
	Summe . .	fl. 1677.06
	Cassarest pro 1877 . .	„ 734.44

Auch in diesem Jahre habe ich unsere Einnahmen und Ausgaben aus den mir vorgelegenen Rechnungen in gleichlautende Titel ausgezogen und summirt, was nunmehr den verehrten Mitgliedern einen leichten Ueberblick und Vergleich der Rechnungsgebarung und Vermögens-Verwaltung unserer Gesellschaft gestattet.

Dank dem besonderen Eifer, mit dem Herr Prof. Dr. Woldřich auch die materiellen Interessen der Anthropologischen Gesellschaft seit seiner Uebernahme der Cassengeschäfte wahrnimmt, gereicht es mir zur angenehmen Pflicht, die Prosperität unserer gesellschaftlichen Einnahmen zu constatiren, welche gegenwärtig nicht nur unsere Ausgaben vollkommen decken, sondern uns gestatten, unseren Publicationen und sonstigen Forschungsarbeiten in diesem Vereinsjahre die wünschenswerthe Erweiterung zu geben.

Präsident Dr. C. Freiherr v. Rokitansky: Wir kommen nun zum vierten Gegenstande unserer Tagesordnung.

Zufolge statutenmässigen Austrittes scheiden im heurigen Jahre die Herren Dr. v. Arneth, Dr. Franz Ritter v. Hauer, Se. Exc. J. Graf Wilczek und Gundaker Graf Wurmbrand aus dem Ausschusse, und an der Stelle des verstorbenen Herrn Bergrathes Foetterle ist ein weiteres Mitglied mit zweijähriger Functionsdauer zu wählen. Ich empfehle Ihnen die Wiederwahl der ausscheidenden Mitglieder des Ausschusses und für die Stelle mit zweijähriger Functionsdauer die Neuwahl des Herrn Bergrathes H. Wolf.

(Wird einstimmig angenommen.)

Der Ausschuss schlägt Ihnen ferner vor für die Wahl zu wirklichen Mitgliedern den Herrn Dr. Hermann Rollet

in Baden und die k.k. Familienfonds- und Privatbibliothek Seiner Majestät des Kaisers.

(Erscheint einstimmig angenommen.)

Der Ausschuss hat endlich beschlossen, Ihnen die Wahl der Herren Dr. Richard Andree in Dresden, Professor Dr. Hans Hildebrand in Stockholm, des Fräulein J. Mestorf, Custos des Universitäts-Museums in Kiel, des Herrn G. de Mortillet, Attaché au Musée des Antiquités nationales in St.-Germain, und des Herrn H. Morselli, Aide de Clinque à Florence, zu empfehlen.

(Auch diese Wahlen werden mit Beifall einstimmig vorgenommen.)

Wir schreiten nun zum wichtigsten Gegenstande der heutigen Tagesordnung, nämlich zur Berathung und Beschlussfassung über den Antrag: die anthropologisch-urgeschichtliche Sammlung und die Bibliothek der Gesellschaft an das k. k. naturhistorische Hof-Museum abzutreten. Der Herr Secretär wird Ihnen seinen Bericht in dieser Angelegenheit vortragen.

Secretär Dr. Much:

Hochgeehrte Versammlung!

Unter den Aufgaben, welche sich die anthropologische Gesellschaft bei ihrer Gründung gestellt hat, erschien als eine der hervorragendsten, die Gründung eines Museums anthropologischer, ethnographischer und urgeschichtlicher Gegenstände und einer diesbezüglichen Fachbibliothek anzustreben.

Hochherzige Gönner der Gesellschaft und die Strebsamkeit der Mitglieder lieferten denn auch bis in die letzte Zeit so werthvolle und reiche Beiträge, dass wir uns der Hoffnung hingeben durften, in Kurzem eine wenigstens in anthropologischer und urgeschichtlicher Richtung bedeutende Sammlung zu Stande zu bringen.

In ähnlicher Weise verhielt es sich mit der angestrebten Fachbibliothek. Zahlreiche wissenschaftliche Vereine bewarben sich um unsere Publicationen im Tauschwege gegen die ihrigen und auch hierin erfreuten wir uns werthvoller Geschenke sowohl Seitens unserer Mitglieder als ausserhalb der Gesellschaft stehender Gelehrten.

Trotz dieses über Erwarten günstigen Anfanges und theilweiser Durchführung der gesellschaftlichen Aufgabe waren sowohl die anthropologisch-urgeschichtliche Sammlung als die Bibliothek dennoch ein Gegenstand steter Besorgniss Ihres Ausschusses. Es ist wohl auch ausser dem Kreise desselben bekannt, dass unseren Sammlungen ein Obdach fehlt. Wie Sie wissen, fand der anthropologisch-urgeschichtliche Theil derselben zuerst in der geologischen Reichsanstalt eine einstweilige Unterkunft, dann in der technischen Hochschule, über den Sommer des Jahres 1873 befand er sich im Weltausstellungspalaste, hierauf kurze Zeit im akademischen Gymnasium, und jetzt ist er in der kurzen Zeit seines Bestehens auf dem fünften Orte, im Gebäude der ehemaligen Gewehrfabrik in einem kleinen Raume, der eine wissenschaftliche Aufstellung und eine fortgesetzte Ansammlung ganz und gar ausschliesst, und so wenig dem Zwecke einer solchen Sammlung und der Würde der Gesellschaft entspricht, dass man Bedenken tragen muss, Fremde dahin zu führen. Und selbst dieses in jeder Beziehung ungenügende Local wurde uns gekündigt, und unsere Sammlung ist aufs Neue obdachlos.

In ähnlicher Weise verhält es sich mit der Bibliothek. Ohne ein Grosses auf eine Reihe von Jahren ausreichendes Local für beide Sammlungen ist es absolut unmöglich, dieselben nutzbar zu machen.

Diese Umstände waren oftmals Gegenstand der Besprechung Ihres Ausschusses, doch musste sich bei der Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen wohl jedem Einzelnen die Ueberzeugung aufdrängen, dass die Mittel der Gesellschaft nicht ausreichen, um das angestrebte Ziel eines anthropologisch-ethnographischen Museums und einer entsprechenden Fachbibliothek den heutigen Anforderungen der Wissenschaft gemäss, durchzuführen.

Es musste daher die Gesellschaft mit grosser Befriedigung erfüllen, zu hören, dass in den Organisationsplan des neuen k. k. naturhistorischen Hof-Museums die Gründung eines anthropologisch-ethnographischen Museums als einer besonderen Abtheilung derselben aufgenommen wurde. Wie uns unser Ausschussmitglied Herr Hofrath v. Hochstetter, der Intendant des k. k. naturhistorischen Hof-Museums mittheilte, sind die Vorbereitungen für diese neue Abtheilung der naturhistorischen Hofsammlungen im vollen Gange, und es werden die zahl-

reichen anthropologischen, prähistorischen und ethnographischen Sammlungen, welche dieser Abtheilung angehören, bereits geordnet und inventirt.

Nachdem auf diese Weise das, was die Gesellschaft mit ihren geringen Mitteln anstrebte der Verwirklichung im grossen, der Wissenschaft würdigen Massstabe entgegengeht, musste sich uns unwillkürlich die Frage aufdrängen, ob es nicht das Zweckmässigste sei, unsere obgedachten Sammlungen jenen des anthropologisch-ethnographischen Hof-Museums einzuverleiben und so mitzuwirken zu einem grossen gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Zwecke.

Die Frage wurde zur Entscheidung gedrängt, als auch von Seite des Herrn Intendanten des k. k. naturhistorischen Hof-Museums an die Gesellschaft die Anfrage gerichtet wurde, ob sie nicht geneigt wäre ihre Sammlungen (und eventuell auch die Bibliothek) den entsprechenden Sammlungen der anthropologisch ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hof-Museums einzuverleiben. Ihr Ausschuss, welcher nach den früher auseinander gesetzten Verhältnissen verpflichtet gewesen wäre, eine solche Anfrage auch unter günstigeren Umständen einer eingehenden Erwägung zu unterziehen, hat nach gewissenhafter Berathung den Beschluss gefasst, Ihnen eine bejahende Beantwortung der Anfrage zu empfehlen, denn er sieht darin die beste Lösung der Schwierigkeiten, welche die Gesellschaft mit ihren Sammlungen hatte.

Was zunächst die anthropologisch-urgeschichtliche Sammlung der Gesellschaft betrifft, so lassen sich wohl kaum geeignetere, glänzendere und würdigere Räume für die Ausstellung solcher Sammlungen denken, als jene, welche der in Anführung begriffene Museums-Palast bieten wird. Unsere derzeit noch mit empfindlichen Lücken behaftete Sammlung würde sich dort in ein grosses Ganze einfügen, und gäbe sodann mit der Sammlung des k. k. naturhistorischen Hof-Museums vereint ein umfassendes Bild der Urgeschichte unserer Länder und reichliche Gelegenheit zu vergleichenden Studien. Da zu dem Zwecke diesbezüglicher Arbeiten der Fachgenossen die Sammlungen nicht nur stets zugänglich, sondern auch eigne Zimmer zur Benützung für dieselben vorhanden sein werden, so werden hierdurch der Wissenschaft und der Gesellschaft zugleich solche Vortheile in der Benützung der Sammlung geboten werden, wie sie die

Gesellschaft sicher nie bieten zu können im Stande sein wird. Für die wissenschaftliche Nutzbarmachung der Sammlungen des Museums bietet die Organisation desselben ausreichende Gewähr, weshalb der Ausschuss von der Aufstellung irgendwelcher Bedingungen absehen zu können glaubt, und er stellt demnach im gleich grossen Interesse der Wissenschaft wie der Gesellschaft den Antrag auf freie, bedingungslose Uebergabe unserer anthropologisch-urgeschichtlichen Sammlung an das k. k. naturhistorische Hof-Museum.

In gleicher Weise ist es mit der gesellschaftlichen Bibliothek beschaffen. Nothdürftig in zwei verschiedenen Localitäten untergebracht, ist dieselbe eigentlich der Benützung noch weniger zugänglich als die Sammlung, und so wenig wie bei dieser ist auch in Betreff der Bibliothek eine baldige Besserung dieser misslichen Umstände zu hoffen, während dieselbe der entsprechenden Fachbibliothek des neuen Hofmuseums einverleibt und angemessen conservirt, jedem Forscher zur Verfügung stehen könnte. Es sprechen daher für die Ueberlassung der Bibliothek an das k. k. naturhistorische Hof-Museum die gleichen Gründe, zum Theile sehr dringender Natur, wie bei unserer Sammlung anthropologisch-urgeschichtlicher Gegenstände, doch stellt sich hier die Sachlage insofern etwas anders dar, als die Ueberlassung der Bibliothek zugleich die Consequenz haben würde, dass auch alle in Zukunft im Schriftentausche einlangenden und die sonstigen der Gesellschaft zugehenden Publicationen an die Bibliothek des Hof-Museums abgegeben würden. Um nun die Gesellschaft für die Verwendung ihrer eigenen Schriften zum Behufe des Schriftentausches zu entschädigen, hat der Herr Intendant des naturhistorischen Hof-Museums die Proposition gemacht, der Gesellschaft sowohl für die bereits angesammelte Bibliothek, als auch für die zukünftig einlangenden Druckschriften einen Kostenersatz nach Mass der hierfür verwendeten Anzahl der Exemplare der eigenen Publicationen (zum Durchschnittskostenpreise berechnet) zu leisten, und zwar von dem Zeitpunkte angefangen, wo er über eine Dotation für die anthropologisch-ethnographische Abtheilung des Hof-Museums verfügen wird.

Der Ausschuss müsste ein derartiges Uebereinkommen als ein äusserst glückliches bezeichnen, da hierdurch ein Theil der aufgewendeten Druckkosten wieder in die Casse der

Gesellschaft zurückfliessen und zur besseren Ausstattung ihrer Publicationen verfügbar würde.

In Erwägung aller dieser Umstände hat daher der Ausschuss der Gesellschaft nach eingehender Vorberathung in seiner Sitzung vom 16. Jänner d. J. beschlossen, der Jahresversammlung die Genehmigung der oben dargelegten Anträge zu empfehlen, und er formulirt dieselben in folgender Weise:

1. Die anthropologische Gesellschaft beschliesst ihre bisher zu Stande gebrachte anthropologisch-urgeschichtliche Sammlung dem k. k. naturhistorischen Hof-Museum zum Behufe der Einverleibung in die anthropologisch-ethnographische Abtheilung derselben zu überlassen; sie wird auch in Zukunft die an die Gesellschaft einlangenden anthropologisch-urgeschichtlichen und ethnographischen Gegenstände an dieses k. k. Hof-Museum übergeben.
2. Die anthropologische Gesellschaft beschliesst, ihre Bibliothek an das k. k. naturhistorische Hof-Museum abzustellen, auch alle in Zukunft an die Gesellschaft als Geschenk oder im Schriftentausche einlangenden Druckwerke an dieses abzugeben, und demzufolge eine entsprechende Anzahl ihrer eigenen Publicationen zum Schriftentausche zur Verfügung zu halten, wenn ihr die Kosten sowohl für die bereits angesammelte Bibliothek als auch für die in Zukunft einlangenden Druckwerke nach Mass der zu deren Erlangung wirklich verwendeten Anzahl der eigenen Publicationen, diese zum Durchschnittskostenpreise berechnet, ersetzt werden.
3. Die anthropologische Gesellschaft beauftragt den Ausschuss mit der Durchführung dieser Beschlüsse.

Präsident Dr. C. Freiherr v. Rokitansky: Ich habe dem, was Ihnen der Herr Secretär hier eingehend mitgetheilt hat, nur beizufügen, dass die Angelegenheit wirklich mit allem Eifer durchberathen worden ist und dass wir das Beste für die Gesellschaft und die Wissenschaft zu thun glauben, indem wir Ihnen die Beschlussanträge, welche der Herr Secretär vorgetragen hat, zur Annahme empfehlen.

Professor Dr. Jeitteles: Als ich meine Sammlung der Olmützer Funde an die anthropologische Gesellschaft überliess, geschah dieses mit dem Vorbehalte, dass dieselbe in einem eigenen Kasten aufbewahrt werden und die Inschrift bekommen

soll, welche ihren Ursprung und ihre Gleichwerthigkeit mit den Schweizer Pfahlbauten ersichtlich macht. Ich erlaube mir die Anfrage, ob dieser Vorbehalt im Falle der Uebergabe der gesellschaftlichen Sammlung aufrecht erhalten bleibt?

Secretär Dr. Much: Es ist selbstverständlich, dass die Gesellschaft die Gegenstände, die sie besitzt, rechtlich an Andere nur so abtreten kann, wie sie sie selbst besitzt, dass daher alle Vorbehalte und Verpflichtungen, welche etwa an einzelnen Gegenständen haften, respectirt, d. i. von dem neuen Besitzer mit übernommen werden müssen. So wurde beispielsweise bei Acquirirung des Brüxer Schädels von der Gesellschaft die Verpflichtung übernommen, dem Landes-Museum in Brünn ein Aequivalent dafür zu geben, was natürlich, wenn die Uebergabe beschlossen würde, nunmehr Seitens des naturhistorischen Hof-Museums geschehen müsste. Andrerseits hat das Museum des Joanneums in Graz von der Gesellschaft eine Anzahl von auf Kosten der Gesellschaft gebaggerten Fundgegenständen erhalten, wofür uns dasselbe noch ein Aequivalent schuldet; es würde also beispielsweise mit unseren Verpflichtungen auch dieser Anspruch auf den neuen Besitzer übergehen.

Professor Dr. Jeitteles: Ich beharre auf meinem Vorbehalte und erlaube mir die Anfrage, ob die Ausführung in dem neuen Museum möglich ist?

Hofrath Dr. v. Hochstetter: Es liegt in der Natur der Sache, dass alle grösseren Funde beisammen bleiben müssen; dieselben werden mit Aufschriften versehen werden, welche ihren Ursprung und den Auffinder ersichtlich machen; ich weiss aber nicht, ob es bei der Organisation des Museums möglich sein wird, den Olmüzer Funden einen eigenen Kasten zu widmen.

Professor Dr. Meynert: Ich bin der Meinung, dass diese Sache nicht in die Debatte, sondern in die Ausführung der Beschlüsse gehören dürfte. Wir verhandeln jetzt über die Frage, ob wir unsere Sammlungen an das Hof-Museum abgeben sollen; die Details gehören in die Ausführung, die zufolge des vom Herrn Secretär vorgetragenen Antrages sub 3 dem Ausschusse übertragen werden soll.

Hofrath Dr. v. Hauer: Ich glaube, dass wir bei der Uebergabe unserer Sammlungen dem Hof-Museum keine solchen Bedingungen auflasten können, welche dem Organisationsplane

desselben entgegenstehen. Wir würden sonst das Hof-Museum möglicher Weise in eine Zwangslage versetzen, dass es Gegenstände, die mit undurchführbaren Vorbehalten belastet sind, zurückweiset. In diesem Falle blieben die Olmützer Funde der Gesellschaft; allein sie müssten bei den geschilderten Umständen fortan in Kisten verpackt bleiben, wenn es der Herr Professor Jeitteles nicht etwa angemessener fände, dass ihm die Gesellschaft dieselben um den Ankaufspreis von 300 Gulden zurückverkaufe.

Professor Dr. Jeitteles: Ich nehme diese Erklärung des Herrn Vorredners zur Kenntniss mit dem Bemerken, dass ich bereit bin, auf den gemachten Antrag einzugehen, d. i. meine Sammlung um den dafür erhaltenen Preis von 300 Gulden zurückzukaufen, sollten die an die Abtretung geknüpften Bedingungen nicht erfüllt werden können und dass ich betreffs meines Vorbehaltes ein Schreiben an den Ausschuss richten werde.

Präsident: Nachdem sich Niemand mehr zum Worte gemeldet hat, werde ich die Anträge zur Abstimmung bringen.

Diese Anträge werden, nachdem die Beschlussfähigkeit der Versammlung im Sinne des §. 25 der Statuten constatirt worden war, mit Einstimmigkeit unverändert angenommen.

Hofrath Dr. v. Hochstätter: Hochgeehrte Herren! Ich danke Ihnen für den soeben gefassten Beschluss, und gebe Ihnen die Versicherung, dass ich, was in meinen Kräften steht, thun werde, um das neue Museum für die Wissenschaft so nutzbar als möglich zu machen.

Präsident: Wir haben mit Ausnahme der noch zu haltenden Vorträge unsere Tagesordnung erschöpft, und ich möchte nun noch einen Gegenstand zur Mittheilung bringen. Charles Darwin feiert heute seinen siebzigsten Geburtstag, ich beantrage daher, dass ihn die eben tagende Versammlung zu demselben telegraphisch beglückwünsche.

Wird mit Acclamation angenommen.

Es folgen hierauf die Vorträge von Professor Dr. Wilkens über einen verbesserten Apparat zum Zeichnen von Schädeln, von F. v. Luschan über Schlittknochen und Knochenschlitten, und von Dr. Much über einige auf den Gebrauch von Steinwaffen weisende Ausdrücke der deutschen Sprache.

Dr. Much, Secretär.

Kleinere Mittheilungen.

1. Urgeschichtliche Funde auf Pelagosa.

Der Afrikareisende Burton, Ingenieur Henisch und der Custos des Triester naturhistorischen Museums, Dr. Marchesetti, haben, wie ich einem Schreiben aus Triest entnehme, im vorigen Herbste eine wissenschaftliche Expedition nach Pelagosa unternommen, einer kleinen Felseninsel des adriatischen Meeres, die uns bisher eigentlich nur als „schöne Unbekannte" bekannt war. Neben wichtigen botanischen und geologischen Resultaten hatten die Herren auch prähistorische Erfolge, sie constatirten Reste eines ringförmigen Walles, zwischen denen sich Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein fanden, und haben auch „verkieselte" Menschenknochen mitgebracht, die mit dem Zahne eines unbekannten Thieres (Anthracotherion?) in einem Steinbruche gefunden wurden. Näheren Nachrichten über diese Funde müssen wir mit grösster Spannung entgegensehen.

Jänner 1877. F. v. L.

2. Die Terremare in Ungarn.

Bei Gelegenheit des prähistorischen Congresses in Budapest im verflossenen Herbste 1876 waren unter den zur Ansicht aufgestellten Objecten einige, besonders von Tószeg, Szihalom und anderen Orten, welche die Aufmerksamkeit des Herrn Dr. L. Pigorini, Director des prähistorischen Museums in Rom, dadurch auf sich gezogen hatten, dass selbe grosse Aehnlichkeit mit jenen aus der Terremare der Emilia zeigten.

Fräulein Mestorf und Herr Dr. Virchow theilten diese Ansicht und es wurde beschlossen, eine Excursion nach Tószeg zu machen, um an Ort und Stelle die nöthigen Studien vorzunehmen. Durch freundliche Vermittlung des Herrn von Pulszki wurden von Seite des betreffenden Grundbesitzers, Herrn Fr. v. Harkany, die Vorkehrungen getroffen, um die nöthigen Ausgrabungen ausführen zu können. Die Resultate dieser finden wir von Herrn Pigorini im Bull. di Paletn. ital. 1876, p. 231, gegeben, aus welchem wir nachfolgende Skizze geben.

Tószeg liegt zwischen den zwei Eisenbahnstationen Abony und Szolnok; 500 Meter von Tószeg entfernt liegt der Grund, in welchem die Funde gemacht wurden und schon von Abony aus bemerkt man einen isolirt stehenden Hügel, unter dem Namen Laposhalom und Kuczorgo bekannt, welcher die in Rede stehende Terremare umfasst.

Die Basis besagten Hügels besteht aus gelblichtem Thon, dieser wird von einer circa 75 Centimeter mächtigen Humusschichte bedeckt und der Rest ist Terremare, die sich bis circa

4 Meter Höhe erhebt. Der ganze Hügel hat circa 8 Meter Höhe. Die jetzige Ausdehnung dieses Terremare-Lagers beträgt circa 300 bis 400 Meter in Länge und circa 100 Meter in Breite.

Es zeigte sich, dass die Bewohner der Terremare von Tószeg an zwei verschiedenen Punkten der Basis des Hügels, in der Richtung von Nord gegen Süd, die Humus- und die darunter liegende Thonschichte beseitiget, zwei 80 und 90 Meter von einander entfernte, 25, resp. 20 Meter breite Gräben ausgeführt, und diese Gräben mit einem Materiale ausgefüllt hatten, das jenem des oberen Theiles des Hügels ähnlich ist. An der Spitze des Hügels erheben sich zwei Erhöhungen, welche in Richtung und Ausdehnung parallel den erwähnten Gräben geführt sind. Ferner ist zu bemerken, dass der Hügel zum Theil auch jetzt von einem Damme umgeben ist, welcher wahrscheinlich denselben in von uns nicht fernen Zeiten ganz umschlossen haben muss.

Dieser Damm aus graulichtem Thon bestehend, enthält hie und da Kohlenstücke, wenig Knochen und Scherben, die jenen der Terremare selbst identisch sind, und dann noch andere Objecte, die einer uns nahen Zeit angehören, woraus Pigorini mit aller Zuversicht den Schluss zieht, dass besagter Damm durch die Aufwühlung der obersten Schichte der Terremare aufgeführt worden sein dürfte. Wahrscheinlich zur Zeit der Avaren wurde, wie im Lande allgemein die Ansicht herrscht, der in Rede stehende Hügel einer jener befestigten Orte, die unter dem Namen Gyurushatom bekannt sind, mit einem Ringe oder einer Bastion umgeben und vielleicht auch zwischen diesem und der intact gelassenen Terremare ein Graben ausgeführt etc.

Die in den oberwähnten Gräben enthaltenen, sowie die am obersten Theile des Hügels vorfindlichen Materialien, sind ihrer Beschaffenheit und Zusammensetzung nach gänzlich jenen der Emilia gleichartig und zwar identisch mit jenen von Casaroldo, über welche Station Pigorini am prähistorischen Congresse in Stockholm ausführliche Mittheilung gemacht hat.

In Casaroldo und auch an anderen Terremare-Fundorten Italiens sind zwei Schichten bemerkbar, die untere besteht aus kleinen Streifen von Asche und Thon, von Kohlenfragmenten schwarz gesprenkelt, und durch kleine Holzstückchen röthlich gefärbt; der obere Theil hingegen besteht aus kalkigen und thonigen Materialien, theilweise calcinirt, und bildet nicht eine schichtenweise gelagerte, sondern eine homogene, fast ziegelfarbige Masse. Die Station von Tószeg ist ebenfalls derartig zusammengesetzt; hier und in Casaroldo finden sich in der untern, graulichfarbigen Schichte gebrochene Knochen,[1]) Fragmente von Mahlsteinen, einzelne Schalen von Unio,[2]) durchbrochene Conchylien,

[1]) Nach Virchow dem Eber, Pferd, Reh, Rind angehörig.

[2]) Unio pictorum, Unio batavus, von den Einwohnern der Terremare als Speise verwerthet.

Knochengeräthe, Scherben u. a. nicht oder nur zufällig durch Feuer verändert; in der oberen röthlich gefärbten Schichte finden sich keine Kohlen, keine Holzstücke, keine Asche, keine Unioschalen, keine Thierreste, keine Artefacte und nur zufällig eine durch starkes Feuer röthlich gefärbte Masse, manchmal verglast, verschlackt etc. Die untere Schichte wurde durch langsame Thätigkeit der Menschen, die obere durch Einfluss des Feuers gebildet.

Eine Eigenthümlichkeit der Terremare der Emilia sind die durch die ganze Höhe der Terremare-Lager reihenweise und senkrecht eingerammten Pfähle, die sich je nach den verschiedenen Zeiten in ebenso vielen aufeinanderfolgenden Reihen wiederholen. In Tószeg fand man den nämlichen Fall, da waren drei übereinander eingerammte Pfähle, dies beweisen die bezüglichen leeren Räume, in welchen die Pfähle nach und nach verwitterten und am Grunde einen dem Tabak an Farbe und Structur ähnlichen Rest hinterlassen hatten.

In der Terremare von Italien hatten die bezüglichen Bewohner in der Ebene ein Becken ausgegraben, in diesem ihre Häuser aufgeführt und diese mit einem Damme umgeben; es scheint, dass in Tószeg die Bewohner ihre Hütten an erhöhten Stellen errichtet haben, als Becken dienten die zwei parallel laufenden Gräben etc.

In der Terremare der Emilia dienten die Pfähle im Becken als Träger der Hütten; Asche, Kohlen, Knochen, Schalen u. s. w. wurden zwischen den Pfählen in so lange geworfen, bis diese Materialien an ihre Wohnungen reichten, dann wurden diese durch Feuer oder anderer Weise zerstört, eine zweite Reihe Pfähle eingesetzt, um die neu errichteten Häuser zu stützen, und dies dann noch ein drittes auch viertes Mal wiederholt; auch in Tószeg konnte man drei aufeinander folgende Reihen Pfähle nachweisen und dazwischen die schichtenweise gelagerten röthlich farbigen Materialien.

Pigorini glaubt mit dieser Mittheilung die Aehnlichkeit der Terremare von Tószeg mit jener der Emilia nachgewiesen zu haben. Hiezu bemerkt Pigorini, dass ersterer Ort einer jüngeren Zeit angehört, als die Terremare in Italien, obschon man Stein und Bronzegeräthe aufgefunden hat; selbe dürften höchstens der Periode der Etruski'schen Stationen von Marzabotto und Sanpolo gleichkommen, wenn nicht vielleicht gar einer uns noch näheren Zeit, und zwar wegen des Vorkommens gediegener Töpferarbeit; als gleichzeitig mit obbenannten zwei italienischen Fundorten dürften unter mehreren anderen Artefacten namentlich die kleinen aus Thon roh ausgeführten Thierfiguren sich zeigen.

Sr.

Literatur-Bericht.

M. Cartailhac: L'âge de pierre dans les souvenirs et les superstitions populaires.

Cartailhac zeigt in diesem Werke, dass die Erinnerung an das Steinalter im Volke nicht verschwunden ist, dass sich dieselbe vielmehr in den Mythen und im Aberglauben erhalten habe. Die Mythe vom Donnerkeile findet sich zu allen Zeiten und ist auf der ganzen Welt verbreitet; die Erinnerung an den Cultus des Beiles ist überall von grosser Bedeutung, sei es im Oriente oder bei den Lateinern und Griechen, oder im Norden Europas. Cartailhac verweilt insbesondere bei der rituellen Verwendung von Steingeräthen bei feierlichen Ceremonien und bei den Gebräuchen gewisser Geheimlehren, und zeigt zu diesem Zwecke eine beträchtliche Anzahl von wenig gekannten oder bis jetzt schlecht verstandenen literarischen Nachrichten. Von besonderem Interesse sind beispielsweise die Pfeilspitzen aus Feuerstein, welche in Metall und in Form von Herzen oder in anderer Gestalt gefasst, als Amulette dienten, und deren sich eine erheblichere Zahl, als man meinen sollte, in den verschiedenen Museen findet. Am bemerkenswerthesten ist indess das Bruchstück einer Steinaxt, welche im Museum von St. Germain aufbewahrt wird, und eingravirte Figuren und eine Inschrift enthält; oberhalb sehen wir die Gestalt des Mithras neben dem niedergeworfenen Stiere, den er an den Hörnern fasst. Wir haben sonach in dieser Darstellung einen zweifellosen Hinweis auf den Cultus dieser Gottheit, aber auch den Nachweis, dass die Steingeräthe damals schon, als dieser Cultus noch in Uebung war, als etwas uralt Heiliges betrachtet worden sein mussten.

Dr. Much.

Vereins-Mittheilung.

Fachgenossen, welche über einen, in die von der anthropologischen Gesellschaft gepflegten Disciplinen einschlägigen Gegenstand einen Vortrag zu halten oder kürzere Mittheilungen zu machen wünschen oder diesbezügliche Abhandlungen in den „Mittheilungen" der Gesellschaft zu veröffentlichen beabsichtigen, werden gebeten, sich diesfalls an den ersten Secretär, Dr. M. Much, VIII. Bezirk, Josefsgasse Nr. 6, zu wenden.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Dr. **M. Much**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

VII. Band. Ausgegeben den 16. Mai 1877. Nr. 4. u. 5.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt: Ueber einen neuen Haushund der Bronzezeit *(Canis familiaris intermedius)* aus den Aschenlagen von Weikersdorf, Pulkau und Ploscha von **J. N. Woldřich.** — Ein prähistorischer Schädel mit einer halbgeheilten Wunde auf der Stirne, höchstwahrscheinlich durch Trepanation entstanden, von **Dr. Heinrich Wankel.** — Aufklärungen (Entgegnung auf Bemerkungen in Betreff der Bohrung von Steingeräthen und in Betreff thönerner Lampen und Löffel) von **Gundaker Graf Wurmbrand.** — Die Forschungen der kaiserlichen archäologischen Commission zu St. Petersburg von **Joh. Hawelka** in Moskau. — Kleinere Mittheilungen: Ueber die zoologische Methode in der Anthropologie von **Dr. Much.** — Programm der Organisirung einer besonderen anthropologischen Gruppe bei der Weltausstellung 1878 in Paris von **Dr. Much.** — Berichtigungen zu dem „Bericht über den VII. archäologischen Congress in Pest" Heft I u. II. — Vereins-Mittheilung.

Ueber einen neuen Haushund der Bronzezeit
(Canis familiaris intermedius)
aus den Aschenlagen von Weikersdorf, Pulkau und Ploscha.

Von

J. N. Woldřich.

Dem grossen Interesse des Herrn Heinrich Grafen von Wurmbrand in Sonnberg für anthropologische Forschungen, mit welchem derselbe urgeschichtliche Vorkommnisse seiner Umgebung aufmerksam verfolgt, haben wir schon so manchen schönen Fund zu danken, wie dies aus den Mittheilungen unserer Gesellschaft und aus den Sammlungen unseres Museums hervorgeht.

Vor einem Jahre erhielt ich vom Herrn Grafen einen Hundeschädel nebst Skelettheilen aus Weikersdorf in Niederösterreich zur Bestimmung zugeschickt. Ich hielt den Schädel beim ersten Anblick für einen Canis f. matris optimae Jeitt.; da er mir jedoch etwas verdächtig vorkam, behielt ich denselben zurück, bis ich zu einer genaueren Untersuchung desselben Zeit fand. Mittlerweile erhielt ich von Herrn Prof. Dechant in Bozen eine für das Museum unserer Gesellschaft bestimmte Sendung aus Pulkau, welche ein Hundeschädelfragment enthielt, das mit dem Schädel aus Weikersdorf übereinstimmte. Bei der Zusammenstellung des Materials für die in Angriff genommene

Arbeit erinnerte ich mich auf Unterkieferfragmente, die ich bei Gelegenheit der Ausstellung im Jahre 1873 als dem Canis f. matris optimae Jeitt. angehörig bezeichnete, die mir aber aufgefallen sind. Und in der That fand ich in dem von mir verfassten Katalog der Ausstellung [1]) einen Unterkiefer unter dieser Bezeichnung aus Ploscha in Böhmen (aus meiner Sammlung) und einen solchen aus Weikersdorf in Niederösterreich (vom Herrn Grafen Heinrich Wurmbrand) angeführt, von denen der letztere factisch mit einem Fragezeichen versehen ist.

Bei der nun unternommenen näheren Untersuchung des Weikersdorfer Schädels zeigte es sich, dass derselbe weder dem Canis f. matris optimae Jeitt., noch auch dem Canis f. palustris Rütim. angehört, sondern eine neue Form aus urgeschichtlicher Zeit darstellt, und dass mit diesem die oben besprochenen Funde aus Pulkau, Ploscha und Weikersdorf vollständig übereinstimmen.

Es ist nothwendig, dass nun zunächst das Vorkommen (Charakter der Fundstellen), der Erhaltungszustand und die Art der Knochen dieser Hundereste besprochen werden.

Schädel und Skelettheile aus Weikersdorf A.

Die Fundstätte entdeckte Herr Gundaker Graf von Wurmbrand [2]) im Jahre 1872 und berichtet über dieselbe wie folgt:

„Dicht neben dem Bahnhofe befindet sich eine Ziegelei, die ich zufällig besuchte. Mein erster Blick fiel auf eine beträchtliche Menge von Topfscherben, Knochen etc., welche zusammengehäuft bei Seite gelegt waren. Den prähistorischen Charakter dieser Trümmer sogleich erkennend, fragte ich die Arbeiter um das Vorkommen derselben und erfuhr da, dass derlei Gegenstände, mit Asche und Menschenknochen (Schädeltheilen) vermengt, häufig beim Lehmabstechen gefunden werden.

Nach einigen Tagen kehrte ich zu dieser Stelle zurück und liess Nachgrabungen anstellen, deren Resultat folgendes ist:

---

[1]) Katalog der urgeschichtlichen Ausstellung der anthropol. Gesellsch. in Wien 1873, S. 29 und 36.

[2]) Fundnotizen, Mittheil. der anthropol. Gesellsch. Bd. III. 1873, S. 118.

An dem nördlichen Hügelabhange, dort wo der Ziegelschlag sich in den Lehm eintieft, traf man in Zwischenräumen von 2—3 Klaftern auf alte Aushöhlungen (Gruben), welche mit den besagten Gegenständen ausgefüllt waren.

Längs des Einschnittes, welcher den Ziegelschlag umgibt, fand ich noch fünf solche Höhlungen in der Hälfte durchschnitten. Sie waren regelmässig eingeschnitten und hatten die Form eines umgekehrten Kegels. Die Höhe betrug 6′, der obere Durchmesser 8—12′, der untere 5—9′.

Ausser diesen fünf Höhlungen konnten noch vier nachgewiesen werden, die innerhalb des von den Ziegelschlägern ausgehöhlten Raumes sich befanden, so dass deren neun auf einem Flächenraum von 60—70 Quadratklafter sich befanden. Obwohl die Abstände von einer Grube zur andern ziemlich gleichmässig waren, konnte ich doch keine vollkommene Regelmässigkeit der Vertheilung nachweisen.

Die Ausfüllung der Gruben trennte sich durch die dunkle Farbe scharf von der Ackerkrume ab, welche sie 25″ hoch bedeckte.

Der Inhalt weist im Allgemeinen manche Aehnlichkeiten mit den Fundcharakteren von Göllersdorf auf. Auch hier fand sich nur wenig bearbeitetes, doch offenbar als Steinaxt zugerichtetes Geschiebe und ein Hornsteinsplitter unter Thongefässen so edler Form und ausgezeichneter Arbeit, wie sie in der entwickelten Bronzezeit gewöhnlich nur vorkommen. Allerdings finden sich auch Töpfe der rohesten Art, durchaus mit der Hand aus grobgemengtem, mit Quarzkörnern reichlich vermischtem Lehm geformt.

Die feinen Thongefässe sind schüssel- oder schalenartig mit rundem Boden, gerade aufstehenden Seitenwänden, mit geraden sich kreuzenden Strichen verziert und mit Graphit geschwärzt.

Sehr häufig sind an letzteren Gefässen die Erhabenheiten und Vertiefungen, welche als Verzierung dienen, nur mit Fingern ausgeführt.

Ausser den genannten stylistisch schönen Formen der feinen Gefässe kommen noch sehr verschiedene Topfwaaren vor, welche mehr und minder geschmackvoll genannt werden können.

Hervorzuheben ist noch eine ganz kleine, mit der Hand geformte Schale, auf drei Füsschen ruhend, ein siebartig durchlöcherter Gefässboden, ein Theil eines Gefässrandes von ganz

ungewöhnlicher Grösse und Dicke und durchlöcherte Lehmpyramiden (Beschwersteine oder Gewichte).“

Herr Heinrich Graf von Wurmbrand[1]) bezeichnet diese Fundstätte mit „Weikersdorf A“ und berichtet über die in diesen Aschenlagen (Ustrinen) im Jahre 1874 gemachten Funde wie folgt:

„Im Ziegelschlage zu Weikersdorf A wurden gefunden:

1. Ein fast vollständiges menschliches Skelet[2]), in hockender Stellung begraben, dabei einige aufgeschlagene Thierknochen, zwei Stück Topfscherben, ein Steinartefact.

2. Zwei Theile eines Hirschgeweihes mit Schlagmarken.

3. Ein kleiner mit der Hand geformter Löffel aus Thon.

4. Eine kleine gebrochene Schüssel, ein grosser Topf und ein rundes kugelförmiges Gefäss, ganz erhalten, mit schön punktirten Linien verziert.

5. Drei Stück runde flache Scheiben mit Löchern, aus Thon gebrannt.

6. Vierzig bis fünfzig Gefässscherben und Henkel, verziert und von verschiedener Qualität.

7. Zwei geschliffene Steinmeissel.

8. Sechs bis 8 Schleifsteine mit Gebrauchsspuren, mehrere Feuersteinsplitter und vier Stück Arbeitssteine.

9. Theils calcinirte, theils aufgeschlagene Knochen vom Rind und Schwein.

Endlich fand der Herr Graf später daselbst auch eine schöne Pfeilspitze aus Feuerstein.“

Aus einer solchen Aschenlage (Ustrine) stammt endlich auch unser Hundeschädel nebst den mit demselben gefundenen Skelettheilen, welche, wie es scheint, ein vollständiges Skelet repräsentirten. Leider gingen durch die Arbeiter mehrere Knochen verloren, andere wurden beschädigt. Im Ganzen gehört jedoch dieser Fund zu den vollständigsten und gibt uns ein deutliches Bild des Thieres.

---

[1]) Mittheil. der anthropol. Gesellsch. in Wien, Bd. V. 1875, S. 34.

[2]) Ueber dasselbe berichtete Herr Prosector Dr. E. Zuckerkandl in den Mittheil. der anthropol. Gesellsch. in Wien, Bd. V. S. 233.

Sämmtliche Knochen tragen die deutlichen Spuren der Asche an sich, in der sie gelegen sind. Die Aschenreste an denselben habe ich absichtlich nicht vollständig beseitigt.

Der Schädel ist so vollständig calcinirt und so mürbe, dass er selbst bei der sorgfältigsten Behandlung wiederholt brach; um denselben consistenter zu machen, wurde er wiederholt mit Leimwasser eingelassen.

An diesem Schädel fehlen: die beiden Jochbögen, welche erst beim Ausheben abgebrochen wurden, zwei rechte Schneidezähne mit dem dazu gehörigen Incissivtheil; der vorderste linke Lückenzahn, dessen Alveole vernarbt ist, und der hintere linke Höckerzahn, welcher abgebrochen wurde. Beschädigt sind die Seitenwände des Choanenausschnittes, der rechte Orbitalfortsatz des Stirnbeins, das linke Nasenbein, die Spitzen der Eckzähne und der Schneidezähne und das Gaumenbein. Die Zähne sind schwach abgekaut, der linke Reisszahn etwas beschädigt. Die Oberkiefer-Stirnbeinnaht ist vollständig verwachsen. Vom linken Unterkiefer fehlt nur der Incissivtheil mit den Schneidezähnen und der vorderste Lückenzahn. Der rechte Unterkiefer ist beim Ausheben zertrümmert worden und wurde zusammengeleimt; an demselben sind vorhanden: der Gelenkhöcker mit dem Coronoidfortsatz, der horizontale Ast mit dem vorderen Höckerzahn, dem Reisszahn und hintersten Lückenzahn. Der Schädel stammt von einem vollkommen erwachsenen Thiere.

Auch die übrigen Skelettheile sind calcinirt und leicht zerbrechlich; es sind vorhanden: linker Humerus, rechter und linker Radius, rechte Ulna ganz, von der linken Ulna der obere Gelenktheil, rechtes und linkes Femur, linke Tibia, die rechte Beckenhälfte; der 7. Halswirbel, der 1., 2., 3., 4. und 12. Rückenwirbel, der 2., 3., 4. und 5. Lendenwirbel.

Eigenthum des Herrn Heinrich Grafen von Wurmbrand.

Ich habe diesen sowie viele andere Fundplätze in der Umgegend von Weikersdorf in Gesellschaft des Herrn Heinrich Grafen von Wurmbrand besucht, und auch die Funde desselben in Schloss Sonnberg besichtigt und glaube aus dem Gesammtcharakter des Vorkommens sowie der Art der Funde nach Analogien in Niederösterreich und besonders in Böhmen diese Fundstätte trotz der Feuersteinsplitter und Steinwerkzeuge der sehr vorgeschrittenen Bronzezeit zuschreiben zu müssen

(in welcher an analogen Fundstellen unserer Gegenden wahrscheinlich auch schon Eisen untergeordnet vorkommen dürfte).

Bezüglich des Erhaltungszustandes des Schädels erlaube ich mir zu bemerken, dass derselbe wahrscheinlich früher ausgekocht wurde (zum Zwecke des Genusses?), bevor er in die Asche gelangte, zumal eine noch so heisse Asche eine solche Calcinirung der Knochen nicht zu bewirken vermag, wie sie hier vorliegt.

Schädelfragment aus Pulkau.

Dasselbe fand Herr Prof. Dechant in derselben Fundstätte und in derselben Aschenschichte bei Pulkau in Niederösterreich, welche ich im Jahre 1873 als „Opferstätte“ [1]) im weitesten Sinne bezeichnete, „wo ein Volk der Bronzezeit in freier Natur seine Opfer hielt, die Knochen der geopferten Thiere aufschlug und wo die Opferungen mit der Verbrennung menschlicher Leichen verbunden sein mochten“. Ueber die zahlreichen daselbst gefundenen Objecte enthält der obige Bericht eine ausführliche Beschreibung.

Dieses Schädelfragment, dessen Knochen ziemlich fest sind, trägt die unverwüstbaren Spuren der Asche, in der es gelegen, an sich. Es fehlt an demselben fast die ganze Schädelkapsel, welche vielleicht des Hirns wegen aufgeschlagen worden ist. Die Oberkiefer-Stirnbeinnaht ist verwachsen, die Nasales sind zur Hälfte abgebrochen, ebenso der linke Zwischenkiefer und der vordere Theil des linken Oberkiefers. Von Zähnen sind vorhanden: rechts zwei abgebrochene äussere Schneidezähne, der abgebrochene Eckzahn, der zweite Lückenzahn, der Reisszahn und die beiden Höckerzähne, links der Reisszahn. Die Zähne sind schwach abgekaut. Der Schädel stammt von einem vollkommen erwachsenen Thiere.

Eigenthum der anthropologischen Gesellschaft.

Rechter Unterkiefer aus Weikersdorf B.

Derselbe ist durch Herrn Gundaker Grafen von Wurmbrand im Jahre 1873 mit anderen Knochen zur Ausstellung

[1]) „Eine Opferstätte bei Pulkau in Niederösterreich.“ Mitth. der anthrop. Gesellsch. Wien 1873, Bd. III. S. 1. Ein zweiter Bericht über diese Fundstätte ist in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien B. VII, 1877, Nr. 3 enthalten.

gesendet worden und stammt aus einer Aschenlage eines zweiten Ziegelschlages B bei Weikersdorf. In diesem kommen dieselben Aschengruben unter denselben Verhältnissen vor wie im ersten Ziegelschlage A. Herr Heinrich Graf Wurmbrand führt a. o. a. O. die weiteren Funde daselbst nachstehend an: „Eine grosse Schüssel mit drei Henkeln, drei Stücke kleiner Gefässe, eines in Becherform. Mehrere gebrannte Lehmstücke mit Abdrücken von Geflecht. Fünfzig bis sechzig verschiedene Topfscherben als Muster der am häufigsten vorkommenden, oder wegen der Zeichnung oder Henkelform auffallend. Ein Mahlstein, ein Stein, mit einer vertieften Rinne, wahrscheinlich ausgeschliffen, ein Feuersteinknollen (Nucleus), mehrere Arbeitssteine. Verschiedene Thierknochen. Interessant ist das Vorkommen eines Bronzemeissels und einiger Thonstücke der Terra sigillata ähnlich, welche in einem der Aschenlager (Ustrinen) und in ganz ähnlichen Verhältnissen wie die übrigen Gegenstände gefunden wurden".

Ich habe auch diesen Ziegelschlag besucht und glaube, dass die hier befindlichen Aschengruben mit den andern identisch seien und in dieselbe Zeit fallen.

Der Unterkiefer ist calcinirt, jedoch noch ziemlich fest; er trägt Spuren der Asche. Es fehlt der Incissivtheil, der Eckzahn und der vorderste Lückenzahn; der Winkel und der zweite Lückenzahn sind beschädigt. Er stammt von einem sehr alten Individuum her, da der Reisszahn sowohl nach innen als von oben sehr stark abgekaut ist, von den beiden Höckerzähnen ist fast die ganze Krone abgekaut.

Derselbe gehört dem Museum der anthropologischen Gesellschaft.

Rechtes Unterkieferfragment aus Ploscha in Böhmen.

Dasselbe stammt aus einer Aschenlage bei Ploscha in Böhmen und wurde von mir selbst gefunden, als ich im Jahre 1872 die ausgedehnten Aschenlagen, hier Ustrinen, böhmisch ostřina, genannt, die Verbrennungs- und Opferplätze in der Gegend von Brüx, Seidowitz, Morawes, Ploscha, Komotau, Postelberg besuchte. Ich besitze noch aus Ustrinen von Ploscha: Gefässscherben, einen Bronze-Armring und einen Bronze-Halsring, beide einfach; einen Unterkiefer der Torfkuhrace, Zähne

und Knochen vom Rind und Schwein, ein Schädelfragment eines menschlichen Schädels mit stark abgekauten Zähnen, ferner zwei Menschenskelete, sämmtlich noch nicht beschrieben. In Priesen wurden in diesen Ustrinen Steinmeissel und Schmuckkugeln, in Komotau eine Hornpfeife, bearbeitetes Hirschhorn, eine zugeschliffene Steinaxt und Gefässscherben gefunden.

Auch diese Ustrinen gehören in die sehr vorgeschrittene Bronzezeit.

Das Unterkieferfragment ist schwach calcinirt, ziemlich fest, mit Aschenspuren reich bedeckt und besteht aus dem horizontalen Ast mit dem 2., 3. und 4. Lückenzahn, dem Reisszahn, dem vorderen Höckerzahn und der Alveole des hinteren Höckerzahnes. Die Zähne sind ziemlich abgewetzt.

Eigenthum meiner Sammlung.

Was nun den Haushund aus urgeschichtlicher Zeit Europas anbelangt, war bekanntlich Rütimeyer [1]) der erste, welcher eine constante Hunderace für das Steinalter in den Pfahlbauten der Schweiz unter dem Namen „Torfhund — Canis familiaris palustris“ beschrieb. Ihm zunächst hat Prof. L. H. Jeitteles [2]) eine zweite Race für das Bronzealter aus den Torflagern von Olmütz und Troppau unter dem Namen „Hund der Bronzezeit — Canis familiaris matris optimae“ constatirt. Der von Canestrini [3]) aus der Terremare von Modena später beschriebene Canis familiaris minor stimmt mit dem „Torfhund“ überein.

Das Verdienst, die allgemeinere Verbreitung sowohl des Canis f. palustris als des Canis f. matris optimae dem Raume und der Zeit nach erwiesen zu haben, gebührt Jeitteles, welcher sehr eingehende und umfassende Studien über diese Hunde, sowie über ihre Abstammung unternahm. Seine schätzenswerthen Mittheilungen hierüber in der vorliegenden Fachschrift sowie in seiner Broschüre „Die Stammväter der Hunderacen,“

---

[1]) Dr. L. Rütimeyer, Fauna der Pfahlbauten der Schweiz. Basel 1861, S. 116.

[2]) L. H. Jeitteles, „Die vorgeschichtlichen Alterthümer der Stadt Olmütz und ihrer Umgebung“. Mittheil. der anthropol. Gesellsch. in Wien. II. Bd. 1872, S. 168 und 181.

[3]) Canestrini, Oggetti trovati sulle terremare del Modenese, 2. relazione, Modena 1866, S. 9.

Wien 1877, bilden eine nicht hoch genug gewürdigte Basis für weitere Untersuchungen auf diesem Gebiete. Es sei übrigens bemerkt, dass Jeitteles auch für den „Torfhund" die systematische Bezeichnung „Canis familiaris palustris" im Sinne Rütimeyer's wählte. [1])

Herr Edm. Naumann ist in seiner interessanten Abhandlung über die Fauna des Starnberger Sees [2]) zu dem Resultate gelangt, dass in den Niederlassungen im Würmsee, welche von der Steinzeit an durch die Bronzezeit hindurch, also während der Zeitalter der primitiven und multiplen Hausthierracen, bis gegen die historische Zeit bewohnt sein mussten, auch der Torf- und der Bronzehund, letzterer häufiger, vertreten war; dass daselbst auch der Haushund Nahrungsgegenstand war. Durch genaue Vergleiche der Reste der Roseninsel mit den Schädeln von Olmütz (Nr. 1 und 2) und Troppau kommt Naumann zu dem Schlusse, dass vom Canis matris optimae Jeitt. zwei Abänderungen vorhanden sind, die nicht auf sexuelle Modificationen oder individuelle Schwankungen zurückführbare Schwankungen zeigen. Von diesen beiden Abänderungen des Canis f. matris optimae ist die eine plumper, nach Art der grösseren Jagdhunde (Parforcehunde) [Olmütz Nr. 2], und die andere zarter, nach Art der Windhunde (Olmütz Nr. 1 und Troppau). Jeitteles stimmt dieser Auffassung bei.

Ich muss gestehen, dass mir bei Vergleichung dieser beiden Schädel im Jahre 1873 ihre Differenzen auch nicht blos auf sexuellen Differenzen beruhend schienen.

E. Naumann fand unter den Knochen der Roseninsel nur einen fast vollständigen Schädel (neben vier sehr unvollständigen Schädelfragmenten), der eine nähere Vergleichung zulässt, Nr. 7, und den er der parforcehundeartigen Race des Canis matris optimae Jeitt. zuschreibt. Derselbe zeigt unter den bis jetzt bekannten Hunden dieser Race die geringsten Dimensionen und nähert sich daher dem Canis f. intermedius,

---

[1]) Fitzinger's Academieschrift über die Abstammung des Hundes (1866), sowie seine später erschienene selbständige Schrift hierüber, sind, obwohl sonst sehr schätzenswerth, für vorliegende Zwecke nicht brauchbar, weil sie auf den anatomischen Bau nicht eingehen.

[2]) „Die Fauna der Pfahlbauten im Starnberger See". Archiv für Anthropologie. Bd. VIII. H. 1. Braunschweig 1875.

weist aber bedeutende Differenzen auf. Leider sind die Zähne desselben, welche für eine Vergleichung so wichtig sind, bis auf zwei Höckerzähne nicht erhalten. Der von Prof. Jeitteles von der Roseninsel beschriebene Unterkiefer des Canis f. matris optimae zeigt auch bezüglich der Bezahnung die charakteristischen Merkmale desselben.

Die Gesammtlänge des Schädels vom Canis f. intermedius aus Weikersdorf beträgt 164 Mm., die des Canis f. matris optimae mit Einbeziehung des Schädels der Roseninsel 170·5 bis 189 Mm., die des Canis f. palustris nach Rütimeyer aber 130—153 Mm. Das Verhältniss der Gesammtlänge zur grössten Oberkieferbreite ist beim:

Canis f. palustris Rüt. im Mittel wie . . . . . 144 : 56·8 = 100 : 39·44 Mm.
Canis f. matris optimae Jeitt. im Mittel wie 178·38 : 66·13 [1]) = 100 : 35·96 „
Canis f. intermedius Woldř. im Mittel wie . 164 : 64 = 100 : 39·02 „

Beim Canis f. intermedius ist also die Oberkieferbreite im Verhältniss zur Gesammtlänge des Schädels etwas kleiner als beim Canis f. palustris, dagegen bedeutend grösser als beim Canis f. matris optimae.

Die Nasenbeine sind beim Canis f. intermedius bedeutend länger als beim Canis f. palustris und viel kürzer als beim Canis f. matris optimae; sie verhalten sich zur Gesammtlänge des Schädels an der Basis beim:

C. f. palustris Rüt. im Mittel wie . . . . 44 : 144 = 30·55 : 100 Mm. n. Jeitt.
C. f. matris optimae Jeitt. im Mittel wie 69·6 : 178·38 = 39·02 : 100 „ „ „
C. f. intermedius Woldř. im Mittel wie . 59 : 164 = 35·9 : 100

Die Schädelhöhe des Canis f. intermedius über dem Keilbein ist etwas kleiner als beim Canis f. palustris, aber bedeutend grösser als beim Canis f. matris optimae; das Verhältniss zur Gesammtlänge des Schädels an der Basis beträgt beim:

C. f. palustris Rüt. im Mittel wie . . . 49·6 : 144 = 34·43 : 100 Mm. n. Jeitt.
C. f. matris optimae Jeitt. im Mittel wie 54.88 : 178·38 = 30·77 : 100 „ „ „
C. f. intermedius Woldř. im Mittel wie 55 : 164 = 33·5 : 100

Schon aus den vorstehenden Schädeleigenthümlichkeiten des Hundes von Weikersdorf geht allein hervor, dass derselbe weder dem Canis f. palustris Rüt., noch dem Canis f. matris optimae Jeitt. zugeschrieben werden könne, sondern dass er, in der Mitte zwischen beiden stehend, und sich

[1]) Ohne den Bronzehund der Roseninsel, nach Jeitteles.

mehr dem letzteren nähernd, eine bis jetzt unbekannte Hunderace repräsentirt.

Mit Rücksicht darauf sowie auf den Umstand, dass diese Hunderace in Weikersdorf an zwei verschiedenen Fundstellen, dann in Pulkau und in Ploscha in Böhmen vorkommt und zwar an allen diesen vier Fundorten stets in der typischen Aschenlage, und dass mit ihm auch der Hund von Roth am See in Württemberg übereinstimmt, glaube ich berechtigt zu sein, demselben einen Namen beizulegen. Ich bezeichne ihn mit Beziehung auf seine Stellung zwischen den bereits bekannten zwei Hunderacen (s. Tafel II) mit dem systematischen Namen „Canis familiarius intermedius.“ [1])

In den zunächst folgenden Tabellen, welche die Dimensionen des Schädels und einzelner Skelettheile vom Canis f. intermedius enthalten, habe ich des Vergleiches wegen auch die entsprechenden Daten vom Canis f. palustris und Canis f. matris optimae verschiedener Fundorte hinzugefügt, so dass die Tabellen die nachstehenden Nummern enthalten.

Schädel.

1. Schädel vom Canis f. matris optimae Jeitt. aus Olmütz Nr. 2 (parforcehundartige Abänderung), nach Jeitteles; einzelne Maasse an dem mir vorliegenden und mir vom Custos des Museums der anthropologischen Gesellschaft, Herrn Dr. F. v. Luschan gefälligst geliehenen Schädels ergänzend vorgenommen.

2. Schädel vom Canis f. matris optimae Jeitt. aus Olmütz Nr. 1 (windhundartige Abänderung), nach Jeitteles u. s. w. wie vorstehend.

3. Schädel eines Canis f. matris optimae Jeitt. von der Roseninsel im Starnberger See, Nr. 7, nach Ed. Naumann.

---

[1]) Es ist üblich geworden, die beiden bis jetzt bekannten Hunde der urgeschichtlichen Zeit kurz mit den deutschen Namen „Torfhund“ und „Bronzehund“ zu bezeichnen. Letztere Bezeichnung kann jetzt, da auch Canis f. intermedius der Bronzezeit angehört, nicht mehr gebraucht werden. Sollte dies dennoch der Fall sein, so müsste man den Canis f. intermedius nach seinem typischen Vorkommen in Aschenlagern analog dem „Torfhund“ und „Bronzehund“ etwa den „Aschenhund“ nennen.

4. Schädel nebst linkem Unterkiefer eines Hundes von Roth am See in Württemberg. Da Herr Prof. L. H. Jeitteles in seiner o. a. Schrift von einem „extrem kleinen Schädel" des Bronzehundes aus Roth am See im Stuttgarter Museum sprach und es mir schien, dass dieser mit dem Weikersdorfer Schädel übereinstimmt, habe ich mich an Herrn Prof. Dr. Fraas in Stuttgart gewendet, um diesen Schädel zur Ansicht zu bekommen, welche Bitte mit der grössten freundlichen Zuvorkommenheit sofort erfüllt wurde. Aus dem Begleitschreiben des Herrn Prof. Dr. Fraas geht hervor, dass dieser Schädel nicht erwiesen der Bronzezeit angehört, sondern dass derselbe im Jahre 1867 beim Bahnbau aus dem Moorgrund beim alten Kloster Roth am See ohne begleitende Funde gehoben wurde und allenfalls auch einem bei einer Jagd in späterer Zeit verunglückten Hunde zugeschrieben werden könnte. Trotzdem habe ich der grossen Uebereinstimmung wegen seine Dimensionen gemessen und der Tabelle beigefügt.

5. Schädel nebst linkem Unterkiefer des Canis f. intermedius Woldř. von Weikersdorf A in Niederösterreich.

6. Unvollständiger Schädel des Canis f. intermedius Woldř. von Pulkau in Niederösterreich.

7. Beschädigter Schädel des Canis f. palustris Rüt. aus der Pfahlbaustation Lüscherz. Durch die Freundlichkeit des Herrn Prof. Dr. Wilckens aus dem Museum der Hochschule für Bodencultur in Wien zur Vergleichung erhalten und selbst gemessen.

Unterkiefer.

1. Vom Canis f. matris optimae aus Regensburg. Derselbe wurde nebst dem Schädel mit charakteristischen Gefässen der Bronzeperiode im Jahre 1871 in einer Höhle im Juradolomit bei Regensburg gefunden und befindet sich im paläontologischen Cabinet zu München. Nach Jeitteles.

2. Vom Canis f. matris optimae Jeitt. von Auvernier am Neuenburger See. Nach Jeitteles. Sammlung Desor.

3. Unterkieferhälfte eines Canis f. matris optimae Jeitt. von der Roseninsel (Starnberg). Nach Jeitteles. Eigenthum des Herrn Landrichters Sigm. von Schwab in Starnberg.

4. Linker Unterkiefer von Roth am See (s. o.). Eigene Messung.

5. Linke Unterkieferhälfte vom Canis f. intermedius Woldř. aus Weikersdorf A (s. o.). Eigene Messung.

6. Rechte Unterkieferhälfte vom Canis f. intermedius Woldř. aus Weikersdorf B. Eigene Messung. Museum der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Eigene Messung.

7. Rechtes Unterkieferfragment vom Canis f. intermedius Woldř. aus Ploscha in Böhmen. Sammlung des Verfassers.

8. Linke Unterkieferhälfte vom Canis f. palustris Rüt. aus Rabenhausen, bez. „A 13" im Baseler Museum. Nach Jeitteles.

9. Linke Unterkieferhälfte vom Canis f. palustris Rüt. aus Pulkau. Eigene Messung. Sammlung des Verfassers.

Skelettheile.

1. Linker Humerus, linker Radius, rechte Ulna, linkes Femur, linke Tibia, 7. Halswirbel, 1., 2., 3., 4. und 12. Rückenwirbel, 2., 3., 4. und 5. Lendenwirbel, rechte Beckenhälfte, sämmtlich vom Canis f. intermedius Woldř. aus Weikersdorf A. Eigenthum des Herrn Heinr. Grafen von Wurmbrand.

2. Humerus, Radius, Femur, Tibia des Canis f. matris optimae Jeitt. von der Roseninsel. Nach Ed. Naumann.

3. Humerus des Canis f. matris optimae Jeitt. aus Auvernier. Nach Jeitteles. Sammlung Desor.

4. Humerus, Radius, Femur, Tibia des jetzt lebenden Windhundes. Nach Ed. Naumann.

Ferner sei bemerkt, dass die Maasse am Schädel des leichteren Ueberblicks wegen in folgender Hauptordnung einander folgen: Vier Gesammtdimensionen des ganzen Schädels; Dimensionen der Schnauze (Längen, Breiten, Höhen); Dimensionen der Schädelkapsel (Längen, Breiten, Höhen); Dimensionen der Bezahnung des Oberkiefers (Längen, Breiten, Höhen); Dimensionen des Unterkiefers sammt Zähnen (Längen, Breiten, Höhen).

Auch sei erwähnt, dass des leichteren Vergleiches wegen die Dimensionen: grösste Breite der Stirn zwischen den Orbitalfortsätzen, geringster Abstand der Augenhöhlen von einander, Entfernung der Orbitalspitze am Stirnbein vom höchsten Punkt des Jochbeines und Höhe des Schädels zwischen den Orbitalfortsätzen am Stirnbein und der Decke des Choanenausschnittes sowohl unter den Dimensionen der Schnauze als denen der Schädelkapsel angeführt erscheinen.

I. Schädel.

[1] Nach der Hälfte gemessen. — [2] Nach der Alveole gemessen. „—“ hinter der Coronarnaht. * Ergänzt.

	Canis f. matr. opt. Jeitt.			Canis f. intermedius Woldř.			C. f. pal. Rüt.
	Olmütz Nr. 2 (Parforcehundartig)	Olmütz Nr. 1 (Windhundartig)	Roseninsel Nr. VII	Hund von Roth am See	Weikersdorf A.	Pulkau	Lüscherz
Gesammt-Dimensionen.							
1. Schädellänge vom Vorderrande des for. magn. bis zu den Incisivalveolen	184	180	170·5	164	164	—	134* [a]
2. Vom Vorderrande der Alveole des vordersten Lückenzahns zum Vorderrande des for. magn.	155	150	143·5	137	135	—	117
3. Vom hintersten Punkte des Occipitalkammes zu den Incisivalveolen	206	198	198·5	185	184	—	152*
4. Grösste Breite des Schädels zwischen den Jochbögen	112	—	—	97	—	—	92 [1]
Schnauze.							
Längen.							
5. Länge des harten Gaumens	103	101	92·5	95	92	95	75*
6. Von den Incisivalveolen bis zum hinteren Ende der Nasenbeine	102	96	—	96·5	89	92	72*
7. Länge der Schnauze vom Alveolarrand eines der mittleren Schneidezähne bis zum Vorderrande der Augenhöhle	91	88	84	83·5	82	80	62*
8. Länge der Schnauze bis zum Hinterrande des for. infraorbitale	67	64	60	60	60	59	49*
9. Länge der Nasenbeine in der Mittellinie	68	70	—	64	59	—	—
10. Entfernung des unteren Endpunktes der Nasenbein-Mittellinie vom Alveolarrand eines der mittleren oberen Schneidezähne	41	30 rechts	—	34	33	—	—
11. Infraorbitalbrücke	25	26	26	25	23	rechts 23	19
12. Länge der Nasen-Zwischenkieferbeinnaht (geradlinig)	35	36	—	33	30	—	—
13. Länge der Nasen-Stirnbeinnaht (geradlinig)	14	18·5	20	23	—	—	17
14. Entfernung der Spitze des Orbitalfortsatzes am Stirnbein vom tiefsten Punkt des Augenhöhlenrandes am Jochbein	35	33	35	33	links 31	rechts 32 links 35	—

a) Incisivtheil beschädigt. Da die Entfernung zwischen dem hinteren Rande der Caninalveole in der Mittellinie der Zahnreihe und der Mitte des hintersten Backenzahns gewöhnlich ebenso gross ist wie zu den Incisivalveolen, so ergeben sich für die Gesammtlänge 134 Mm., was mit der Länge des kleinsten Torfhundes, nach Rütimeyer, nämlich 130, vollkommen übereinstimmt; die Entfernung vom For. magn. bis zum Hinterrand des harten Gaumens beträgt bei letzterem 57, bei dem vorliegenden Schädel von Lüscherz 59.

	Canis f. matr. opt. Jeitt.			Canis f. inter-medius Woldř.			C. f. pal. Rüt.
	Olmütz Nr. 2 (Parforce-hundartig)	Olmütz Nr. 1 (Windhundartig)	Rosen-insel Nr. VII	Hund von Roth am See	Weikersdorf A.	Pulkau	Lüscherz
Breiten.							
15. Grösste Breite der Nasenhöhle .	20	23	—	17	20·5	—	—
16. Vordere Weite des Choanenausschnittes	19·5	15	—	17·5	15	13	10
17. Vordere (untere) Breite beider Nas. zusammen	18	17	—	16	19	—	—
18. Hintere (obere) Breite beider Nas. zwischen den Spitzen der Stirnbeinschneppen	10	9·5	—	10	9·5	8·5	8?
19. Breite der Schnauze zwischen den Rändern der Eckzahnalveolen .	38	34	39	34	38	36[1]	30
20. Breite der Schnauze in ihrer Mitte (in der Mitte des Abstandes des for. infraorb. von den oberen Schneidezähnen)	37	32	41	33	35	33	28
21. Entfernung der Innenfläche beider for. infraorbitalia von einander .	43·5	35	40	33·5	38	35	33
22. Entfernung der Spitze des Orbitalfortsatzes am Stirnbein vom höchsten Punkt des Jochbeins .	24·5	—	24?	20	—	—	—
23. Geringster Abstand der Augenhöhlen von einander	40	30·5	35	35·5	36	36	30
24. Grösste Breite der Stirn zwischen den Orbitalfortsätzen der Stirnbeine	57	45[1]	—	51	51	52	46[1]
25. Grösste Breite am Aveolarrand der Oberkiefer	69	61	68	60	64	61	52·5
Höhen.							
26. Höhe der Schnauze zwischen den for. infraorb. (von der Mitte einer dieselben verbindenden Linie zum harten Gaumen)	33·5	29·5	33?	30·5	31·5	31	27?
27. Höhe der Schnauze von dem oberen Ende der Nasenbeine zum harten Gaumen	48·5	41·5	46	41·5	43	46	38·5
28. Höhe von der Mitte der Stirn zur Decke des Choanenausschnittes (von der Mitte einer die beiden Spitzen der Orbitalfortsätze am Stirnbein verbindenden Linie zur Decke über den Hinterrand des harten Gaumens)	50	41	—	43	46	46	42

	Canis f. matr. opt. Jeitt.			Hund	Canis f. intermedius Woldř.		C. f. pal. Rüt.
	Olmütz Nr. 2 (Parforcehundartig)	Olmütz Nr. 1 (Windhundartig)	Roseninsel Nr. VII	von Roth am See	Weikersdorf A.	Pulkau	Läschen
Schädelkapsel.							
Längen.							
29. Länge vom Vorderrand des for. magn. bis zum Hinterrand des harten Gaumens	80	80	76·5	69	72	—	59
30. Länge des Choanenausschnittes .	35	34	—	34	31?	—	circa 24
31. Länge des Stirnbeins (von der Coronarnaht bis zum Hinterende der Nasenbeine)	57	55	—	55	52	53?	46
32. Länge vom Occipitalkamm bis zum Hinterrande der Nasenbeine	114	108	112	97	101	—	87·5
33. Entfernung des Vereinigungspunktes der Schläfenmuskelleisten von dem Mittelpunkte einer die beiden Orbitalfortsätze verbindenden Linie (Höhe des Stirndreiecks) .	44	34	—	52	43	—	41
34. Entfernung des Vereinigungspunktes der Schläfenmuskelleisten vom hintersten Punkte des Occipitalkammes	circa 58	circa 60	—	circa 36	circa 50	—	circa 35
35. Entfernung des Vereinigungspunktes der Schläfenmuskelleisten von der Coronarnaht	0	6	—	−12	−4	—	−11
Breiten.							
36. Geringster Abstand der Augenhöhlen von einander	40	30·5	35	35·5	36	36	30
37. Grösste Breite der Stirn zwischen den Orbitalfortsätzen der Stirnbeine	57	45	47?	51	51	52	46
38. Entfernung der Spitze des Orbitalfortsatzes am Stirnbein vom höchsten Punkt des Jochbeins .	24·5	—	—	20	—	—	—
39. Breite des Schädelgewölbes in der Scheitelstirnbeinnaht zwischen den Punkten, wo Scheitelbein, Stirnbein und Keilbein zusammenstossen	46	40	42·5	48	43	—	43
40. Grösste Breite des Schädels in der Scheitel-Schläfenbeinnaht . .	57	52	57	58	55	—	53
41. Breite des Schädels über den Gehöröffnungen, oberhalb der Knochenlamelle, welche vom Jochbogen zum Hinterhaupte geht und die Gehöröffnung überdacht . .	64·5	63	63	60	63·5	—	54
42. Länge der Basis des Hinterhauptdreieckes (Entfernung der beiden äussersten Punkte der Lambdaleisten).	67·5	62	71	62	63	—	56

	Canis f. matr. opt. Jeitt.			Canis f. intermedius Woldf.			C. f. pal. Rüt.
	Olmütz Nr. 2 (Parforcehundartig)	Olmütz Nr. 1 (Windhundartig)	Roseninsel Nr. VII	Hund von Roth am See	Weikersdorf A.	Pulkau	Lüscherz
43. Abstand der Gehöröffnungen von einander, jederseits von dem unteren vorderen Rande gemessen .	53	48·5	51	47	50	—	—42?
44. Grösste Breite des Hinterhauptloches	21·5	20	19?	19	17	—	17
45. Hintere Weite des Choanenausschnittes	12	12	—	13	—	—	—
Höhen.							
46. Höhe von der Mitte der Stirn zur Decke des Choanenausschnittes (wie oben 26)	50	41	—	43	46	46	42
47. Höhe des Schädels von der Pfeilnaht zum vorderen Keilbein	56	47	55	53	55	—	48
48. Höhe des Schädels vom höchsten Punkt des Occipitalkammes zum Grundbein . .	61	56	61	54·5	56	—	51
49. Höhe des Hinterhauptdreieckes (Entfernung des oberen Randes des for. magn. von dem hintersten Punkte der crista occ.)	30	32	29	30	30	—	23
50. Höhe des Hinterhauptloches . .	16	17	—	14	14	—	14
51. Grösste Höhe des Sagittalkammes	5	3·5	—	2	3	—	1
Bezahnung.							
Längen.							
52. Länge der gesammten Backenzahnreihe	70·5	70	—	66	65·5	65·5	57[2]
53. Grösste Länge des oberen Eckzahnes am äusseren Grunde des Zahnhalses	12·5[2]	12	—	11·5[2]	11	11	—
54. Länge des oberen Reisszahnes am äusseren Rande der Krone ohne den inneren Ansatz . . .	20·5	19·5	—	17·5	18·5	17·5	16·5
55. Länge der oberen Höckerzähne zusammengenommen	22·5	21·5	—	20	21	19·5	17
56. Länge des ersten (vorderen) oberen Höckerzahns von vorn nach hinten	14·5	14	—	12·5	13	12·5	11
57. Länge des zweiten oberen Höckerzahns von vorn nach hinten . .	9	8·5	—	7	7	7	6
Breiten.							
58. Breite des ersten oberen Höckerzahns vom hinteren äusseren Höcker nach innen	16	15·5	—	14·5	14·5	—	13·5
59. Breite des zweiten oberen Höckerzahns vom hinteren äusseren Höcker nach innen	11	10	—	9·5	8·5	9·5	8

	Canis f. matr. opt. Jeitt.			Canis f. intermedius Woldř.			C. f. pal. Rüt.
	Olmütz Nr. 2 (Parforcehundartig)	Olmütz Nr. 1 (Windhundartig)	Roseninsel Nr. VII	Hund von Roth am See	Weikersdorf A.	Pulkau	Lüscherz
Höhe.							
60. Höhe des oberen Eckzahns, von der Spitze zum Grunde des Aussenrandes der Alveole gemessen .	—	21·5	—	—	22?	—	—
Zahnwinkel.							
61. Der hinterste Lückenzahn bildet mit der Mittellinie des Schädels einen Winkel von	35°	30	—	circa 30	circa 40	circa 35	circa 20[2]
Rauminhalt.							
62. Rauminhalt der Schädelkapsel in Cubik-Centimetern.	103	90	—	94	80	—	70

II. Unterkiefer.

	Canis f. matr. opt. Jeitt.			Roth am See	Canis f. intermedius Woldř.			Canis f. palustris Rüt.	
	Regensburg	Auvernier	Roseninsel		Weikersdorf A.	Weikersdorf B.	Plosche	Robenhausen A. 13	Pulkau
Kiefer.									
Längen.									
1. Entfernung vom Winkel bis zum vorderen Rande der mittleren Incisiven . .	155	152	—	circa 135	circa 135[b]	—	—	circa 106[b]	circa 112[b]
2. Entfernung vom Winkel bis zum Vorderrande des vordersten Lückenzahns . .	130	—	123[a]	114	115	circa 117[c]	—	—	90[2]
Breiten.									
3. Dicke d. horizontalen Astes unterhalb d. Reisszahns 12 Mm. unter dem äusseren Zahnrande des Kiefers	12·5	12·9	—	10·5	12	12	12·5	—	10
4. Länge des Gelenkhöckers	25	26	28·5	22	24	23·5	—	20·5	19

a) Die äusserste Spitze des Winkels fehlt.
b) Incisivtheil beschädigt.
c) Spitze des Winkels beschädigt.

	Canis f. matr. opt. Jeitt.			Canis f. intermedius Woldř.				Canis f. palustris Rüt.	
	Regensburg	Auvernier	Roseninsel	Roth am See	Weikersdorf A.	Weikersdorf B.	Ploscha	Robenhausen A. 13	Pulkau
Höhen.									
5. Höhe d. horizontalen Astes zwischen dem hintersten Lückenzahn und d. Reisszahn	—	—	—	20	22·5	23	21·5	19·5	17·5
6. Höhe d. horizontalen Astes am äusseren Rand der Reisszahnalveole (Mitte der Längenausdehnung des Zahns)	24	26·5	—	20·5	24	25	24	—	19
7. Höhe d. horizontalen Astes hinter d. vorderen Höckerzahn	—	28·5	—	23	26	26	27·5	—	21
8. Höhe des vertikalen Astes (vom Winkel bis z. höchsten Punkt des Coronoid.-Fortsatzes	63	62	65	50	53	54	—	47·5	45
Bezahnung.									
Längen.									
9. Länge der gesammten Backenzahnreihe . . .	81	84	80	74[2]	73[2]	circa 73	—[d]	62	60[2]
10. Grösster Durchmesser des Eckzahns	12·5	12·8	—	—	10·5	—	—	11[2]	—
11. Länge des hintersten Lückenzahns	13·3	13·8	—	11	12·5	10·5	12	—	—
12. Länge d. Reisszahns (am äusseren Rand der Krone)	24	24	24·3	20	21·5	21·5	22	20·5	19·5
13. Länge beid. Höckerzähne zusammengenommen . .	16·3	—	16[2]	14	15	—	15	—	—
14. Länge des vorder. Höckerzahns	10	10·3	10	9	9·5	—	9·5	—	8·5
Breite.									
15. Grösste Breite des vorderen Höckerzahns . . .	—	—	—	7	7	—	7·3	—	6
Höhe.									
16. Höhe des Eckzahns . .	—	23	—	—	18	—	—	—	—

d) Länge der Backenzahnreihe ohne den vordersten Lückenzahn: Weikersdorf A 67·5, Weikersdorf B 67, Ploscha 65·5.

III. Extremitäten.

	Canis f. matris optimae		Jetziger Windhund, nach Naumann	Canis f. interm. Weldf. Weikersdorf A.
	Nach Jeitteles	Roseninsel, nach E. Naumann		
L. [1]) Humerus.				
Volle Länge	181·5—182	166—179·5	168	153
Grösster Durchmesser der oberen Epiphyse	45	40—49	42	36
Querdurchmesser an der engsten Stelle	15	12·5—15	12	12·5
Breite der Rolle unten	—	20—21	22	19
Volle Breite der unteren Epiphyse zwischen den Condylen	34—35·5	34—36	32	30
Durchmesser der Diaphyse in der Mitte (vorn nach hinten)	18·5	16—20	15	15
L. Radius.				
Volle Länge	—	179—188	178	158[2])
Breite oben	—	20—22	19·5	16
„ in der Mitte	—	15	12	12
„ unten	—	27—30	27	22
R. Ulna.				
Volle Länge	—	—	—	184
Grösster Durchmesser oberhalb der Gelenkfläche	—	—	—	22·5
Grösster Durchmesser unterhalb der Gelenkfläche	—	—	—	30
L. Femur.				
Volle Länge	—	193—202	183	173
Breite oben	—	42—43	41·5	32
Querdurchmesser in der Mitte	—	14—15	14	12
Breite unten zwischen den Condylen	—	33—34	36	29
L. Tibia.				
Länge	—	188—190	192	170
Breite oben	—	34—38	38·5	31
„ in der Mitte	—	14—15	13	13
„ unten	—	22—23	24	20

[1]) Die Bezeichnung L und R (links und rechts) bezieht sich nur auf den Canis f. intermedius.

[2]) Länge des Radius des Canis f. palustris nach Rütimeyer: 122—128. Den von mir in Pulkau gefundenen Radius, welchen ich in meinem Aufsatze: „Eine Opferstätte bei Pulkau" beschrieben und damals mit der Motivirung: „Da bis jetzt aus der Bronzezeit nur der grosse Bronzehund bekannt ist, dem der Radius sicher nicht angehört", dem Torfhunde zugeschrieben habe, dürfte dem Canis f. intermedius angehören; seine Dimensionen sind: Volle Länge 145, Breite oben 15, in der Mitte 11, unten 19.

IV. Rechte Beckenhälfte.

	Canis f. intermedius Woldř.
Länge der Beckenhälfte von der Crista ilei bis zum hintersten Punkt des Ramus inf. oss. ischii	134
Grösste Breite des Os ilei	42
Geringste Breite desselben vor der Gelenkpfanne	18
Grösste Dicke desselben an derselben Stelle	8·5
Länge desselben vom vorderen Rand der Gelenkpfanne bis zur Crista ilei	71
Durchmesser der Gelenkpfanne von vorne nach hinten	20
Querer Durchmesser derselben	19·5
Entfernung vom hinteren Rande der Gelenkpfanne zum Sitzknorren des Os ischii	31
Geringste Breite des Os ischii hinter der Gelenkpfanne in der Dorsal-abdominalrichtung	17
Dicke desselben daselbst	9
Länge des Os ischii (vom hinteren Rande der Gelenkpfanne bis zum hintersten Punkt des Ramus inf.)	46
Dicke des Sitzknorrens	11

V. Wirbel.

	Canis f. intermedius Woldř.							
	Hals-wirbel	Rückenwirbel					Lenden-wirbel	
	7.	1.	2.	3.	4.	12.	3.	5.
Volle Breite zwischen den Querfortsätzen	42	—	35	34	—	—	44[1])	—
Volle Breite zwischen den vorderen Gelenkfortsätzen	31	26	25	15	11·5	20	21·5	22
Volle Breite zwischen den hinteren Gelenkfortsätzen	25	—	15	11·5	11	12	13	13
Grösste Breite der vorderen Oeffnung des Markkanals	12·5	13	11	10	10	12	—	13
Höhe der vorderen Oeffnung des Markkanals	9	8	8	7·5	8·5	10	—	8
Länge des Wirbelkörpers (auf der Bauchseite zwischen d. Rändern)	15	14	13	12	12	16	20	22
Länge des Dornfortsatzes (vom hinteren oberen Rande des Bogens gemessen)	26?	40	43	41	41	—	23	26

VI. Reductionsmaasse.

Die Schädellänge vom For. magn. bis zu den Incisivalveolen = 100 gesetzt.

Schädel.

Nr.	Canis f. matris optimae Jeitt.			Canis f. interm. Woldř.	Canis f. palust. Rüt.		Canis f. matris optimae Jeitt.			Canis f. interm. Woldř.	Canis palus Rüt.
	Olmütz Nr. 2	Olmütz Nr. 1	Rosen-insel	Weikersdorf A.	Lüscherz		Olmütz Nr. 2	Olmütz Nr. 1	Rosen-insel	Weikersdorf A.	Lüscher
1[1]	100	100	100	100	100	33	23·9	18·5	—	26·2	30·
2	84·2	83·3	84·2	81·1	87·3	34	31·5	33·3	—	30·4	26·
3	111.9	110	116·4	112·2	113·4	35	—	3·3	—	—2·4	—8·
4	60·8	—	—	—	68·6	36	21·7	16·9	20·5	21·9	22·
5	55·9	56·1	54·2	56·1	55·9	37	30·9	25	28·1	31·1	34·
6	55·4	53·3	—	54·2	53·6	38	13·3	—	—	—	—
7	49·4	48·4	49·2	50	46·2	39	25	22·2	24·9	26·2	32·
8	36·4	35·5	35·2	36·5	36·5	40	30·9	28·9	33·4	33·0	39·
9	36·9	38·8	—	35·9	—	41	35·5	35	36·9	38·7	40·
10	22·2	16·6	—	20·1	—	42	36·6	34·4	41·6	38·4	41·
11	13·5	14·4	15·2	14	14·1	43	28·8	26·9	29·9	30·4	—
12	19	20	—	18·2	—	44	11·6	11·1	11·1?	10·3	12·
13	7·6	10·2	11·7	—	12·6	45	6·5	6·6	—	—	—
14	19	18·3	20·5	18·9	—	46	27·1	22·7	—	28·0	31·
15	12·5	11·1	—	12·5	—	47	30·4	26·1	32·2	33·5	35·
16	10·5	8·3	—	9·1	7·4	48	33·1	31·1	35·8	34·1	38·1
17	9·7	9·4	—	11·5	—	49	16·3	17·7	17	18·2	17·1
18	5·4	5·2	—	5·7	5·9	50	8·6	9·4	—	8·5	10·4
19	20·6	18·8	22·9	23·1	22·3	51	2·7	1·9	—	1·8	0·7
20	20·1	17·7	24	21·3	20·8	52	38·3	38·8	—	39·9	42·5
21	23·6	19·4	23·5	23·1	24·6	53	6·7	6·6	—	6·7	—
22	13·3	—	14·1?	—	—	54	11·1	10·8	—	11·2	12·3
23	21·7	16·9	—	21·9	22·3	55	12·2	11·9	—	12·8	12·6
24	30·9	25	—	31·1	34·3	56	7·8	7·7	—	7·9	8·2
25	37·4	33·8	39·9	39	39·1	57	4·8	4·7	—	4·2	4·4
26	18·2	16·3	19·3?	19·2	20·1	58	8·6	8·6	—	8·8	10·1
27	26·3	23	—	26·2	28·7	59	5·9	5·5	—	5·2	5·9
28	27·1	22·7	—	28	31·3	60	—	11·9	—	13·4	—
29	43·4	44·4	44·9	43·9	44	61	—	—	—	—	—
30	19	18·8	—	18·9	17·9	62[2]	55·97	50	—	48·78	52·23
31	30·9	30·5	—	31·7	34·3	62[3]	128·7	112·5	—	111·1	118·6
32	61·9	60	65·7	61·5	65·2						

[1]) Die fortlaufenden Nummern bezeichnen dieselben Dimensionen wie in der Tabelle I mit absoluten Maassen.

[2]) In Procenten zur ganzen Schädellänge.

[3]) In Procenten zur Länge der Schädelkapsel (vom for. magn. bis zum Hinterrand des harten Gaumens).

Die Abweichungen des Canis f. intermedius vom Canis f. matris optimae Jeitt. und Canis f. palustris Rüt. nach den absoluten Maassen überblickt man am leichtesten aus der Tafel I, welche die Dimensionen dieser drei Hundeschädel graphisch dargestellt enthält. Und zwar vom Canis f. matris optimae Jeitt. den Schädel aus Olmütz Nr. 2 (parforcehundartige Varietät), vom Canis f. intermedius Woldř. den Schädel aus Weikersdorf A, und vom Canis f. palustris Rüt. den Schädel aus Lüscherz. Die vertical verlaufenden Zahlen bedeuten Millimeter; die horizontalen Zahlen bedeuten die Nummern der im Texte angegebenen Dimensionen; nur die vier ersten Gesammtdimensionen sind des Raumes wegen auf die Hälfte reducirt. Die Curven zwischen fehlenden Dimensionsangaben sind in der Weise punktirt, wie sie allenfalls verlaufen dürften.

Rückblick.

Ausser durch die Gesammtdimensionen zeichnet sich der „Canis f. intermedius" aus: durch die Kürze der Schnauze bei bedeutender Stirn- und hinterer Oberkieferbreite, sowie durch ein breites Schnauzenende (über den Eckzahnalveolen) bei ziemlicher Höhe der Schädelkapsel und deren Breite über den Gehöröffnungen.

Von den beiden Varietäten des Canis f. matris optimae Jeitt. (mit dem Canis f. palustris Rüt. ist derselbe überhaupt nicht zu verwechseln) unterscheidet sich Canis f. intermedius nach den reducirten Maassen überdies noch durch die bedeutendere Entfernung des Hinterhauptkammes von den Incisivalveolen, durch die kürzeren und vorn (auch absolut) breiteren Nasenbeine, durch das längere Stirnbein, durch die bedeutendere Höhe des Schädels zwischen der Stirnmittellinie und der Choanendecke und über dem Keilbein; durch das (auch absolut) schmälere Hinterhauptloch, ferner durch den geringeren Hirnraum, wozu wohl auch die Dicke der Schädelknochen beitragen könnte.

Was die Bezahnung anbelangt, so ist nach den absoluten Maassen die Gesammtlänge der Backenzahnreihe, die Länge des oberen Reisszahnes, die Länge der oberen Höckerzähne zusammengenommen und des vorderen derselben sowie

seine Breite geringer als beim Canis f. matris optimae Jeitt.; im Verhältniss jedoch zur Schädellänge an der Basis, also im reducirten Maasse durchwegs etwas grösser, nur die Dimensionen des zweiten oder hinteren Höckerzahnes sind sowohl dem absoluten als dem reducirten Maasse nach kleiner.

Was den Schädel von Roth am See anbelangt, so stimmt derselbe wohl mit dem Canis f. intermedius vielfach überein, nur ist sein Schnauzenende schmäler, was wohl eine sexuelle Eigenthümlichkeit eines weiblichen Schädels sein kann, allein die Schläfenmuskelleisten vereinigen sich erst weiter hinten zu einem kurzen Sagittalkamm, der hintere Höckerzahn ist etwas grösser und die Schädelkapsel gewölbter, daher der Rauminhalt grösser, lauter Eigenthümlichkeiten also, die mit der Zunahme der thierischen Intelligenz im Zusammenhange stehen. Ich glaube daher, dass der Hund von Roth am See ein Nachkomme des Canis f. intermedius aus späterer Zeit sei.

Was endlich die Frage der allfälligen Abstammung des Canis f. intermedius anbelangt, so liegt mir für die Beantwortung derselben kein hinreichendes Vergleichsmateriale vor, und das, was ich nun anzuführen mir erlaube, sind nur Vermuthungen. Man könnte zunächst an eine constant gewordene Bastardirung zwischen dem Canis f. matris optimae Jeitt. und Canis f. palustris Rüt. denken, da sich jedoch beide durch eine grössere Hirncapacität auszeichnen, die doch durch eine Bastardirung schwerlich vermindert werden kann, so liegt die Vermuthung einer anderweitigen Abstammung näher. In dieser Beziehung sei erwähnt, dass die Abstammung des Canis f. intermedius vom afrikanischen Dib oder grossen Schakal, Canis lupaster Ehr. und Hempr., welcher in Aegypten schon in alter Zeit gezähmt wurde und von dem nach Jeitteles viele Formen der altägyptischen Hunde (so auch der heutige Strassenhund Afrikas) abstammen, nicht unwahrscheinlich ist, und dass derselbe zur Bronzezeit auf Handelswegen nach Europa gekommen sein könnte.

Herr Prof. L. H. Jeitteles theilt ebenfalls diese Vermuthungen über die Abstammung des Canis f. intermedius und erklärt, selbst einzelne Extremitätenknochen aus anderen Fundorten zu besitzen, welche ihren Dimensionen nach auch dem Canis f. intermedius angehören dürften.

Erklärung der Tafeln.

Tafel I. Graphische Darstellung der Werthe der absoluten Dimensionen des Schädels von: 1. Canis f. matris optimae Jeitteles; 2. Canis f. intermedius Woldřich, und 3. Canis f. palustris Rütimeyer. Die vertical übereinanderstehenden Zahlen links bedeuten Millimeter; die horizontalen Zahlen unten haben dieselbe Bedeutung wie die aufeinanderfolgenden Zahlen in der Tabelle I. Die punktirten Verbindungscurven sind wahrscheinliche Ergänzungen, da die entsprechenden Zahlenwerthe fehlen. Die Gesammtdimensionen Nr. 1 bis 4 sind des Raumes wegen auf die Hälfte reducirt.

Tafel II. enthält die Scheitelansicht der Schädel; Fig. 1, Canis f. matris optimae Jeitteles aus Troppau, Fig. 2 Canis f. intermedius Woldřich aus Weikersdorf, Fig. 3 Canis f. palustris Rütimeyer aus Lüscherz. Natürliche Grösse.

Tafel III. enthält die Gaumenansicht derselben Schädel, ebenso numerirt wie in der Tafel II. Natürliche Grösse.

Tafel IV. enthält die Profilansichten derselben Schädel. Fig. 1. Canis f. matris optimae Jeitteles aus Troppau; Fig. 2 Canis f. intermedius Woldřich aus Weikersdorf, und Fig. 4 die dazu gehörige linke Unterkieferhälfte; Fig. 3 Canis f. palustris Rütimeyer aus Lüscherz, und Fig. 5 die linke Unterkieferhälfte derselben Race aus Pulkau in Niederösterreich. Alle Figuren in natürlicher Grösse.

Tafel V. enthält nur Skelettheile von Canis f. intermedius Woldřich und zwar: Fig. 1 den linken Humerus, Fig. 2 rechtes Femur, Fig. 3 linke Tibia, Fig. 4 rechte Ulna, Fig. 5 rechten Radius, Fig. 6 rechte Beckenhälfte (das Os ilei schief gestellt, daher in der Figur schmäler), Fig. 7 den fünften Lendenwirbel von rückwärts und den Dornfortsatz nach unten gekehrt, die Parapophysen sind abgebrochen; Fig. 8 denselben Wirbel von der linken Seite, Fig. 9 den zweiten Rückenwirbel, von rückwärts, Fig. 10 denselben Wirbel von der rechten Seite. Alle Figuren in natürlicher Grösse.

Ein prähistorischer Schädel

mit einer halbgeheilten Wunde auf der Stirne, höchstwahrscheinlich durch Trepanation entstanden.

Von

Dr. Heinrich Wankel.

In einer Sitzung des internationalen anthropologischen Congresses zu Budapest hielt Broca einen durch die Neuheit des Gegenstandes höchst interessanten Vortrag über trepanirte prähistorische Schädel aus den Höhlen und Dolmengräber der jüngeren Steinzeit Frankreichs. Aus diesem Vortrage, der in Kürze in dem Archiv für Anthropologie, [1]) dem Berichte von J. Mestorf [2]) und jüngster Zeit in dem des Gundacker Grafen von Wurmbrand [3]) veröffentlicht ist, ist zu entnehmen, dass schon im Jahre 1873 und 1874 über derartige Schädel geschrieben wurde. Dr. Prunières machte auf diese Eigenthümlichkeit einiger Schädel im ersteren Jahre bei der Versammlung der Association française zu Lyon und in dem darauf folgenden zu Lille aufmerksam und legte die Beweisstücke vor. Er fand in den von ihm untersuchten Höhlen nebst mehreren runden, oft mit einem Hängeloche versehenen Schädelstücken auch ganze Schädel, an welchen ein rundes Loch wahrgenommen wurde, von dem nicht zu zweifeln ist, dass es künstlich entstanden sei. Herr von Baye soll auf seinem Schlosse (Marne) mehrere ähnliche Schädel und auch ausgesägte Knochenstücke vorweisen können, welche in den Höhlen von Petit-Moryn gefunden und von Broca untersucht wurden. Letzterer nimmt an, dass die Trepanation entweder während des Lebens oder nach dem Tode vorgenommen wurde. Im ersteren Falle ist sie, wenn sie längere Zeit vor dem Tode stattfand, durch

---

[1]) Archiv für Anthropologie von Ecker und Lindenschmidt. IX. 4. p. 281.

[2]) Der internat. anthrop. und archäol. Congress zu Budapest von J. Mestorf. p. 13.

[3]) G. Graf v. Wurmbrand, Bericht über den VIII. intern. Congress. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. VII. p. 25.

die Merkmale des Heilungsprocesses charakterisirt, im letzteren aber, auch wenn die Operation kurz vor dem Tode vorgenommen wurde, fehlen diese. Die Ursachen der Trepanation führt Broca entweder auf ein Heilverfahren, das den Zweck hatte, bei Geisteskranken oder anderen Störungen im Gehirne den im Menschen wohnenden bösen Geistern einen Ausgang zu freiem Austritt zu schaffen, oder auch auf den Glauben zurück, der Seele des Scheidenden oder bereits Dahingeschiedenen durch diese Oeffnung das Entweichen aus dem Körper zu erleichtern. Er weist ferner darauf hin, dass die Trepanation, welche schon Hippokrates so rationell übte, auch wahrscheinlicher Weise den Celten nicht unbekannt gewesen sei. Nach der Beschaffenheit der trepanirten Stelle zu urtheilen, wurde entweder mit einem scharfen Feuersteinmesser oder einer Säge das Knochenstück herausgeschnitten, was grösstentheils bei bereits Verstorbenen der Fall war; oder es wurde, wie es noch heut zu Tage die Heilkünstler einiger Südseeinsulaner mit einem scharfen Glase thun, die betreffende Stelle des Schädels so lange geschabt, bis eine Oeffnung in derselben entstand. In Frankreich, namentlich in der Lozère und der Bretagne verfahren noch heute die Bauern auf diese Art, um drehkranke Schafe zu curiren. Broca selbst soll einen Schädel eines zwölfjährigen Mädchens aus einem Römergrabe bei Trier besitzen, an dem sich eine Trepanwunde, mit Spuren von Eiterung an den dünnen Knochenrändern, befindet. Nach Angabe Schaaffhausens befindet sich in Jena ein derartig durchbohrtes Schädelfragment, und Montelius kennt ein solches aus einem Grabe der Steinzeit in Schweden; ob auch der Schädel mit einem grossen Loche, das Spuren der Heilung zeigt, und welcher nach Worsaae in dem Ganggrabe von Borreby gefunden wurde, hieher gehört, ist mir nicht bekannt. Scheiben aus Schädelknochen, welche durchbohrt höchst wahrscheinlich als Amulette getragen wurden, hat man wiederholt in Gräbern gefunden, so in der Champagne, Deutschland, Oesterreich, und meines Wissens auch in Böhmen.

Wie bei der Entdeckung des zu einer Trinkschale verwertheten Craniums vom Opferplatze der Býčískálahöhle, führte mich auch diesmal der Vortrag des Herrn Broca zur Ent-

deckung eines zweiten nicht minder interessanten Fundes. Durch diesen Vortrag aufmerksam gemacht, fiel mir ein Schädel meiner Sammlung aus der Býčískála ein, an dem sich eine nicht ganz vernarbte Knochenwunde befindet; ich suchte denselben hervor und gelangte zu der Ansicht, dass ich höchstwahrscheinlich auch hier eine halbgeheilte Trepanwunde vor mir habe. Ich übergebe denselben den hochgeehrten Anwesenden zur näheren Besichtigung und genauen Prüfung.

Das Skelet, dem dieser Schädel angehörte, lag auf der linken Seite, mit vorgestreckten Armen und hinaufgezogenen Füssen, nicht weit vom grossen Brandplatze, unmittelbar auf dem sich über die Vorhalle ausbreitenden Höhlenlehm oder Löss, bedeckt, sowie alle Gegenstände, Skelete und der ganze Opferplatz mit grossen Kalksteinblöcken. An dem noch erhaltenen Vorderarme befanden sich zwei kleine Spiralringe aus Bronze und neben dem Skelete lagen ein Häufchen grüner grosser Glasperlen. Der Schädel lag ebenfalls auf der linken Seite und war mit seinem linken Scheitelbeine etwas in den Löss eingedrückt, umgeben von Sand und Kohle; die übrigen Knochen waren mehr weniger zerdrückt.

Das Skelet gehörte einem zehn- bis zwölfjährigen, wahrscheinlich nach der Zartheit des Schädels, der subtilen Fortsätze und der obwohl geringen Abflachung des Schädeldaches zu urtheilen, einem Mädchen an, wofür auch der Bronze- und Glasschmuck spricht. Er ist so ziemlich erhalten, jedoch in seiner ursprünglichen Form, wie wir gleich weiter unten sehen werden, verändert. Im Oberkiefer befinden sich rechter Seite acht, links sieben geräumige Alveolen, in denen rechts drei, links zwei Mahlzähne und der zweite Schneidezahn stecken. Im Unterkiefer sind rechts acht und links ebenfalls sieben Alveolen, in denen noch die Zähne stecken, mit Ausnahme des rechten Schneide-, Eck- und ersten Mahlzahnes. Der rechte letzte Mahlzahn ist noch im Durchbruche begriffen. Die Zähne sind klein, gesund, schön und weiss, die Mahlzähne gar nicht, die Schneidezähne nur wenig abgewetzt. Die fehlenden Zähne sind wahrscheinlich beim Herausnehmen ausgefallen.

Zwischen grossen Blöcken eingekeilt, auf einer weichen Lössunterlage gebettet, war der Schädel einem permanenten Drucke ausgesetzt, der durch das den Schädel umgebende Medium so modificirt wurde, dass kein vollkommenes Zer-

drücken, wie bei so vielen anderen, eintrat, aber nichtsdestoweniger war der Druck dennoch so gross, dass er eine namhafte Verschiebung der Schädelknochen und eine theilweise Trennung seiner Nähte bewirkte, dadurch ist der Schädel gänzlich deform geworden. Bei der Lage des Craniums auf dem linken Scheitelbeine in dem weichen Löss, wirkte der Druck seitlich hauptsächlich auf den rechten unteren Winkel der Schuppe des Hinterhauptbeines und auf den Processus mastoideus des rechten Schläfenbeines. Die Wirkung dieses Druckes war, dass der erwähnte Schuppentheil in der Mastoidal- und unteren Lamdanaht sich abtrennte und nach ein- und vorwärts gebogen, wobei der Basaltheil des Hinterhauptbeines nach abwärts, vorn und bedeutend nach links gedrängt wurde und endlich vom Schuppentheile abbrach. In Folge des Ausweichens des Basaltheiles wurde auch das linke Schläfenbein vom linken Scheitelbeine getrennt und nach aus-, auf- und rückwärts geschoben. Die grösste Deformität und Dislocation aber erlitt das rechte Scheitelbein mit dem rechten Schläfenbeine, indem es ebenfalls nach aus- und aufwärts gedrängt wurde, und zwar so stark, dass es mit Mitnahme eines schmalen Streifens des Stirnbeines längst der rechten Kranznaht von demselben abbrach und aus den Fugen des unteren Theiles der Lamdanaht wich, welche Trennung auch den oberen Theil der Naht erreicht hätte, wenn nicht ein dreieckiges Knochenstück vom Scheitelbeine losgebrochen wäre, das dislocirt noch in einigen Zacken der Naht festsitzt. Da nun die Pfeil- und obere rechte Lamdanaht intact geblieben sind und daher Widerstand leisteten, so musste sich das Scheitelbein seiner Längsaxe nach in der Mitte nach aussen und aufwärts biegen, welcher Bug so stark wurde, dass er beinahe einen rechten Winkel ausmacht. Durch das allmälig nach auswärts sich biegende Scheitelbein erreichte die Mitte desselben eine hervorstehende Wand eines zur Seite liegenden Steinblockes, welche weiterem Ausweichen ein Ziel setzte, jedoch durch die stete Feuchtigkeit, mit welcher die Steinblöcke bedeckt waren, den daran lagernden Theil erweicht, corrodirt und endlich ein drei Centimeter grosses Loch eingedrückt hatte. Das Schläfenbein, am Scheitelbeine haftend, folgte der Bewegung des letzteren, indem es nach aus-, auf- und vorwärts rückte. Die Gesichtsknochen blieben mit Ausnahme des linken Jochbeines, welches

etwas weniges nach aus- und rückwärts rückte, so ziemlich in ihrer Lage unverändert.

Bei einer derartigen Schädeldeformation sind auch die anzuführenden Werthe und Maasse zweck- und nutzlos, nur weniges lässt sich darüber sagen, und zwar, dass der Längenbreiten-Index, annähernd bestimmt, ungefähr 82 beträgt, der Gesammtbogen 374, die Sehne desselben 129 Millimeter misst; es nehmen daher am Scheitelbogen das Stirnbein mit 34·7 %, das Scheitelbein mit 34·2 % und das Hinterhauptbein mit 31 % Antheil.

Die grosse Brachicephalie ist wohl dem jugendlichen Alter zuzuschreiben; im Ganzen kömmt der Typus den übrigen mesocephalen Schädeln der Býčiskála gleich; er ist orthognath, seine Nasenöffnung mehr leptorhin, die Stirne steigt von der Nasenwurzel ungefähr 40 Millimeter nach auf- und wenig nach rückwärts, um sich sodann in einen sehr sanften, schwach gewölbtem Bogen mit den Scheitelbeinen zu verbinden; die Stirn- und Scheitelhöcker sind ausgeprägt. Die Knochen des Schädels sind vollkommen gesund, die Oberfläche glatt, gelblichweiss, und nur auf der rechten Seite, wo Feuchtigkeit stark einwirkte, mit vielen kleinen Dendriten bedeckt. Der Knochen ist fest und compact, seine Dicke beträgt ungefähr 2 Millimeter.

Die Spuren einer grossen penetrirenden Knochenwunde befinden sich auf der rechten Seite der Stirne, unmittelbar ober dem rechten Stirnhöcker, und zwar in Form einer fast zirkelrunden Abflachung von 3 Centimeter Durchmesser, in deren Mitte sich eine 15 Millimeter lange und 8 breite, unregelmässige, stark ausgezackte Knochenlücke befindet. Diese runde Abplattung ist deutlich umschrieben, und zwar nach oben und aussen mit zwei neben einander liegenden, schwach wallartigen Ringen, nach unten und innen mit einer rund um dieselbe gehenden schwachen und breiten Knochenwulst. Die innerhalb des Ringes liegende, etwas unebene, stark verdünnte Fläche ist offenbar mit einer Neubildung, die die äussere Glastafel ersetzen sollte, ausgeglichen, ihre Oberfläche ist glatt, compact, und senkt sich gegen die Lücke etwas weniges nach innen; mit der Loupe bemerkt man ein schwach strahliges Gefüge; der Knochen wird gegen die Lücke immer dünner, bis er endlich mit einem scharfen zackigen Rande dieselbe umgibt,

an dem kleine, gegen das Centrum wachsende Knochenplättchen haften, von welchen insbesonders zwei 3—4 Millimeter lange und 1 Millimeter breite, nadelförmige an dem inneren und unteren Rande sitzen, und das Bestreben der Natur, die Oeffnung zu schliessen, andeuten. An dem inneren unteren Rande fallen einige, nach allen Richtungen laufende, sehr dünne Kritzen in die Augen, die theilweise in den Callus übergehen und hie und da mit denselben ausgefüllt sind; es scheinen dies noch Spuren des Schabens zu sein. Die innere Glastafel ist in der Umgebung der Lücke vollkommen normal geblieben und hat an dem Heilungsprocess in keiner Weise theilgenommen, was jedenfalls gegen jene pathologischen Processe spricht, die auf eine spontane Entzündung des Knochens, Ulceration, Caries und Necrose, Hämorrhagie, Pseudoplasmen und andere discrasische und dynamische Leiden zurückgeführt werden können. Wir haben vor uns eine Narbe, welche sehr an die halbgeheilten Trepanwunden erinnert, wie sie unser höchst verdienstvoller und gelehrter Rokitansky [1]) mit den Worten schildert: „Die Trepanwunden am Schädel werden nur höchst selten ganz mit Knochensubstanz geschlossen, meist sieht man im Umkreise der Lücke — als von der Wundfläche und ihren Rändern erfolgte unzulängliche Knochenbildung, so dass der Substanzverlust zum grossen Theile von einer ligamentösen (fibrösen) Platte verschlossen ist und bleibt, in deren Substanz der von der Wundfläche herkommende unbeträchtliche Callus hineinragt. Dabei beobachtet man nicht selten eine bedeutende Verdünnung der Schädelwand in der nächsten Umgebung. — In dieser fibrösen Platte entwickeln sich übrigens in manchen Fällen — wahre Knochensubstanz in Form von Nadeln, Platten u. dgl., die allmälig mit dem vom Rande der Lücke hineinragenden Callus verschmelzen".

Wenn wir die pathologischen Processe durchgehen, in deren Folge eine ähnliche Knochennarbe mit Substanzverlust hätte entstehen können, so ist es vor Allem die Necrose, hervorgebracht durch ein Knochengeschwür; jedoch fehlen hier die eine Perforation stets begleitenden Merkmale auf der die

---

[1]) Rokitansky C. Handbuch der pathol. Anatomie. 1. Aufl. I. 249.

Lücke umgebenden inneren Glasplatte. Eine derartige spontane Durchbohrung der Schädelknochen müsste unter allen Umständen einen Erguss des den necrotischen Knochen umgebenden Eiters zwischen der dura mater und dem Schädelknochen zur Folge haben, der die innere Glasplatte corrodirt und eine Reaction in derselben, oder im günstigsten Falle eine narbige Destruction, wenn nicht Knochenwucherungen, Osteophyten u. s. w. erzeugt haben. An unserem Schädel aber erscheint der Rand der Lücke vollkommen scharf, nach rechts sogar deutlich rund ausgeschnitten, und die ihn umgebende innere Glastafel vollkommen normal, ohne Spuren irgend einer Corrosion, Knochenwucherung oder Knochennarbe. Auch hätte eine, behufs der Abstossung des Sequesters so lang andauernde Eiterung des Knochengeschwüres die Spuren grösserer Verheerungen in der Umgebung desselben und in der Tiefe zurückgelassen, besonders wenn die Art dieses Geschwüres tuberculöser oder scrophulöser Natur gewesen wäre. Unsere Knochennarbe aber gibt das Bild einer Heilung per primam intentionem einer einfachen Knochenwunde.

Ein Kephalämatom ist schon dadurch ausgeschlossen, dass dasselbe in dem Alter unseres Schädels nicht mehr vorkömmt, auch ist der Sitz desselben selten oder nie auf dem Stirnbeine.

Gegen ein diskrasisches Leiden, wie Caries, Pseudoplasmen, Osteomalacie, Arthritis spricht die einfache schöne Narbenbildung, und noch überdiess nebst der Jugend das gesunde Aussehen der Schädelknochen.

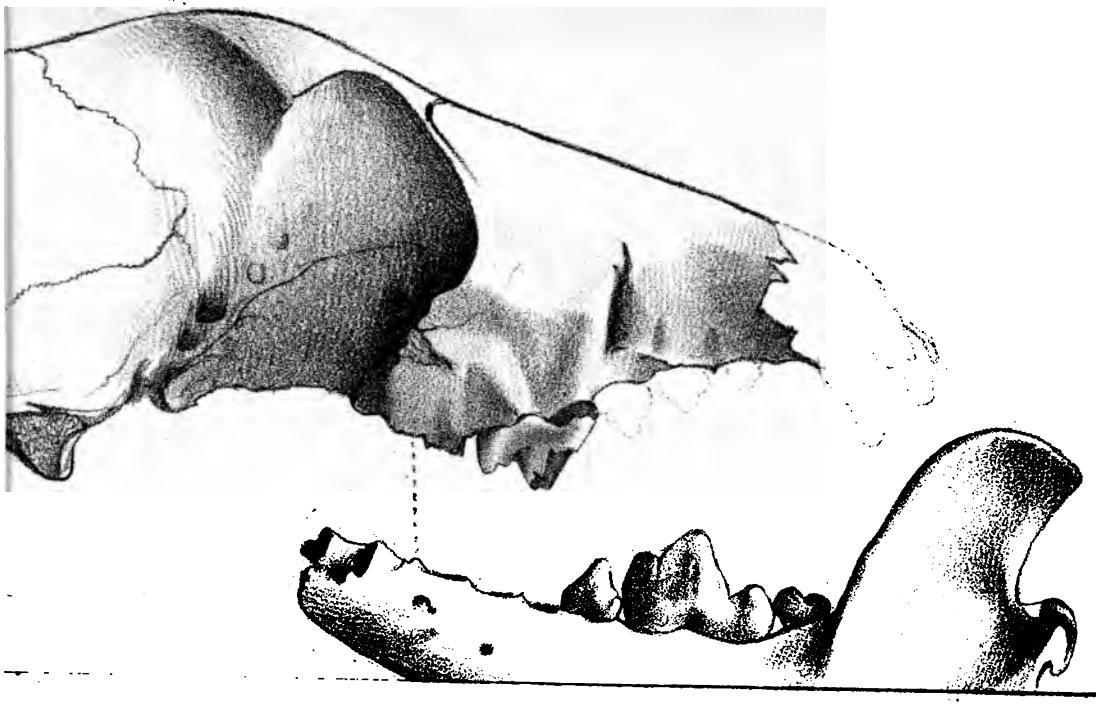
Auch kann die Narbe nicht von einer durch ein Trauma, wie Stoss, Hieb, Fall u. s. w., zufällig entstandenen Kopfwunde herrühren, dem widerspricht die Form, die erhaltene innere Glastafel im Gegensatze zu dem Verluste der äusseren, der Mangel aller Spur von Fissuren und die Beschaffenheit der Narbe, das letztere spricht auch gegen einen Detritus.

Ich habe durch Schaben mit scharfen Feuersteinmessern an der betreffenden Stelle des Stirnbeines eines ungefähr in gleichem Alter stehenden Individuums aus der Býčískálahöhle einen Versuch einer solchen Operation gemacht und Niemand, der diesen Versuch sieht, wird zweifeln, dass die Heilung dieses Eingriffes eine vollkommen analoge Narbe, wie an unserem Schädel, erzeugt hätte. Herr Hofrath Rokitansky,

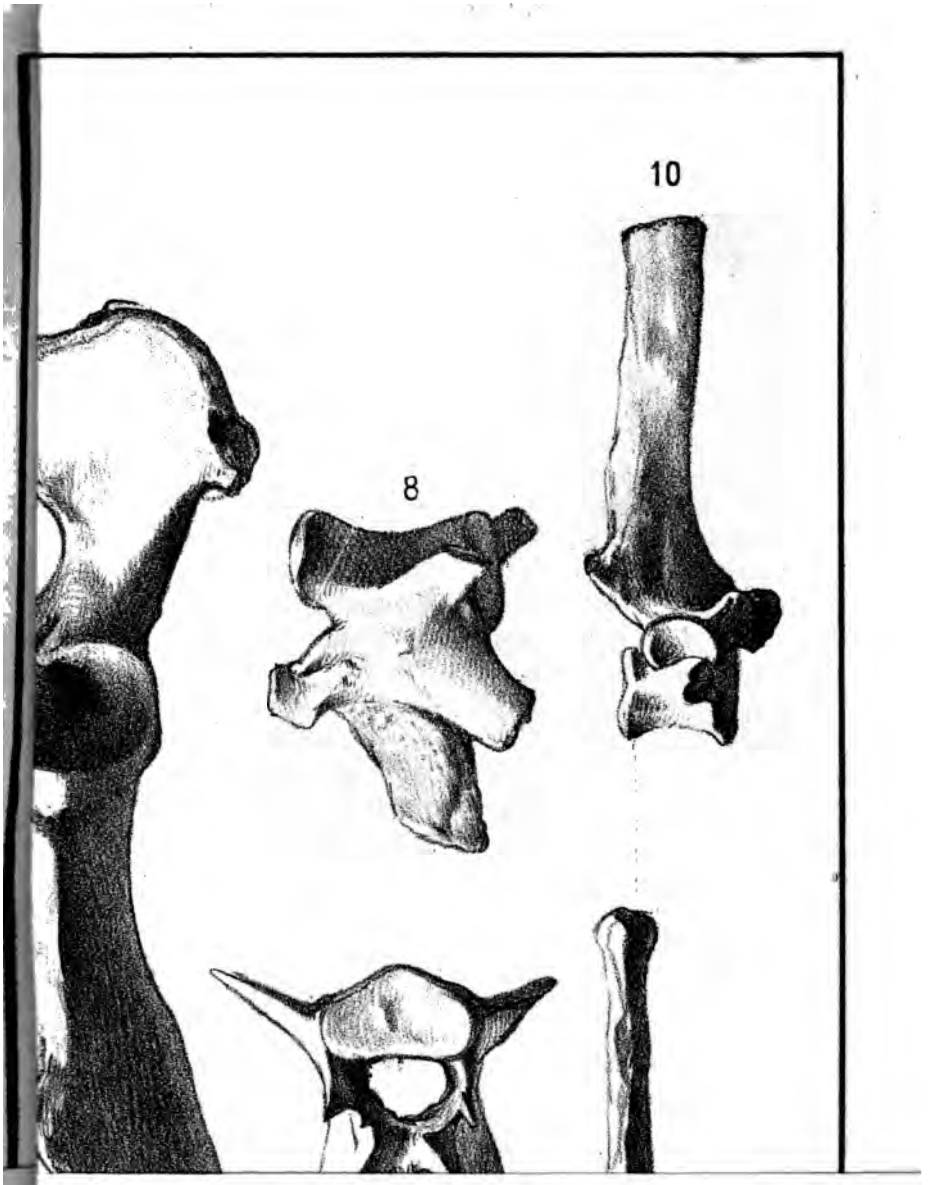
3

1

T.



5


10
8

welcher den Schädel besichtigte, hält es für angezeigt, um über den Heilungsprocess von Trepanwunden durch Schaben vollkommene Aufklärung zu erhalten, Schabversuche an Thieren vorzunehmen und zu sehen, wie dergleichen Schabwunden heilen. Ich glaube es würde eine analoge Narbe entstehen, die per primam intentionem sich bildet. Ich kann daher mit höchster Wahrscheinlichkeit annehmen, dass in unserem Falle diese Narbe und Knochenlücke in Folge einer bei Lebzeiten des Individuums verübten Trepanation durch Schaben entstanden ist.

Zu welchem Zwecke diese Operation vorgenommen wurde, liess sich nur vermuthen. Vielleicht lag auch da das Motiv zu Grunde, den bösen Geistern eines von ihnen Besessenen einen Ausweg zu schaffen; dieser Aberglaube scheint später in das sogenannte Teufelaustreiben übergegangen zu sein. Zu dem Glauben an in Menschen wohnenden Dämonen konnten viele abnorme Zustände Veranlassung gegeben haben, wie allerhand Geistesstörungen, Eklampsien, Epilepsien, der Veitstanz, die Chorea St. Viti oder vielmehr Svante Witi, Svatoviti. Der Name erinnert an die slavische Heidenzeit, an die Tänze zu Ehren des Svatovit, bei den Johannisfeuern u. dgl. Hanuš sagt darüber:[1] „Weil die Tänze zu Ehren der Sonne öfters bis zur Tollheit ausarteten, so dürfte es vielleicht nicht übertrieben sein, den Namen Veitstanz von den Tänzen zu Ehren Wit's abzuleiten (Tanec Wita)."[2]

Es bleibt uns nur noch zu untersuchen, welchem Volke muthmasslich die unter so eigenthümlichem Verhältnisse in der Býčískálahöhle vergrabenen Skelette angehört haben.

Aus dem Vergleiche der Fundobjecte aus der Býčískálahöhle mit jenen anderer Orte, ergibt sich, dass sie der Form und Technik nach mit denen von Hallstadt vollkommen identisch sind. Wir finden hier dieselben gerippten Eimer und Kessel, dieselben Armbänder und Schmuckgegenstände, Perlen, Bernsteinringe, Fiebeln, dieselben eisernen Aexte und Waffen und dieselbe Ornamentik in archaischem Style; auch die Verhältnisse, unter welchen die vielen Skelete gefunden wurden, sind

---

[1]) Die Wissenschaft des slavischen Mythus v. Dr. J. J. Hanuš. 1842. p. 203.

[2]) Linder, Slovnik. VI. p. 250.

so ziemlich ähnlich, so die zerstückten, oft halb angebrannten Leichen u. s. w. Der Mangel jedes römischen Einflusses auf die Formgebung dieser Gegenstände, sowie der der römischen Münzen, setzt auch sie, sowie die Hallstädter Gräber, vor die Herrschaft der Römer in Noricum; Freiherr von Sacken gibt als die Zeit des älteren Theiles des Hallstädter Grabfeldes die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts vor Christi an; unser Opferplatz in der Býčískálahöhle aber dürfte etwas älter und bis weit in das zweite Jahrhundert vor Christi zu versetzen sein, da Blei sehr wenig vorkömmt und die eingelegten Kesselreifen noch aus Eisen bestehen, auch sind die Ornamente einfacher, die Armringe geschlossen, und viele Gegenstände, die die Zeichen einer späteren Entwickelung an sich tragen, fehlen gänzlich.

Um diese Zeit lebten der Geschichte nach die Bojen, Stammesgenossen der Hallstädter Taurisker in Böhmen und Mähren. Sie sollen im Jahre 388 unter Sigoves nach dem Hercynischen Walde gezogen sein und Besitz von Böhmen und Mähren genommen haben. Es konnte demnach das Volk, welches sich die Býčískála zur Cultus- und Opferstätte erkoren, auch nur die Bojen gewesen sein.

Die Geschichte berichtet uns, dass die Bojen ein Celtenstamm gewesen sein soll, und zwar einer der Stämme, die mit den sogenannten Celtenzügen nach Europa gekommen sind; aber die damaligen Geschichtsschreiber kümmerten sich wenig um die Nationalität jener Völker, da sie für die für sie barbarischen Sprachen kein Verständniss hatten und kaum eine von der anderen unterscheiden konnten, und viele Volksstämme, ja ganze Völker, deren Ursprung, Sprache u. s. w. sie nicht kannten, einfach Celten nannten.

Dass die Bojen möglicher Weise ein slavischer Stamm gewesen sind, dafür spricht nicht allein der slavische Name, sondern noch viele andere Umstände, die ich später einmal zur Sprache bringen werde. Diese Ansicht theilt auch schon Surowiëcky, indem er sagt:[1]) „Bei dieser Zerstreuung der celtischen und wendischen Völker verdient besondere Beachtung, dass die Bojen sowohl in Gallien als auch in Italien und

[1]) L. Surowiëcky. Sledzenie poczatku naroduw Slovianskich. Warschau 1824. p. 194.

an der Donau neben den Wenden sassen, es könnte sein, dass sie mit ihnen gleicher Abkunft waren, wie diess auch bei vielen anderen Völkern zu sein scheint, welche die Alten aus Unkunde mit Thraken, Celten, Iberern u. s. w. vermengten".

Die Bojen waren in den letzten Jahrhunderten vor Christi ein so mächtiges Volk, dass sie im Jahre 110 vor Christi im Stande waren, dem heftigen Anpralle des Cimbernzuges zu widerstehen und ihn zwangen, einen Umweg über Pannonien zu machen. Trotzdem aber unterlagen sie dem deutschen Heeresführer Marbod, der mit 30.000 Mann Fussvolk und 4000 Reitern in ihrem Lande einbrach und sie unterjochte. Von dieser Zeit erlosch der Name Bojen, die wahrscheinlich den ihrer Unterdrücker angenommen haben werden, denn es ist einerseits nicht anzunehmen, dass ein so mächtiges Volk gänzlich vernichtet worden wäre, und andererseits die Markomannen binnen dieser wenigen Jahre sich so vermehrt hätten, dass sie ein so zahlreiches Volk geworden wären. Es erscheinen daher die Bojen unter dem Namen der Markomannen in der späteren Geschichte, denn Ptolomeus schildert im zweiten Jahrhundert nach Christi die Bojen in Böhmen und Mähren noch als ein zahlreiches Volk, dessen Hauptstadt Bubienum mit der Veste Marabudum sehr volkreich war, in der Handel und Wandel blühte und wo sich selbst römische Kaufleute angesiedelt hatten. [1]) Bubienum, ein Wort mit slavischer Wurzel, hat sich noch in dem heutigen Bubenec, Bubenč, Bubna erhalten und wird sich wohl von Bubenč über die Šárka und bis nach Žalov ausgebreitet haben, wo man noch überall die Spuren einer uralten Ansiedlung findet.

Dafür, dass vielleicht noch Bojen in den die Höhen Mährens bewohnenden Slaven fortleben, spricht die vollkommene Uebereinstimmung der Schädel dieser mit jenen aus der Býčískálahöhle, wodurch Šafařiks Ansicht, dass sich die Bojen wahrscheinlich bis auf den heutigen Tag auf den Höhen Mährens erhalten haben, eine wesentliche Stütze findet.

[1]) Jac. Annal. L. 11. 62.

Aufklärungen.

(Entgegnung auf Bemerkungen in Betreff der Bohrung von Steingeräthen und in Betreff thönerner Lampen und Löffel.)

Von

Gundaker Graf Wurmbrand.

I. Bohrung von Steingeräthen mittelst Horn und Knochen.

In dem 6. und 7. Hefte des VI. Bandes der Mittheilungen werden von Dr. Much und Herrn Fel. von Luschan einige Ansichten, die ich in Bezug auf Objecte meiner Forschungen geäussert, bezweifelt.

Obwohl ich nun dafür halte, dass bei dem Stande der vorgeschichtlichen Forschung in unseren Ländern die zunächst liegende Aufgabe jedes Forschers darin besteht, neues Material zu fördern und ich desshalb die Kritik fremder Auffassungen, ebenso als kleinliche Discussionen scheue, so obliegt es mir doch, in diesem Falle zur Klärung der betreffenden Fragen einige berichtigende Worte zu sagen.

1. Die Bohrung mit Hirschgeweihenden. Ich lese im dritten Berichte des Dr. Much über die Pfahlbauforschung im Mondsee S. 177, bei Erwähnung von Hornstücken mit herumlaufender, deutlich durch eine Schnur eingeschnittener Rinne, diese Stelle: „Man hat derlei Stücke als Bohrer erklärt, mittelst denen die Löcher der Steinhämmer mit Zuhilfenahme von Sand gemacht wurden, indem man sie mit einer durch einen Bogen gespannten Schnur in drehende Bewegung versetzte. Abgesehen von anderen Umständen kann man wohl kaum annehmen, dass man mit einem spongiösem Hornzapfen, auch wenn man Sand zu Hilfe nimmt, einen Stein zu durchbohren im Stande ist, dann aber lässt sich deutlich ersehen, dass die Rille nicht in sich zurückkehrt, dass also nicht der Hornzapfen sich bewegt, sondern dass nur die Schnur gelaufen und sich allmälig eingeschnitten hat.“

Da meines Wissens nur ich diese Hirschgeweihsprossen als Bohrer für die Steinhämmer bezeichnet habe, so gestatte ich mir, auf diese Bemerkung näher einzugehen.

Die Frage stellt sich hier in zweifacher Art, erstens: Kann man mit Hirschgeweihsprossen die Bohrung überhaupt durchführen? zweitens: sind die Hirschgeweihsprossen, die ich bezeichnet, auch wirklich solche Bohrer gewesen?

Wie ich schon in meinen Ergebnissen der Pfahlbau-Untersuchungen (Band V. Heft 4 und 5, Seite 123) gesagt, habe ich erst, nachdem ich den Versuch der Bohrung vor einer Versammlung gemacht und nachdem ich gefunden hatte, dass nicht nur die Bohrung, sondern auch die Art, wie sich dieser Bohrer ansetzt, genau den vorgefundenen alten Bohrversuchen entspricht, meine Ansicht darüber niedergeschrieben.

Ueber die Möglichkeit einer solchen Bohrung herrscht also kein Zweifel, da die Bohrvorrichtung, wie ich sie gezeichnet, und die von mir in dem Serpentin gemachte Bohrung vorliegt. Sowohl bei der internationalen Ausstellung in Wien 1873, als heuer in Pest habe ich diese Bohrungsvorrichtung zur Ansicht gebracht und bedaure ich nur, dass Herr Dr. Much sich von der Thatsache einer solchen Bohrung nicht selbst überzeugt hat.

Allerdings ist es nicht die spongiöse, innere Masse, sondern die sehr zähe, harte äussere Hornwand, welche mit Quarzsand die kreisförmige, scharfe Eintiefung im Steine bewirkt.

Ich selbst war erstaunt zu sehen, wie scharf und genau ein solcher Bohrer arbeitet und wie wenig sich die unteren Kanten desselben während der Arbeit abnützen.

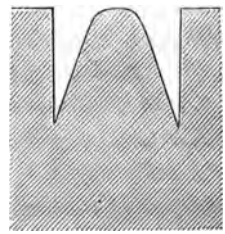


Fig. 1.

Die spongiöse Knochensubstanz des Innenraumes wird schon vor der Arbeit mit einem scharfen Feuersteinsplitter leicht ausgehöhlt und tritt immer weiter zurück, je tiefer sich die Ränder in den Stein einarbeiten. So entsteht langsam eine vollkommen kreisrunde, nach unten zu enge Vertiefung, in deren Mitte ein Kegel stehen bleibt. Der Durchschnitt einer solchen halbfertigen Bohrung mit dem kegelförmigen Zapfen hat die Form von Fig. 1.

Bei kleineren Bohrlöchern, wo auch das Geweihende keinen grossen Durchmesser haben kann, wird die Bohrung

nicht immer anstandslos durchgeführt werden können, weil das Geweihende selbst leicht gebogen ist und sich zu schnell verjüngt. Der Mittelzapfen kann sich dann nicht weiter aufwärts in den Bohrer einschieben. In diesem Falle hat man, wie ich es bei manchen alten Bohrungen auch thatsächlich beobachten konnte, entweder den Zapfen in dem Bohrloch abgeschlagen oder man hat von der anderen Seite zu bohren angefangen, um in der Mitte des Steines zusammenzutreffen. Dies ist nun zwar nicht immer ganz genau gelungen und manche Bohrung ist bei den Steinhämmern auch wirklich nicht ganz correct.

War es aber nun gelungen, den Mittelzapfen von beiden Seiten so freizustellen, um ihn heraus zu schlagen, so konnte das Bohrloch nachträglich erweitert und gleichmässig ausgerundet werden. Solche Bohrlöcher zeigen dann einen nach der Mitte zu etwas verengten Hohlcylinder, Fig. 2, weil der Hirschhornbohrer von beiden Seiten gearbeitet und sich während der Arbeit stets etwas verkleinert, indem die äusseren Wände desselben sich abnützen.

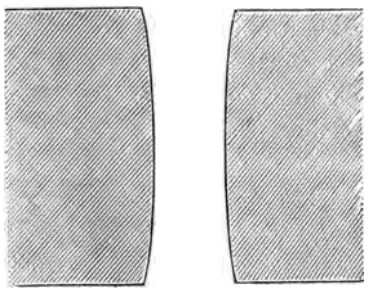


Fig. 2.

Geschieht die Bohrung aber in Einem, so wird der Hohlcylinder im Steinhammer sich nach unten verjüngen. Bei genauer Beobachtung halbvollendeter Bohrungen und bei genauer Messung von Bohrlöchern sind die hier bezeichneten Fälle oft wahrnehmbar.

Bei der genannten Bohrmethode mit Hirschhorn ist die Innenwandung des Hohlcylinders glatt polirt und zeigt dieselbe einzelne feinere, rund umlaufende Ritze, welche für die alten Bohrungen charakteristisch sind.

Die Bohrungen, wie ich sie an einem mir von Dr. Ferdinand Keller zugesendeten Steinbeil gesehen, wurden mit Hornzapfen des Rindes oder mit Röhrenknochen gemacht und entsprachen den alten Vorbildern bei weitem weniger als mein Versuch, so dass ich mich vollkommen für berechtigt halte anzunehmen, dass in den meisten Fällen auch wirklich in der beschriebenen Art vorgegangen wurde.

Allerdings kommen auch ganz verschiedene Bohrungen vor, wie die trichterförmige, Fig. 3, oder die mit cylinderförmigem Mittelzapfen, Fig. 4, die in anderer Weise gemacht wurden.

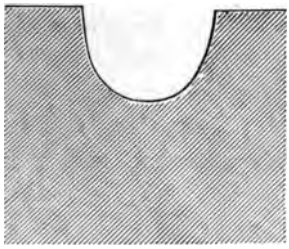


Fig. 3.

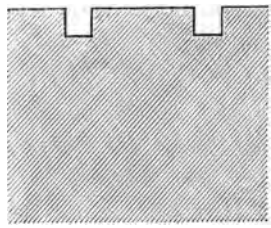


Fig. 4.

Wahrscheinlich wurde bei ersterer ein spitziges Holz, bei der anderen nach der Methode des Prof. Morlot ein Rohr oder ein Knochen als Bohrer verwendet.

Die erste Frage glaube ich nun beantwortet zu haben und komme zur zweiten. Sind die in Weyeregg gefundenen und im II. Band dieser Mittheilungen abgebildeten Geweihende auch wirklich solche Bohrer gewesen?

Dr. Much meint diesbezüglich, dass die Rille, welche um die Hornzapfen lauft, nicht in sich zurückkehrt, dass also nicht der Hornzapfen sich bewegt, sondern dass nur die Schnur gelaufen und sich allmälig eingeschnitten hat. Später erinnert er an die Röhrenknochen aus dem Laibacher Pfahlbau, welche auch Einschnitte und Rinnen zeigen, und glaubt, dass auch diese Hornzapfen bei der Verfertigung der Schnüre oder bei der Weberei Anwendung fanden.

Die genannten Röhrenknochen sind nun von diesen Hirschhornenden überhaupt vollkommen verschieden. Ich habe sie gesehen und habe mich überzeugt, dass sie als Garnwinden vollkommen zweckentsprechend sind. Bei dem Hornzapfen wäre es aber nicht unzweckmässig gewesen, durch einige Versuche die Zweckmässigkeit zum vermutheten Gebrauch zu erproben.

Von den in der Sammlung der anthropologischen Gesellschaft von Weyeregg stammenden Geweihenden sind zwei in der besagten Abhandlung von mir abgebildet. Das eine hat einen kleineren Durchmesser und zeigt drei Rillen oder Rinnen,

und zwar zwei vollständig, die dritte unten nur unvollständig, weil das Hirschhorn in der Rinne selbst abgebrochen ist. Bei diesem Stück, Fig. 33, Taf. III (II. Band der Mittheil.), kehrt die Rille, wie die Zeichnung und der Gegenstand selbst jedem Beobachter zeigt, in sich zurück, es hat sich also gedreht. Das zweite Stück zeigt wieder zwei Rinnen, die eine vollständig und die andere nur halb, weil auch hier das Hirschhorn in der Rinne abgebrochen ist. Der Durchmesser ist hier bedeutender und die Rinne nicht überall vollständig gleich tief, da an einer Stelle die Sehnen, die hier gelaufen, sich gekreuzt. Ich sage die Sehnen, da eine Hanfschnur an der rauhen und harten Hirschhornrinde überhaupt nicht lange laufen konnte, ohne zu reissen.

Wie entstanden nun diese Rinnen, wie entstand der Bruch, und wie lassen sich diese Gegenstände als Bohrer nachweisen?

Haben wir ein Hirschhornende gewählt, um damit eine Bohrung auszuführen, so werden wir, und zwar wieder nach dem Muster vorhandener Stücke, da wir keine Freunde imaginärer Combinationen sind, nachdem die spongiöse Innenmasse etwas ausgebohrt wurde, nicht sehr entfernt von dem unteren Rande, eine kleine Rinne mit Feuerstein einzuschneiden suchen, damit die darüber gewundene Sehne des Bogens einen Anhaltspunkt gewinnt und sich an den Unebenheiten des Hirschhorns nicht zu schnell abnützt.

Während der Arbeit wetzt die umlaufende Sehne diese Rinne verhältnissmässig schnell aus, und es bricht der in dem Stein arbeitende untere Theil des Bohrers mitten in der Rinne ab, sobald die Sehnen die äussere harte Rinde des Hirschhorns bis auf die spongiöse Masse durchwetzt hat.

Um dies zu verhindern, wird man, bevor dieser Bruch entsteht, weiter aufwärts eine neue Rinne eintiefen, um mit demselben Bohrer weiter arbeiten zu können. Dieser höhere Umlaufspunkt für die Sehne ist auch deshalb wünschenswerth, weil die erste Rinne ziemlich tief angebracht wurde, um den Angriffspunkt der Kraft der Arbeitsstelle des Bohrers nahe zu rücken, bei fortschreitender Bohrung vertieft sich dieselbe natürlich immer mehr, so dass auch die Bogensehne höher angelegt werden muss.

Die beifolgende Zeichnung zeigt einen solchen Bohrer 1. vor der Arbeit, Fig. 5, der untere Theil ist von der Stange

abgehackt, die Rinne *a* ist eingeschnitten; 2. während der Arbeit, Fig. 6, die Rinne *a* ist eingetieft, der untere Theil durch die geleistete Arbeit am Rande scharf und innen hohl,

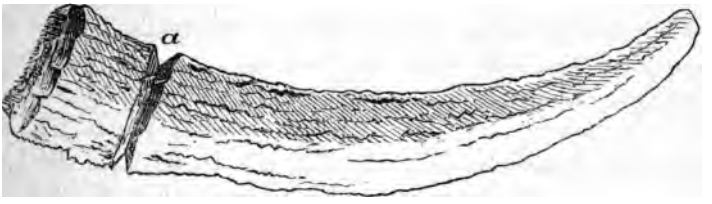


Fig. 5.

die Rinne *b* ist benützt; 3. nach der Arbeit, Fig. 7, der untere Theil ist an der Stelle der ersten Rinne *a* abgebrochen, die zweite Rinne *b* ist noch vorhanden, ebenso wie eine dritte *c*.

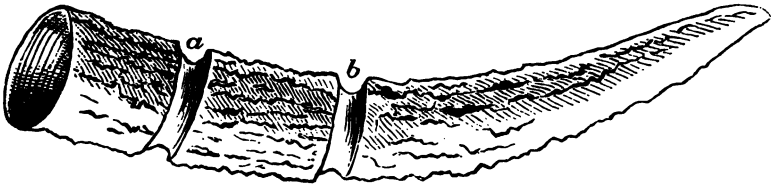


Fig. 6.

Wir haben nun erklärt, wie die Rinne und der Bruch entsteht. Die nicht völlig rund umlaufende Rinne mit der durch die Sehne ausgewetzten Kreuzungsstelle an dem zweiten stärkeren Bohrer entstand dadurch, dass, weil der Widerstand des Bohrers

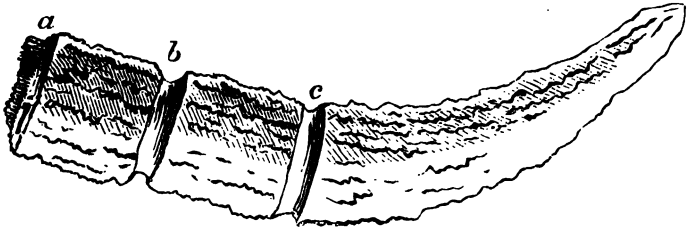


Fig. 7.

bei einer grösseren Reibungsfläche ein bedeutenderer war, die Umdrehung des Bohrers nicht mit jedem Zug des Bogens vollständig durchgeführt, sondern nur in halber Drehung nach der einen und wieder nach der anderen Seite hin bewegt wurde.

Dadurch hatte die sich kreuzende Sehne an einem Theile die Ausnützung nach oben und unten markiren können.

Den Beweis, dass die von mir bezeichneten Stücke nicht nur als Bohrer für Steinhämmer dienen konnten, sondern auch wirklich solche Bohrer waren, habe ich ebenfalls bereits ausgesprochen, und wiederhole ihn hier nur, um ihn jedem unbefangenen Leser klar zu machen. Er liegt einfach darin, dass der Bohrer auf das Bohrloch passt. Wenn ich den Bohrer der Sammlung (Fig. 33. Taf. III. II. Bd.) auf die halbrunde Bohrung der gebrochenen Hammeraxt (Fig. 37. Taf. IV. II. Band) [1]) aufsetze, so passt die polirte untere Rinne des Bohrers genau hinein.

Diese Rinne hat nun zwar nicht die Bohrung direct bewirkt, ihr Durchmesser entspricht aber offenbar dem Bohrrande, weil die durch die Bewegung kreisrund bis zum spongiösen Kern zugeschärfte äussere Knochensubstanz an der unteren abgebrochenen Rinne wie am Bohrrande nahezu denselben Durchmesser hatte.

Ich bin in der Erklärung dieser Bohrung etwas ausführlich und vielleicht weitschweifig geworden, weil mich die Frage der Bohrungen interessirt, ich werde deshalb begründeten Zweifeln und Widerlegungen im Interesse der Wahrheit gerne meine Aufmerksamkeit schenken.

II. Ueber thönerne Lampen und Löffel.

In demselben Hefte (6 und 7. VI. Bd.) bespricht Herr Felix von Luschan bei Gelegenheit der Mittheilungen aus dem Museum VII, Seite 198, einen thönernen Gegenstand, welchen er einen Schöpflöffel nennt. Er findet sich dabei veranlasst, einen ähnlichen Fund von mir zu erwähnen und tritt gegen die von mir für meinen Fund gewählte Bezeichnung einer Lampe auf.

Diesbezüglich möchte ich in Hinblick auf die von mir citirten Aeusserungen vorerst feststellen, dass ich nicht behauptete, dass alle Löffeln Lampen sind, und es versteht sich von selbst, dass die mit massivem thönernem Stiel versehenen

---

[1]) Anmerkung. Ich habe die Stücke nicht zur Hand, glaube aber mich zu erinnern, dass dieser Bohrer gerade auf diese Steinaxt passt.

Löffel oder diejenigen Gussschalen oder Löffel, in welchen ein hölzerner Stiel eingepasst wurde, um sich die Hand nicht zu verbrennen, wie dies bei unseren Leimpfannen der Fall ist, — keine Lampen waren.

Ein passenderes Beispiel als die besagten gusseisernen Leimpfannen geben uns die Gussschalen aus den Pfahlbauten, welche mit einer solchen Oeffnung zur Aufnahme des Holzstieles versehen sind.

Der wesentliche Unterschied zwischen solchen Gefässen und den als Lampen bezeichneten Schalen liegt aber darin, dass naturgemäss die Höhlung für den Stiel nicht mit der inneren Höhlung communicirt, weil dies sowohl bei Löffeln als Gussschalen zweckwidrig wäre.

Die Gleichenberger Schale, welche vorn etwas abgestossen ist, hat durchaus keinen Schnabel, sie ist im Gegentheil vorn breit und nach Innen stark eingebaucht. Die Zeichnung meiner Publication hat durch eine nicht ganz richtige Schraffirung einer kleinen Bruchstelle Herrn Luschan verführt, einen vollkommenen Ausgussschnabel zu zeichnen.

Im Gegensatz zu seinen Erfahrungen fällt auch mein Schälchen nicht um, sondern es brennen ein Stück Docht oder einige zusammengedrehte Hanffäden ganz leidlich in der Oeffnung, auch wenn sie nicht vertical stehen.

Um das Abtropfen zu verhindern, muss man das Lämpchen allerdings mit etwas nach aufwärts gerichtetem Halse stellen. Es ist dieses plumpe Schälchen gewiss in vieler Beziehung nur eine sehr mangelhafte Lampe, nachdem aber zu allen Zeiten ähnliche Ampeln und Lampen bis zur Bergmannslampe der Jetztzeit verwendet wurden, und das Verbrennen des Fettes neben dem Kienspan zu den einfachsten Beleuchtungsarten gehört, so ist die Benützung dieses als Löffel höchst unzweckmässigen Geräthes als Lampe höchst wahrscheinlich.

Die mit Fig. 5 in dem besprochenen Aufsatze abgebildete Schüssel hat mit der Lampenfrage nichts gemein, sie ist weder ein Löffel noch eine Lampe. Steht die unterhalb des Henkels befindliche Oeffnung aber mit dem Innenraum in Verbindung, was ich nicht weiss, so hatte sie gewiss nicht die Bestimmung, einen Holzstiel in sich aufzunehmen, sondern sie diente wahrscheinlich zum Ausfluss. Der specielle Zweck

kann hier ein mannigfaltiger sein, so z. B. würde eine solche Vorrichtung bei der Käsebereitung ganz zweckdienlich erscheinen.

Die Forschungen der kaiserlichen archäologischen Commission zu St. Petersburg.

Von

Joh. Hawelka

in Moskau.

In keinem Staate wohl haben die archäologischen Arbeiten seit einigen Jahrzehnten einen so raschen und hohen Aufschwung genommen, als in Russland. Private Personen und öffentliche Gesellschaften haben um die Ehre gestritten, in der Erforschung der Schicksale ihres Vaterlandes, von welchen die Geschichte schweigt, mehr zu leisten. Zur Ueberzeugung gekommen, dass nur die genaue Kenntniss der Geschichte ihrer Vorfahren die feste und gesunde Grundlage der zukünftigen Grösse ihres Heimatlandes sein könne, überboten sich die beiden dazu berufenen Factoren in Eifer und Aufopferung und in wahrer Vaterlandsliebe. Dieser Patriotismus wurde noch unter der Regierung des vorigen Kaisers allerhöchsten Ortes unterstützt. Früher gehörte die Oberaufsicht über alle in Russland vorgenommenen Ausgrabungen dem Ministerium des Innern an. Auf den Antrag des damaligen Ministers des Innern, Grafen Perovský, hatte im Jahre 1852 der Kaiser beschlossen, alle Ausgrabungen seiner privaten Cabinetskanzlei zu unterordnen und übertrug die Leitung dieser Angelegenheiten einigen anerkannt wissenschaftlich gebildeten Männern. Das sind die Anfänge, welche später zu einer eigenen Gesellschaft führten, die unter dem Namen „die kaiserliche archäologische Commission“ bekannt ist.

Es ist daher die kaiserliche archäologische Commission ein von der Regierung eingesetztes Staatsamt, welches im Jahre 1859 gegründet wurde, und das seit dem Anfange seines Bestandes unter der Präsidentschaft des Grafen Strogonov

steht. Sie besteht aus drei Männern, denen die Geschäftsleitung obliegt; ihnen wurden zur Aushilfe, insbesondere als Leiter der Ausgrabungen, Directoren von Museen und Fachgelehrte beigegeben. Sie wählt sich Mitglieder aus, welche als Staatsbeamte betrachtet werden, und als solche auch ihren Gehalt und Stellung einnehmen. Die Statuten, nach denen sie sich richtet, sind in die Staatsgesetzsammlung aufgenommen. Die Commission verfügt über bedeutende Staatsmittel; von ihrer Grösse kann man sich einen richtigen Begriff machen, wenn man erwägt, dass die Auslagen für Nachgrabungen vom Jahre 1859—1874 sich auf 584.500 Gulden öst. Währ. belaufen.

Die Thätigkeit dieser Commission besteht insbesondere 1. in Ausgrabungen, 2. in Publicationen und der Erklärung der archäologischen Funde,[1]) und 3. in anderweitigen Unterstützungen zu archäologischem Zwecke. Die grösste Aufmerksamkeit wendete dieselbe den Ausgrabungen zu. Diese wurden an drei verschiedenen Orten vorgenommen, u. z. 1. auf den Halbinseln Taman und Krym, 2. im Districte von Jekaterinoslav, und 3. in Sibirien.

1. Ausgrabungen auf der Tamanischen Halbinsel.

Die Tamanische Halbinsel bildete mit der ihr gegenüber liegenden Halbinsel Krym das alte bosporianische Reich. Als Hauptstädte dieses Reiches werden genannt: Thanagoria für die asiatische Hälfte und Pantikapea (jetzt Kertsch) für die europäische. Wenn man die wenigen klassischen Schriftsteller vergleicht, welche uns über die erstere Nachrichten hinterlassen haben, so kann man schliessen, dass einst hier griechische Colonien blühten, welche nicht weniger berühmt waren als die auf der Krymischen Halbinsel. Die ausgezeichneten Resultate, welche die im Jahre 1825 unternommenen und in den nachfolgenden Jahren fortgesetzten Ausgrabungen auf der Halbinsel Krym begleiteten, bewogen einige hervorragende Archäologen, ihre Arbeiten über die Strasse von Jenikalsk auf das entgegen-

---

[1]) Die Publicationen geschehen im Russischen und Französischen. Russisch führen sie den Namen: Отчеты Императорской Археологической коммиссіи. Französisch erscheinen sie unter dem Titel: Compte-Rendu de la Commission Impériale Archéologique.

gesetzte Ufer zu übertragen, dazu war noch auch der Grund vorhanden, dass dort nach der aufgestellten Hypothese das Fürstenthum Tmutarakan bestanden haben solle, welches seit dem Anfange seines Bestandes mit dem russischen Reiche verknüpft war.

Nach einzelnen Versuchen von Privatausgrabungen, welche keine besonders glänzenden Resultate lieferten, hatte sich die Regierung entschlossen, die Ausgrabungen auf der Halbinsel Taman auf ihre Kosten vorzunehmen. Dies geschah im Jahre 1836 und als Leiter der Ausgrabungen wurden Herr Aschik, Director des Museums in Kertsch, und Herr Kareusch, ein Beamter aus Petersburg, angestellt. Da aber die Funde, die man an der Stelle des alten Pantikapea in der Krym gemacht hatte, so bedeutend waren, waren die genannten Herren der Meinung, es könne nirgends was wichtigeres gefunden werden, und verhielten sie sich zu diesen neuen Ausgrabungen mehr passiv, sie liessen dieselben zwar geschehen, weil sie von der Regierung angeordnet werden, wendeten ihnen aber sehr geringe Aufmerksamkeit zu. Die Arbeiten wurden so fahrlässig betrieben, dass man wenig gefunden hatte, und dieses Wenige wurde noch zerbrochen und zerschlagen herausgenommen. Da man aber jedes Jahr grub, so hatten die Arbeiten in einigen Jahren doch einigen Erfolg, in anderen gar keinen, dies dauerte bis zum Jahre 1851. In diesem Jahre besuchte die Halbinsel von Taman der damalige Minister der inneren Angelegenheiten, Graf Perovský. Dieser gelehrte und hochherzige Gönner und Förderer der Archäologie gab den Ausgrabungen eine ganz neue Richtung. Der Hauptzweck der Ausgrabungen bestand früher fast ausschliesslich (die Ausnahmen waren leider sehr gering) in Goldsuchen. Als man aber zur Ueberzeugung gelangte, dass diese Ausgrabungen den Zweck verfolgen, durch die gemachten Funde über dunkle oder unbekannte Thatsachen der Geschichte, oder über die Eigenthümlichkeiten, längst verschollener Völker Licht zu verbreiten, so war auch die Art und Weise der Ausgrabungen eine andere geworden. Man führte genaue und ausführliche Tagebücher über die vorgenommenen Ausgrabungen, nahm Pläne der ausgegrabenen Kurgane auf, und gab überhaupt den Ausgrabungen eine streng wissenschaftliche Richtung. Und diese Umwandlung verdankte man dem Grafen Perovský. Er

stellte zum Leiter der Ausgrabungen den Herrn Bjegitschew, einen wissenschaftlich gebildeten und mit der Archäologie vertrauten Mann an, und behielt sich die Oberaufsicht über den Gang der Arbeiten und der gemachten Funde selbst vor. Auf diese Weise geführt, lieferten die Ausgrabungen ergiebige Resultate, und brachten Vieles ans Tageslicht, was zur Erklärung der Bildungsstufe der ehemaligen griechischen Colonie auf der Tamanischen Halbinsel von grosser Wichtigkeit war. Solche Ausgrabungen wurden bis zum Jahre 1855 fortgesetzt. Die Ausbeute war nicht gering, man fand: Marmorsärge, goldene, silberne und bronzene Schmucksachen, bemalte Vasen, Statuen aus Marmor und Terracotta, Marmor- und Sandsteinplatten mit griechischen Inschriften, eine Masse verschiedenartiger Münzen — das war eine reichliche Ernte, welche die mit vielen Mühen und ungeheueren Ausgaben verbundenen Ausgrabungen zu Tage förderten. Vom Jahre 1856—1858 wurden auf der Tamanischen Halbinsel keine Ausgrabungen gemacht, dafür alle späteren Ausgrabungen vom Jahre 1859 angefangen bis zum gegenwärtigen Augenblicke von der archäologischen Commission geführt, und in den Compte-Rendus ausführlich beschrieben.

Auf Kosten der archäologischen Commission unter der Leitung eines von ihr ernannten Mitgliedes wurden in den Jahren 1859, 1864, 1865, 1866, 1868, 1869, 1870, 1871 und 1872 die Ausgrabungen auf Taman vorgenommen.

Im Jahre 1859 standen die Arbeiten unter der Leitung des Moskauer Universitätsprofessors H. Görtz; man untersuchte einen Hügel, auf welchem man im Jahre 1853 eine Marmorplatte mit griechischer Inschrift fand, und wo man die Grundlagen der ehemaligen Stadt Thanagoria vermuthete. Zwei Versuchsgräben, die man über dem Hügel gemacht hatte, führten zwar zur Entdeckung einer Mauer, man musste aber wegen vorgerückter Jahreszeit die weiteren Arbeiten einstellen. Zu gleicher Zeit wurden auch an anderen Orten der Halbinsel viele Grabhügel aufgeschlossen (die Zahl ist nicht angegeben); jedoch erwiesen sich die meisten als schon ausgeraubt.

Im Jahre 1864 wurden die Ausgrabungen von glücklichsten Resultaten begleitet. Herr Zabjelin nahm die Abgrabung zweier grosser Grabhügel vor, welche bei der dortigen Bevölkerung unter dem Namen bliznici oder dva brata-

„Zwillinge“ bekannt waren. Der grössere Hügel hatte gegen 341 Meter im Umfange und gegen 15 Meter senkrechte Höhe. Man fand darin gebrannte und steinerne Gräber, und eine Masse prachtvoller Objecte. Nach der Abreise des Herrn Zabjelin übernahm Herr Lutzenko, der Director des Museums in Kertsch, die Oberaufsicht. Ausser diesen zwei Hügeln hat man noch neun andere kleine Hügeln geöffnet, welche am Meerbusen von Taman liegen. Acht von ihnen waren schon leer, der neunte war zwar noch unberührt, gab aber keine grosse Ausbeute.

Im Jahre 1865 setzte Herr Lutzenko die Arbeiten in den Zwillingen fort, er entdeckte ein steinernes Grab mit vielen schönen Objecten; auf dem kleinen Zwillinge kam er auf das Grab eines Kindes, daneben grub er noch einen kleinen Hügel auf, der nicht weit von den Zwillingen entfernt war und bei der Bevölkerung den Namen eines „Gorodischte“ führte. Sodann grub man den sogenannten „Ostroj-Kurgan“ auf, wo man eine Katakombe entdeckte; wenn ich noch einen kleinen Hügel erwähne, der aufgemacht wurde, so habe ich alle Arbeiten des Jahres 1865 aufgezählt.

Im Jahre 1866 hat man ausser der Fortsetzung der Arbeiten in den beiden Zwillingen noch das Aufmachen von sechs anderen Grabhügeln vorgenommen, die nicht weit von der Station Sennaja liegen und mit grossen Erwartungen erfüllten. Leider realisirten sich die schönen Hoffnungen nicht. Die Arbeiten leitete ebenfalls Herr Lutzenko.

Im Jahre 1868 wendete sich Herr Lutzenko abermals den Zwillingen zu. Seine Arbeiten wurden von glänzendem Erfolge begleitet, man fand ein steinernes Grab, mit einer grossen Zahl kunstvoller Objecte. Daneben unternahm Herr Tiesenhausen die Durchforschung eines Gorodischte vor, wo man schon im Jahre 1852 auf Befehl des Grafen Perovský gearbeitet hatte. Wie damals, waren auch diesmal die Ausgrabungen von Erfolg begleitet. Derselbe Herr Tiesenhausen durchforschte einen Grabhügel unweit des eben genannten Gorodischte, und es gelang ihm, ein steinernes Grab zu finden, welches einen wahren Schatz von Kunstgegenständen enthielt. Nicht so glücklich war er im Ausgraben von fünf anderen Kurganen, die etwa eine geographische Meile gegen Südost von Taman entfernt waren; desto glücklicher aber war er bei

dem Graben eines grossen Kurgans auf dem Vassjurinberge, etwa $^1/_3$ geographische Meile von den Zwillingen entfernt. Man kam auf ein Gewölbe, dessen Wände mit Frescomalereien bedeckt waren, und zwar nicht auf Stein, wie man es schon in Taman gefunden hatte, sondern auf feiner Stukatur.

Im Jahre 1869 unternahmen Herr Zabjelin und Herr Tiesenhausen abermals Ausgrabungen von Grabhügeln und Ruinen, die sich auf dem Platze der alten Stadt Thanagoria vorfinden. Man öffnete gegen vierzig Gräber, grub auf verschiedenen Stellen der Ruinen — leider aber fast ohne Resultat. Der Misserfolg dieser Ausgrabungen wurde durch die schönen Funde ausgeglichen, welche man in zwei von Herrn Tiesenhausen aufgemachten Hügeln gemacht hatte. Beide lagen am Golf von Taman und enthielten steinerne Gräber. Ausser diesen Arbeiten durchforschte man noch den Kurgan auf dem Berge Vassjurin, und da Herr Lutzenko abgereist war, hatte sein Stellvertreter, Herr Khitzunoff, das Aufgraben eines grossen Hügels vorgenommen, der unter dem Namen „Ostroj-Kurgan" bekannt war. Zum Schlusse unternahm man noch Arbeiten auf einer hügelartigen Erhebung unweit von Taman, wo sich nach örtlicher Tradition eine mohamedanische Moschee befunden haben soll. Man fand aber keine Spur von alten Bauten.

Im Jahre 1870 suchte Herr Zabjelin sehr fleissig nach den Grundlagen der alten Stadt, und untersuchte ein „Gorodischte", auf welchen er den Ort der Stadt vermuthete. Er fand nur auf einer einzigen Stelle Reste alter Bauten und einige Marmorplatten mit griechischen Inschriften waren die einzige Belohnung der schwierigen Arbeit. Auf einem natürlichen Hügel, der unweit von dem genannten Gorodischte lag, kam Herr Zabjelin auf einen Kirchhof, er untersuchte darin sechzehn Gräber. Diese lagen in einer Tiefe von $1^1/_2$ bis 2 Meter, waren gegen 2 Meter lang und 0·7 Meter breit. In jedem Grabe sah man unten eine kleine Grube, in welcher sich das Skelet befand; die Schädel waren exquisit dolichocephal. Bei den Skeleten fand man wenig Schmucksachen. Ausser diesen Ausgrabungen durchforschte Herr Zabjelin noch einen grossen Hügel unter den Namen „Bujerova-Mogila"; er hatte 277 Meter im Umfange und $12^2/_5$ Meter senkrechter Höhe. Die schöne Ausbeute belohnte reichlich die mühevollen Arbeiten.

Herr Tiesenhausen machte seine Ausgrabungen im Norden der Tamanischen Halbinsel; diese Gegend besitzt viele Erhöhungen, welche hier unter den Namen der Batterien bekannt sind. Er untersuchte ihrer zwei mit glücklichem Erfolge, während zwei andere wenige erfolgreiche Ausbeute ergaben. Ausserdem untersuchte er noch neun Hügel, die alle leer waren. Herr Lutzenko durchforschte in diesem Jahre noch einen zweiten Kirchhof unweit von Taman, er machte neun Gräber auf und gewann die Ueberzeugung, dass dieser ein christlicher Kirchhof gewesen ist.

Im Jahre 1871 setzte Herr Zabjelin seine Untersuchung in dem im vorigen Jahre angegangenen Hügel „Bujerova-Mogila" fort. Er fand einige fast leere Gräber; ebenso erfolglos waren auch die Arbeiten in den alten Ruinen. Herr Lutzenko untersuchte zwei Hügel auf dem Vassjurinberge von mässigen Dimensionen, und fand sehr viele prachtvolle Bronzeobjecte. Ausserdem untersuchte man noch drei andere Hügel mit keinem glücklichen Erfolge. Im Jahre 1872 setzte Herr Zabjelin seine Untersuchungen in den alten Stadtruinen fort. Er kam auf alte Fundamente, von denen man mit Bestimmtheit behaupten kann, dass sie der Stadt Phanagoria angehört hatten. Man fand siebenundsiebzig vollständig erhaltene Marmorplatten und fünfundfünfzig Fragmente; von diesen Platten waren einige mit griechischen Inschriften versehen; auch an anderen Gegenständen war die Ausbeute bedeutend. Herr Lutzenko untersuchte ebenfalls die Ruinen von Phanagoria an einer anderen Stelle; er traf auf fünf Gräber. Darauf untersuchte er neun Hügel, die nicht weit vom Vassjurinberge liegen, und machte einige recht hübsche Funde.

Herr Tiesenhausen untersuchte eine hügelartige Erhöhung, die unter dem Namen „Kamennaja-Battaréja" (die Steinbatterie) bekannt ist. Die Lage dieser Erhöhung ist dieselbe, wie die des Hügels, welchen Strabon als den Grabhügel des bosporianischen Königs Satyros angibt. Man fand aber keine besonderen Objecte. Weiter untersuchte Herr Tiesenhausen noch etwa fünfzehn Kurgane, von welchen einige eine recht ergiebige und lohnenswerthe Ausbeute geliefert haben.

Das sind beiläufig die Arbeiten, welche die archäologische Commission auf der Halbinsel Taman vornehmen liess.

Wenn man bedenkt, dass einige der geöffneten Kurgane eine beträchtliche Grösse hatten (so z. B. einer der im Jahre 1864 durchgegrabenen Zwillinge), wenn man weiter erwägt, dass insbesondere die Ausgrabungen in den Ruinen des alten Phanagoria wegen ungeheuren Schuttmassen mit unendlichen Mühen verbunden waren, so muss die Wissenschaft mit Dankbarkeit den Eifer der kaiserlichen archäologischen Commission anerkennen, welche sich weder durch Schwierigkeiten, noch durch namhafte Kosten abschrecken liess, um die in der Tamanischen Halbinsel verborgenen Schätze aus der Blüthezeit der griechischen Kunst ans Tageslicht zu bringen. Wenn auch die Ausgrabungen nicht immer mit erwünschten Resultaten begleitet waren, so war die Ausbeute immer gross genug, um die Commission zu neuen Anstrengungen, zu neuen Opfern anzuspornen. Der Misserfolg, welchen oft die Arbeiten hatten, erklärt sich daraus, dass man die meisten Gräber schon ausgeplündert fand. Diese Plünderung der Gräber musste bald nach dem Begraben geschehen sein. Anders lässt es sich nicht erklären, warum von drei oder vier Gräbern, die in einem Kurgan sich befanden, eines oder zwei ausgeplündert, die übrigen aber unberührt geblieben sind. Der Hauptzweck der Plünderung war auf Gold gerichtet. Wo die Räuber nun voraussetzten, dass dies oder jenes Grab ihnen eine lohnende Ausbeute geben würde, haben sie es geplündert, während sie die anderen Gräber nicht anrührten. Es zeigt sich auch, dass die geplünderten Gräber meistens Herrschaften angehörten, während in den unberührten Gräbern meistens Diener bestattet waren. Diese Thatsache lässt sich aber nur dann erklären, wenn man annimmt, dass das Plündern der Gräber bald nach dem Begraben stattfand, und dass es von Personen unternommen wurde, welche mit den Gebräuchen der Bestattung vollkommen bekannt waren.

Die Gebräuche der Bestattung, wie wir sie nach den auf Taman vorgenommenen Ausgrabungen beurtheilen können, waren folgende: Der Todte wurde in einen Sarg gelegt. Der Sarg war entweder aus Holz, aus gewöhnlichem Stein oder aus Marmor. Meistens waren hölzerne Särge im Gebrauche. Sie waren verziert entweder mit Schnitzereien, oder mit Ornamenten aus Bronze, Elfenbein oder Eisen, insbesondere waren die Längenbretter mit Blumen aus Flittergold besetzt. Der Körper wurde geschmückt in den Sarg gelegt. Den Kopf

umgab ein Kranz aus feinen goldenen Lorbeerblättern, auf welchen in ausgeschlagener Arbeit Figuren von Amazonen oder jungen Skythen (?) oder Göttern dargestellt waren. Insbesondere waren die Blätter, die über der Stirn lagen, mit bedeutungsvollen Figuren versehen; in den Ohren Ohrringe von leichter goldener Filigranarbeit; am Halse Halsbänder von Perlen oder goldenen Blättchen; die linke Hand trug Ringe mit eingefassten Steinen, in die gewöhnlich Götterfiguren (Aphrodite, Diana, Apollo etc.) eingeschnitten sind. An den Armen trugen sie Armbänder aus Gold oder Bronze, die letzteren pflegten mit Goldplättchen geziert zu sein. In den Sarg oder auch ins Grab legte man einen Bronzespiegel, der sich zusammenlegen liess, und der oben mit Relieffiguren verziert war. An das Kopfende (der Leichnam lag mit dem Kopfe gegen Osten), stellte man eine schöne Vase, die auf schwarzem Grunde gelb oder roth bemalt war. In den Ecken des Grabes fand man verschiedene Objecte, z. B. schöne bronzene Pferdezäune, verziert mit Bronzeplättchen mit prachtvoll geschlagenen Figuren, die Scenen aus der Mythologie oder griechischen Geschichte, z. B. den Kampf der Griechen und Amazonen, darstellten.

Diese Resultate hatten insbesondere die Ausgrabungen, welche die archäologische Commission im Jahre 1864 in einem der Zwillingskurgane vornehmen liess. Wenn aber auch die Ausbeute dieses Grabes eine verhältnissmässig reiche war, so muss man doch nach verschiedenen Anzeichen annehmen, dass das Grab nur zu Gräbern der zweiten Ordnung gehörte. Es lag nämlich fast am westlichsten Ende des ungeheuren Grabhügels, hatte sehr geringe Dimensionen, und zeigte eine sehr gewöhnliche Construction. Wie dem auch sein mag, immerhin geben uns die gefundenen Objecte einen hohen Begriff vom Kunstsinn der damaligen griechischen Bevölkerung, von ihren ungewöhnlichen Fertigkeiten und ausgezeichneter Durchführung der Arbeit.

Ich habe eben bemerkt, dass das Grab, in welchem man die beschriebene Ausbeute fand, von ganz gewöhnlicher Construction war. Um diesen Ausspruch zu rechtfertigen, werde ich im Folgenden die Construction der aufgemachten Gräber näher erklären. Die grösste Zahl derselben ist aus Steinen gemacht. Es gibt aber auch Gräber, welche mit Ziegelsteinen

(sowohl gebrannten wie rohen) ausgemauert waren; ferner fand man noch solche, welche ganz einfach in der Erde ausgegraben waren, und zuletzt Gräber, welche Katakomben ähnlich sind. Wollen wir zunächst eine kurze Schilderung der Steingräber geben. Ein solches Grab war das der Zwillingskurgane; es war aus Kalksteinplatten gebaut und bestand aus zwei Theilen, aus einer Art Corridor mit prismatischer, und aus der eigentlichen Todtenkammer mit pyramidaler Wölbung; der erstere war gegen $2^4/_5$ Meter hoch und lang und 1 Meter breit. Am Ende des Corridors standen zwei viereckige Pilaster, welche, verbunden mit einem Querbalken und versehen mit einem Karnies, so zu sagen den Eingang (Vestibulum) zur Todtenkammer bildeten. Die Pilaster standen auf einer Basis und waren mit Kapitälen geschmückt. Die Todtenkammer war 3·38 Meter lang, 3·3 Meter breit und 3·44 Meter hoch. Die oberste Reihe der Steine bildet sowohl in der Todtenkammer wie im Corridor einen breiten Fries, der sich unter dem Karnies hinzieht und in seiner ganzen Ausdehnung mit Fresken bemalt ist. Diese Fresken stellen Blumen, Myrthenzweige und kreisrunde Verzierungen dar. Eine eigenthümliche Zeichnung findet sich noch auf der inneren Seite der grossen Kalksteinplatte, welche die pyramidale Wölbung des Corridors schliesst. Sie stellt nämlich in lebhaften Farben einen weiblichen Kopf von kolossalen Dimensionen dar; die Haare sind mit Blumen geschmückt, auf dem Halse sieht man ein Halsband, im linken Ohre einen goldenen Ring, in der rechten Hand ein Bouquet, in der linken einen Schleier, der vom Kopfe herabfällt. Diese merkwürdige Zeichnung gehört, wie Kenner es behaupten, in das vierte Jahrhundert vor Christi Geburt. Die Farben: hellblau, rothgelb, roth, rosa, gelb und grün haben ihren ganzen Glanz bewahrt, sie lassen sich aber leicht vom Steine abstreifen und kleben leicht an die Finger. Solcher steinernen Gräber fand man viele; es waren zwar nicht alle mit Frescomalereien versehen, auch hatten nicht alle den Corridor, aber sie hatten alle, was die Hauptsache ist, die Mauern aus Kalksteinplatten, und eine gewölbte Decke, in welcher sich gewöhnlich eine grössere Platte aus Kalkstein oder Marmor befand, die sehr oft eine Inschrift enthielt. Unter den vielen mit Inschriften versehenen Platten ist besonders die im Jahre 1871 gefundene höchst bemerkenswerth. Ich lasse über diese

Platte die Worte folgen, welche von ihr im Compte-Rendu von 1871 gesagt sind: Sie ist fast vollständig erhalten, von weichem Kalksteine und im Jahre 1870 auf der Halbinsel Taman gefunden. Nur am unteren Ende ist ein Stück abgebrochen. Die Höhe beträgt 1·71 Meter, die Breite 0·59 Meter, die Dicke 0·17 Meter. Oberhalb erhebt sich ein sehr reiches Anthemion. Unter demselben sind drei Rosetten angebracht, und unter diesen eine Reliefdarstellung, welche zur Linken des Beschauers eine mit Chiton und Himation bekleidete Frau zeigt, welche auf einem Stuhle ohne Lehne nach rechts gewendet sitzt, und mit der linken Hand das Obergewand über die Schulter zieht. Vor ihr sitzt, nach ihr hingewendet, ein bärtiger, mit einem kurzen Chiton bekleideter Mann auf einem stehenden Pferde. An seiner Seite hängt der Goryt mit Bogen und Pfeilen herab. Hinter ihm in der Höhe folgt ebenfalls zu Pferde, jedoch nur in ganz kleinem Masstabe ausgeführt, ein Diener. Zwischen beiden Hauptpersonen stehen ebenfalls im Hintergrunde und in ganz kleinem Masstabe ausgeführt, zwei in Gewänder gehüllte Dienerinnen, welche nach der sitzenden Frau hin gewendet sind. Unter diesem Bilde die Inschrift:

ΘΕΑΓΕΝΗΥΙΕ
ΕΡΜΟΓΕΝΟΥΚΑΙ
ΓΥΝΗΚΟΥΛΙΑ
ΧΑΙΡΕ[Τ].

Die Inschrift reicht, nach den Schriftzeichen zu schliessen, in das vierte Jahrhundert vor Christi Geburt. Andere Inschriften geben uns Nachrichten über Thatsachen, die entweder sehr wenig oder gar nicht bekannt waren. So erfahren wir aus der sechszeiligen Inschrift der im Jahre 1859 gefundenen Marmorplatte, dass das Denkmal, zu dem die Platte gehörte, der Königin Dynamis, Tochter des Pharnaces und Enkelin des Königs der Könige, Mithridates des Grossen, von den Bürgern errichtet worden war. Von der Königin Dynamis ist bisher nur eine einzige Münze bekannt.

Eine andere ebenfalls im Jahre 1859 gefundene zwölfzeilige Inschrift, die vom Jahre 125 vor Christi stammt, erklärt, dass das Denkmal auf Befehl des Königs Rhoemetalces zum Andenken der Erbauung des Tempels zu Ehren der Göttin Sol (ΤΗΙ ΘΕΩΙΣΩΛ) errichtet worden war. Von der Göttin Sol erfahren wir aber zum ersten Male aus dieser In-

schrift. So haben auch die anderen Inschriften, je nachdem, eine grössere oder geringere Bedeutung.

Eine von den Steingräbern etwas verschiedene Construction haben die sogenannten Katakomben. Man hat ihrer im Ganzen fünf gefunden und aufgemacht. Zwei von ihnen waren ganz einfach in der Erde gegraben, die anderen drei waren inwendig gemauert. Der Eingang zu ihnen war eine Oeffnung, welche mit einer Platte zugedeckt wurde. Sie dienten zum Begräbnissplatze mehrerer Personen; gewöhnlich begrub man ihrer vier zusammen. Sie wurden entweder in Särgen begraben oder ganz neben einander auf den Boden gelegt. Besonders interessant ist die Katakombe, welche Herr Tiesenhausen im Jahre 1869 aufgemacht hatte. Zu ihr führt eine steinerne Treppe; an den senkrechten Seitenwänden des Corridors, der zur Gruft führte, waren zu beiden Seiten steinerne Gräber, in welchen man Pferdeskelete fand. Die Köpfe der Pferde waren mit runden und ovalen, stark vergoldeten Bronzeplättchen geschmückt, die mit weissen, aber undurchsichtigen Glasstückchen eingefasst waren; im Maule hatte jedes Pferd einen goldenen Zaum. Eins von den Pferden hatte um den Hals ein Band, bestehend aus einer breiten schön gearbeiteten Bronzeplatte, an welcher in Zwischenräumen an Kettchen halbrunde Gehänge befestigt waren. Zwei Skelete waren mit einer eisernen, mit Goldblech bedeckten Stirnbinde geschmückt, an welcher der Kopf eines Geiers ausgeschlagen war. Diese letztere Gewohnheit, die Pferde mit einer Stirnbinde zu zieren, erinnert an eine ähnliche skythische Sitte, wie man sie aus den skythischen Gräbern am Dnjeper kennt. Ganz unter der Treppe, beim Eingange in die Gruft fand man das Skelet eines Hundes mit einem Halsband von Bronze und Ueberresten einer Kette von demselben Metall. Die anderen vier Katakomben enthielten nichts Bemerkenswerthes, es wäre denn die im Jahre 1866 geöffnete Katakombe, in welcher man das Grab eines hebräischen Priesters vermuthet. Diese Katakombe war in einer Tiefe von 4·27 Meter, und der Eingang durch eine grosse Steinplatte zugedeckt. Am Boden der Katakombe lagen menschliche Knochen und ein ledernes Kleid, das am Rande mit vergoldeten Kupferknöpfen, an den Enden aber mit dergleichen Glöckchen geschmückt war; ausserdem fand man noch einen goldenen, roth emailirten Schmuck in Form eines Halbmondes,

Ueberreste eines eisernen Messers, Scherben von Glasvasen, eine sehr stark beschädigte Bronzeschale, in welcher sich Thierknochen fanden. Diese Schale lag auf einem eisernen Dreifuss, unter welchem ein grosses Stück einer Marmorschüssel sich fand. Ausserdem fand man auch entweder ganze oder Stücke eines bronzenen Kruges, einen silbernen Löffel und eine Badeschale. Die Sitte, das Kleid mit Glocken zu schmücken, war bei den jüdischen Grosspriestern allgemein verbreitet; daher vermuthet Herr Lutzenko, der diese Ausgrabungen geleitet hatte, dass die Katakombe als das Grab eines jüdischen Oberpriesters anzusehen ist. Diese Ansicht gewinnt noch dadurch an Wahrscheinlichkeit, wenn man erwägt, dass das Vorhandensein einer jüdischen Gemeinde auf dem Platze des alten Phanagoria durch hebräische Marmorinschriften bezeugt ist, wie man solche bei früheren Ausgrabungen gefunden hatte.

Die anderen Gräber (die irdenen oder die mit Ziegelsteinen ausgemauerten) liefern nichts Bemerkenswerthes. Ich will von ihnen auch keine weitere Erwähnung thun; ich füge nur noch hinzu, dass die Zahl der Gräber, die man geöffnet hatte, sich beiläufig auf 60—70 beläuft, eine ziemlich ansehnliche Ziffer.

Auf einen Umstand noch muss ich die Aufmerksamkeit der Leser richten, nämlich auf das Vorhandensein abgebrannter Scheiterhaufen in einigen der Grabhügel. Solche Scheiterhaufen hat man in den Jahren 1864, 1865, 1870, 1871 und 1872 gefunden. Sie waren von einer Mauer aus ungebrannten Ziegelsteinen eingeschlossen und enthielten Lager gebrannter Erde, worin Kohle, Asche und verbrannte Knochen verschiedener Thiere eingemengt waren, gemischt mit Scherben bemalter Vasen, Statuetten aus Terracotta u. dgl. Dieser Scheiterhaufen befand sich ganz am Grunde des Grabhügels, unweit eines gebrannten Grabes, im Südwesten des Hügels. Unweit von demselben fand man eine grosse Kalksteinplatte, die in der Mitte eine viereckige Oeffnung hatte; in diese Oeffnung passte ein mit einer Klammer versehener Stein. Als man die horizontale Platte aufgehoben hatte, sah man eine kleine Grube, mit einer bläulichen Substanz auf dem Boden.

Im Jahre 1865 fand man in einem solchen Scheiterhaufen eine Art von Altar. Es waren das zwei übereinandergelegte horizontale Steinplatten, die in der Mitte eine trichterförmige

Oeffnung hatten; diese Oeffnung schloss ein dritter Stein, der oben lag. Unter den Steinen war eine ähnliche Grube in der Erde, wie man sie im Jahre 1864 gefunden, mit demselben Lager einer bläulichen Substanz. Ganz dieselbe Construction war auch bei den anderen Scheiterhaufen. Die vollständige Abwesenheit von menschlichen Knochen lässt vermuthen, dass hier die Orte waren, auf welchen man zu Ehren der Götter Thiere schlachtete und ein Festmahl zu Ehren des Todten abhielt. Die mit den Steinplatten zugedeckten Löcher hatten wahrscheinlich zum Aufbewahren und Aufsammeln des Blutes gedient.

Die grösste Aufmerksamkeit wendete die archäologische Commission der Ausgrabung von Grabhügeln, die auf der ganzen Halbinsel hie und da zerstreut sind. Neben den Grabhügeln zogen die Ruinen der ehemaligen Stadt Phanagoria und die vielen Gorodischte (d. h. befestigte Plätze) ihre Aufmerksamkeit auf sich. Die Arbeiten in den Ruinen von Phanagoria, mit welchen meistens der Geschichtschreiber in Moskau, Zabjelin, betraut wurde, hatten keine glänzenden Resultate gehabt. Wiewohl man fast jedes Jahr immer wieder zu diesen Arbeiten zurückkehrte, so konnte man weder über die Lage der Stadt, noch über die Architektur der einzelnen Häuser sichere Aufschlüsse erhalten. Man hatte zwar einige Funde darin gemacht, das war aber auch Alles, was man erlangen konnte; vielleicht werden die künftigen Ausgrabungen mit glücklicherem Erfolge gekrönt sein. Viel grösseres Interesse gewährten die Arbeiten, die man in einigen Gorodischte vorgenommen hatte. In Folge der Ausgrabungen vom Jahre 1869 kann man sich einen vollkommenen Begriff von einem griechischen Gorodischte machen. [1])

Das Gorodischte erhebt sich über das Meeresufer und bildet einen vom Schutt aufgetragenen Wall von ziemlicher Höhe. Auf diesen Wall erblickt man in verschiedenen Zwischenräumen kleine hügelartige Erhebungen, die man auf den ersten Blick für Ruinen älterer Gebäude, Thürme u. dgl. halten würde. Die Untersuchung dieser Erhebungen, die man im Jahre 1864 schon vorgenommen hatte, zeigte, dass es einfache Schutt-

[1]) Man nennt sie Gorodischte, weil sie unter diesem Namen bei der dortigen Bevölkerung bekannt sind.

haufen sind, über deren ursprünglichen Zweck man bis jetzt nicht im Klaren ist. Als man im Jahre 1869 die eigentlichen Arbeiten in diesem Erdwall vorgenommen hatte, hegte man grosse Hoffnungen auf reichen Erfolg. Leider aber erwiesen sich die Erwartungen als zu sanguinisch. Weder die Ausgrabungen vom Jahre 1869 noch die vom Jahre 1870 ergaben erfreuliche Resultate. Man kam zur Ueberzeugung, dass der ganze Wall einmal schon durchgegraben war, und dass man die Steine von dem Walle zu anderen Bauten verwendet hatte. In einer Ausdehnung von 1·067 Kilometer, in welcher man den Versuchsgraben geführt hatte, kam man nur an einer einzigen Stelle auf altes Fundament, und zwar in einer Tiefe von 3·55 Meter. Man fand da Ueberreste von Marmorcolonnen mit architektonischen Ornamenten, Marmortafeln mit Inschriften etc. In den höheren Lagen des Walls kam man auf Spuren neuerer Bauten, insbesondere auf eine etwa 36·32 Meter lange Mauer aus weichem Kalkstein; unter dem Schutt fand man viele Grabsteine mit hebräischer, und einen auch mit griechischer Inschrift. Auf einem Steine war eine auf einem Stuhle sitzende Frau in Relief dargestellt.

Das war auch Alles, was man über die Gorodischte ausforschen konnte. Aber auch über das Fundament der alten Stadt Phanagoria konnte man wenig Sicheres aus den Ausgrabungen erfahren. Obwohl man fast jedes Jahr in den Ruinen des alten Phanagoria arbeiten liess, so fand man nur im Jahre 1872 eine Art Fundament, welches von den Leitern der Ausgrabungen als das Fundament von Phanagoria angesehen wird.

Es bleibt mir noch übrig, einige der schönsten Funde anzuführen und dieselben näher zu beschreiben. Das Material, aus welchem die gefundenen Objecte bestehen, ist: Holz (Särge), Marmor, Terracotta, Bronze, Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Elfenbein, Knochen, Glas.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der damaligen griechischen Colonie bestand darin, das Haupt der Verstorbenen mit einem Kranze zu schmücken. Solcher Kränze fand man gegen fünfzehn. Sie bestehen fast durchgehends aus goldenen, an einander gereihten Olivenblättern, die um das ganze Haupt gingen; vorne an der Stirn oder an beiden Schläfen pflegte man herabhängende Plättchen zu befestigen, an denen griechische Gottheiten oder mythologische Scenen ausgeschlagen waren.

Als Schmucksachen bei Frauen waren Ohrringe in Mode. Man fand ihrer acht Paar, und zwar silberne, kupferne und goldene. Die schönsten waren die im Jahre 1864 und 1870 gefundenen. Sie bestanden aus feiner Filigranarbeit aus Gold und waren mit Granaten und Email geziert.

Halsbänder fand man vier Stück; das schönste ist das aus dem Jahre 1868, von massivem Golde, welches im Halbkreise eine Heerde weidender Widder und Böcke im Hautrelief zeigt; an den Seiten befinden sich zwei Hunde, welche Hasen verfolgen. Auch im Jahre 1870 fand man ein schönes Halsband, es ist ebenfalls aus massivem Gold gearbeitet, hat die Form zweier sich windenden Schlangen, die ihre Köpfe zusammenhalten. Schöne Armbänder, sechs an der Zahl, theils aus Bronze, theils aus Gold, fand man im Jahre 1864; die aus Bronze waren, mit goldenen Plättchen geziert, an welchen Löwenfiguren ausgeschlagen waren. Im Jahre 1868 fand man ein goldenes Armband in Form eines spiralförmigen, ziemlich breiten Bandes, das am Ende mit liegenden Löwen geschmückt war.

Eine besondere Vorliebe hatten die Griechen für Ringe; man findet ihrer fast in jedem Grabe, und einige zeichnen sich durch ungewöhnliche Schönheit aus. Sie sind entweder aus Bronze, Silber oder Gold. Schön sind insbesonders vier Ringe aus massivem Golde, mit eingravirter Darstellung von Diana, Aphrodite und einer Sirene; nicht minder schön ist ein Ring mit einem Carneol, in welchem sehr kunstvoll ein Füllhorn eingravirt ist. Eine ähnliche Arbeit zeigt ein Ring mit einem Carneol, auf dessen convexer Fläche ein liegender Löwe, und der glatten Fläche ein wüthender Stier eingravirt ist.

Auch Spiegel mussten im häuslichen Leben der Griechen eine grosse Rolle gespielt haben. Man fand ihrer fast jedes Jahr mehrere, die meisten waren aus Bronze mit Gold eingefasst, und einem Handgriff aus Elfenbein; einige waren so gearbeitet, dass sie sich zusammenlegen liessen, andere trug man in einem Futterale, wie eines derselben gefunden wurde.

Eine nicht geringe Belohnung für die unternommenen Arbeiten bildeten die Funde von Vasen. Man fand ihrer während der Ausgrabungsdauer in Taman eine erhebliche Zahl (gegen 30); die meisten waren aus gebranntem Thon; es gab aber auch Vasen aus Bronze und Glas. Was insbesondere

die thönernen Vasen auszeichnet, ist nicht nur die schöne musterhafte Arbeit, sondern auch die Feinheit in Darstellung von gemalten Figuren, ja ganzen mythologischen Scenen. Die Darstellung geschah meistens auf schwarzem Grunde in gelber oder rother Farbe. So zeigte eine Vase (Hydria), 0·36 Meter hoch, die Figuren der Athene, des Hermes und anderer Persönlichkeiten; die zweite Vase desselben Jahres (eine Amphora) stellt eine junge Frau dar, die von einem Manne verfolgt wird und Schutz bei ihrem Vater sucht. Auf einer anderen Vase sehen wir auf schwarzem Grunde in rother Farbe Herkules den Centauren zu Boden schlagen. Auf einer dritten kämpft ein Grieche mit einem bärtigen Barbaren. Den schönsten Fund aber bilden unstreitig zwei Vasen, die man im Jahre 1869 gefunden hatte, in Form von kleinen Statuen. Die erste stellt eine beflügelte Sphinx dar, mit einem äusserst schönen und graziösen Frauenkopfe; die andere Aphrodite, wie sie in einer offenen Muschelschale aus dem Wasser heraussteigt. Beide Statuen sind mit feinem Lack angestrichen, in verschiedenen Farben bemalt und mit Gold verziert.

Ausser den beschriebenen Gegenständen fand man noch Krüge (fünf Stück) aus Terracotta und Silber, mehrere Schüsseln mit Darstellung der Europa; eine Amphora, deren Henkel mit Namen besetzt ist, und bronzene, goldene, bemalte thönerne, marmorne Statuen (gegen fünfunddreissig Stück), goldene Knöpfe, in Form einer aufblühenden Lotosblume (zwölf Stück), oder den Kopf der Nereiden darstellend (sechzig Stück); eine Masse von goldenen Plättchen mit ausgeschlagenen Köpfen der griechischen Gottheiten und mythologischen Figuren (Helios, Minerva, Herkules, Medusa, Demeter, Menaden etc.); über siebenhundert bosporianische kupferne Münzen, eine goldene Münze von Alexander dem Grossen, drei kupferne des Königs Eubiotes, der im Jahre 170 vor Christi regierte; Särge, Degen, Helme, verschiedene Verzierungen aus Bronze, Elfenbein, Alabaster, und zuletzt einen Marmortisch mit drei in die Form von Bärentatzen ausgehenden Füssen.

Kleinere Mittheilungen.

Ueber die zoologische Methode in der Anthropologie.

Bei dem in Clermont-Ferrand abgehaltenen Congresse der französischen Gesellschaft zur Beförderung der Wissenschaften wurde eine Zuschrift des Herrn Roujon verlesen, welche beherzigenswerthe Worte enthält. Roujon sucht nämlich nachzuweisen, dass die Craniometrie den Anthropologen in allzu exclusiver Weise in Anspruch nehme, und ihn die natürliche Methode des Zoologen aus den Augen verlieren lasse. Ohne Zweifel habe die Craniometrie ihren Werth, wenn sie von Gelehrten ersten Ranges angewendet wird, wie von Quatrefages, Pruner-Bey und Hamy, welche genau wüssten, an was man sich halten müsse, und welche als wahre Naturforscher die wirklichen Verwandtschaften der Menschengruppen zu beurtheilen vermöchten. Dagegen könne die Craniometrie nur schaden, wenn sie, wie das in gewissen Kreisen geschieht, bis zum Excess getrieben wird, und müssen wir es ja doch selbst erleben, dass nun diese excessive craniometrische Methode der Anthropologie sogar in die Zoologie und selbst in das Studium rein archäologischer Objecte hinübergetragen wird. Die Craniometrie ist eben nur ein Theil der Anthropologie und nicht die ganze Anthropologie.

Obwohl man sich nicht mit allen Schlussfolgerungen des Herrn Roujon wird einverstanden erklären können, so sei es doch gestattet, jene Punkte anzuführen, welche Roujon als die vorzüglichsten Charaktere der menschlichen Racen zur Untersuchung empfiehlt:

1. Die letzte Periode der embrionalen Entwicklung.
2. Die Entwicklung von der Geburt bis zum Jünglingsalter.
3. Die Zeit der Zahnbildung.
4. Das Alter der Pubertät.
5. Die mehr oder weniger bedeutende Ausdehnung der geschlechtlichen Unterschiede.
6. Die Vertheilung und das Ueberwiegen der Behaarung bei den beiden Geschlechtern.
7. Der Bau des Gesichtstheiles und des Schädels bis zum Hinterhauptloche.
8. Das Verhältniss der Gliedmassen.
9. Die Farbe der Augen und der Haare.
10. Die inneren Organe und ihre Histologie.
11. Die Linguistik.
12. Die vergleichende Mythologie.

Obzwar Herr Roujon in diesen Punkten durchaus nichts Neues aufstellt, ja obgleich sie, weil nothwendig, auch ganz natürlich erscheinen, so glaubte ich dennoch sie hier wieder ansetzen zu dürfen, weil die Berechtigung einzelner dieser Punkte dennoch

bestritten oder wie bei der Histologie, nicht genügend erkannt worden ist; hat man ja vor sehr kurzer Zeit erst z. B. der Linguistik und vergleichenden Mythologie jede Berechtigung abgesprochen, bei vorgeschichtlichen Dingen mitzureden.

Ob wir Herrn Roujon auch seinen weiteren Ausführungen folgen dürfen, muss vorerst noch unbeantwortet bleiben. So glaubt er, nachdem er die Nothwendigkeit betont hat, die Entwicklung des Kindes zu studiren, constatiren zu können, dass das Kind bei gewissen tieferstehenden Familien in Europa in seiner grössten Jugend einen aussergewöhnlichen thierischen Zug zeige, der bei dem jungen Neger nicht in dem gleichen Masse sich bemerkbar mache. Roujon schliesst daraus auf eine ältere und primitivere Race. Er glaubt, dass die menschliche Bevölkerung der Tertiärzeit ebenso wie die Fauna und Flora, von der man dies ja behauptet, vom indischen Archipel, selbst von Australien gekommen sein könne, und dieses erkläre sodann die Existenz des Neanderthaler Typus in Frankreich, der noch immer durch einzelne Individuen repräsentirt wurde. In ähnlicher Weise gibt er sich Rechenschaft von der Existenz des brachycephalen Typus in Europa, welcher von dem älteren dolichocephalen verschieden ist, in der Art, dass in der quaternären Zeit, wie es die Fauna und Flora beweisen, alle sibirischen (wahrscheinlich mongolischen) Völker gegen den Süden von Asien, nach ganz Europa und selbst nach Theilen von Amerika gedrängt worden sind. So erkläre sich das Vorkommen von Menschen bei uns mit schmalen Augen, breitem Gesichte, brauner Haut, schwarzen Haaren, kleiner Statur, welche kein Anthropolog der Welt von dem Sibirier zu unterscheiden wüsste. Die ältere dolichocephale Race, die, wie bemerkt, nach Roujon sich noch in einzelnen Individuen in Frankreich erhalten haben soll, unterscheide sich dagegen von dem wahren Mongolen durch mehr hervorragende Augenbrauenbogen bei beiden Geschlechtern, durch ein weiter nach rückwärts liegendes Hinterhauptsloch, eine entwickeltere Behaarung, ein schmäleres Gesicht, eine mehr gefärbte Haut, endlich durch Prognathismus mit starken Zähnen und einem bemerkenswerthen Zug von Wildheit.

Wir müssen es der Zukunft überlassen, ob sie den französischen Forschern Recht geben wird, welche, gleich den Archäologen, die in den verfallenen, dem Schoosse der Erde entnommenen Resten menschlicher Artefacte eben so viele Zeugnisse für eine uralte Bevölkerung erkennen, nun die letzten Ueberbleibsel dieser uralten Bevölkerung selbst unter den heutigen Bewohnern Europas finden wollen.

Dr. Much.

Programm der Organisirung einer besonderen anthropologischen Gruppe bei der Weltausstellung 1878 in Paris.

Die anthropologische Gesellschaft zu Paris hat die Initiative zur Organisirung einer besonderen anthropologischen Gruppe bei der Pariser internationalen Ausstellung ergriffen, welcher durch eine Entschliessung des General-Commissärs, Senator J. B. Krantz ein geräumiges Locale in einer der Seitengalerien des Trocadero hiefür zur Verfügung gestellt ist.

Umfang der Ausstellung.

Diese Special-Ausstellung umfasst: Anthropologie, Kraniologie, Ethnographie (mit besonderer Rücksicht auf Frankreich und das übrige Europa), Palaeoethnologie, Demographie, endlich Geographie vom medizinischen und linguistischen Standpunkte.

Eintheilung der Ausstellung.

Die Classification wurde in nachstehender Weise festgestellt:

1. Schädel, Gebeine, Mumien und überhaupt Objecte, welche für vergleichende Anatomie der menschlichen Racen von Interesse sind;
2. Instrumente und Unterrichtsmethoden;
3. Prähistorische und ethnographische Sammlungen;
4. Photographien, Malereien, Zeichnungen, Sculpturen und Gypsabgüsse einschlägiger Gegenstände.
5. Karten und Tabellen über Ethnologie, prähistorische Archäologie, Linguistik, Demographie und medizinische Geographie,
6. Bücher, Broschüren und Journale.

Commission für die Durchführung.

Der Präsident der zur Durchführung dieser Special-Ausstellung gebildeten Commission ist M. de Quatrefages, die Vicepräsidenten sind der Senator M. Henri Martin und Dr. Paul Broca. Die Herren de Mortillet und Dr. Cospinard wurden zu Secretären, die Doctoren de Ranse und Bertillon, der Deputirte Wilson, Legay und Andere zu Mitgliedern erwählt.

Materialien zur Bildung der Ausstellung.

Die reichen Sammlungen verschiedener französischer Anstalten, besonders das Musée d'Histoire naturelle in Paris werden für diese Fachausstellung ein werthvolles Material liefern; überdies erbittet sich die Commission die thätige Mitwirkung aller in- und ausländischen Fachmänner um eine allgemeine und möglichst vollständige Darstellung der hier vertretenen Wissenschaften zu ermöglichen.

Auf Grund dieser Mittheilungen können wir bei der Energie und dem Geschicke, mit dem die Franzosen derartige Ausstellungen in Scene zu setzen verstehen, mit Sicherheit erwarten, dass die nächste Ausstellung in Paris auch dem Anthropologen und Urgeschichtsforscher Ausserordentliches bieten wird. Wir werden namentlich hoffen dürfen, dass uns unsere westlichen Nachbarn

ein vollständiges Bild zusammenstellen werden, wie sich Frankreich in den verschiedenen vorgeschichtlichen Perioden nach seinem Culturstande und den jeweiligen Bevölkerungsverhältnissen darstellt, und dass sie damit zugleich den heutigen Stand der anthropologisch-urgeschichtlichen Forschung in Frankreich zeigen werden.

Hiebei wäre es allerdings im höchsten Masse erwünscht, dass durch Ausstellung von Gegenständen, welche ausserhalb Frankreich gefunden wurden, Anknüpfungspunkte zu vergleichenden Studien geboten würden, und ohne Zweifel ist auch eine zahlreiche Betheiligung fremdländischer Gelehrter an dieser Special-Ausstellung zu erwarten. Die anthropologische Gesellschaft in Wien ist nun, nachdem sie ihre Sammlungen an das k. k. naturhistorische Hof-Museum abgegeben hat, nicht mehr in der Lage, zu diesem Zwecke mit einzutreten; wir dürfen uns aber der Hoffnung hingeben, dass jene Fachgenossen, welche Sammlungen vorgeschichtlicher Objecte besitzen, dieselben nicht unter den Scheffel stellen, sondern in Paris in ihrem vollen Lichte zeigen werden.

Dr. Much.

Berichtigungen

zu dem „Bericht über den VII. archäologischen Congress in Pest“ Heft I u. II.

Seite:	18,	Zeile:	8	von unten,	lies:	mächtig, statt: mässig.
„	26,	„	7	von oben,	„	grattoirs, statt: grattinut.
„	26,	„	17	von oben,	„	Valko, statt: Volka.
„	27,	„	10	von unten,	„	schwerere, statt: schwächere.
„	31,	„	14	von unten,	„	dem, statt: denen.
„	33,	„	3	von oben,	„	colles, statt: calles.
„	33,	„	11	von oben,	„	römisch, statt: romanisch.
„	33,	„	6	von unten,	„	Necropole, statt: Necrepole.
„	34,	„	12	von unten,	„	Lartet, statt: Gartet.

Vereins-Mittheilung.

Fachgenossen, welche über einen, in die von der anthropologischen Gesellschaft gepflegten Disciplinen einschlägigen Gegenstand einen Vortrag zu halten oder kürzere Mittheilungen zu machen wünschen oder diesbezügliche Abhandlungen in den „Mittheilungen“ der Gesellschaft zu veröffentlichen beabsichtigen, werden gebeten, sich diesfalls an den ersten Secretär, Dr. M. Much, VIII. Bezirk, Josefsgasse Nr. 6, zu wenden.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Dr. **M. Much**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

VII. Band. Ausgegeben den 26. Juni 1877. Nr. 6.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt: Der Bronze-Stier aus der Býčiskála-Höhle von Dr. **Heinrich Wankel.** — Das Völkergemisch auf der Balkan-Halbinsel von Dr. **M. E. Weiser.** — Die Feiertage der Brüder aus den schwarzen Bergen von Dr. **M. E. Weiser.** — Kleinere Mittheilungen von Dr. **Much.**

Der Bronze-Stier aus der Býčiskála-Höhle.

Von

Dr. Heinrich Wankel.

(Mit 1 Tafel.)

Diese Figur wurde im Jahre 1869 von zwei Studenten, dem nunmehrigen Dr. Med. Herrn Felkel und seinem Cousin, während einer Ferienreise, in der Vorhalle der Býčiskála-Höhle zufällig gefunden.

Dieselbe lag angeblich mit zusammengebackener verkohlter Hirse umhüllt, in einem Thongefässe von bombenförmiger Gestalt und soll an einer weissen Metallplatte angenietet gewesen sein. Die Finder nahmen den schweren Kohlenklumpen in ihr damaliges Domicil, die Steingutfabrik des Herrn Dr. Arnold Schütz in Olomučan, reinigten denselben und erkannten, dass die Figur einen Stier darstelle, der leider durch das Abbrechen von der weissen Platte, die beim Herausnehmen verloren ging, an drei Füssen defect wurde.

Dieses Factum ist durch einen k. k. Notariatsact sichergestellt worden, den ich Jedermann zur Einsicht bieten kann. [1])

Erst drei Jahre nachher erhielt ich durch Herrn Dr. Schütz Kenntniss von diesem interessanten Funde, wandte mich an

[1]) Ich erwähne dieses Umstandes so ausführlich, weil ein Anonymus in dem Feuilleton des politischen Blattes „Vaterland", vom 18. September 1873, Nr. 257, sich erlaubte, seinen aus der Luft gegriffenen Zweifel über den Fundort auszusprechen, um die Sache zu verdächtigen.

den betreffenden Herrn, der mir auch denselben bereitwilligst überliess.

Die Figur ist ziemlich massiv, jedoch in der Mitte des Körpers etwas hohl, sie ist gegossen und nachträglich ciselirt, mit schöner, edler, dunkelgrüner Patina bedeckt; an dem Hintertheil und am Bauche kleben noch hie und da vererzte Hülsen von Hirse.

Sie stellt einen Stier vor, an dem theilweise die beiden vorderen und der rechte Hinterfuss, sowie das rechte Ohr und Horn, und der Schwanz abgebrochen sind. Er steht aufrecht mit emporgerecktem Halse und fast horizontal gestelltem Kopfe. Die Höhe von der Fusssohle bis zur obersten Fläche des Rückens beträgt 70, bis zum Scheitel zwischen den Hörnern 100, die horizontale grösste Länge 98, die von dem vordersten Theile der Brust bis zum Schwanzende 83 Millimeter. Die verticale Dicke des Körpers in der Mitte desselben beträgt 35, die horizontale Dicke 33, die Kopflänge 42, die Breite desselben oberhalb der Ohren 28 und die Distanz der Spitzen der Hörner, wie sich solche an dem restaurirten Stiere ergibt, 53 Millimeter.

Die Figur ist hoch, kurz und dick, der Hals und Kopf breit, dick und verhältnissmässig gross, beide stehen nicht im Verhältnisse zu der Länge und Grösse des übrigen Körpers; die Füsse sind wohlgebaut, mit scharfem Contour, welcher die Muskelansätze am Rande der Scapula und die Glutei andeuten soll, an den Körpern angesetzt; die zwei seitlichen Flächen des Halses vereinigen sich nach Vorne zu einer scharfen convexen Kante, so ist auch der Kopf mit dem Unterkiefer durch einen scharf abgeschnittenen Contour vom Halse getrennt. Die verhältnissmässig grossen Ohren stehen vom Kopfe horizontal ab; die Hörner gehen Anfangs horizontal nach auswärts, drehen sich sodann stark nach vorne, aufwärts und auswärts und übergehen in eine Spitze, die sich nach rückwärts und etwas nach innen umbiegt. Die Stirne ist breit und am hinteren Occipitalrand nach hinten stark gewölbt; um die runden sehr grossen Augen befindet sich ein ein Viertelmillimeter hoher Ring, sie sind durch eine cylindrische Röhre von gleichem Durchmesser mit einander verbunden, in der nicht, wie fälschlich gemuthmasst wurde, eiserne Nägel eingesetzt waren (sonst würden sich Spuren

von Eisenoxyd erhalten haben), sondern höchstwahrscheinlich Körper von schillerndem Glasfluss, von welchen sich hie und da kleine, nur mit der Lupe erkennbare Reste noch am Rande der Augen erhalten haben. Das Maul ist durch eine verticalstehende Fläche abgestutzt, auf der durch zwei Halbkreise die Nasenöffnungen und durch eine verticale Furche die Nasenscheidewand angedeutet ist; die Maulspalte ist breit, offen, die Unterlippe herabhängend; der Maul- und Nasenrand ist von drei nebeneinander liegenden Rippen umgeben, welche wohl, wie bei den egyptischen Stierbildern, den Zaum vorstellen sollen.

Die eigenthümlichen Charaktere und Merkmale, die dieses Stierbild auszeichnen und ihm die Bedeutung geben, welche eine sacrale Auffassung ausser allen Zweifel setzt, sind die künstlich und mühevoll eingesetzten Eisenplättchen, von denen sich ein gleichschenklich dreieckiges, mit der Spitze nach vorne gerichtetes, 20 Millimeter langes, an der Basis 14 Mm. breites, auf der Stirne, ein zweites ähnliches 14 Mm. langes, an der Basis 10 Mm. breites, mit der Spitze nach vorne und unten gegen das Schultergelenk gerichtetes auf jeder Seite oberhalb der vorderen Extremitäten, und ein drittes am Occiput beginnendes, längs der Wirbelsäule zum Schwanzende laufendes, 2 Mm. breites Plättchen auf dem Rücken, in die Bronze eingesetzt sind. Besonders zu erwähnen ist noch ein dreieckiges, mit der Spitze nach vorne sehendes 20 Mm. langes und 10 Mm. breites Loch am Bauche, unmittelbar vor dem Penis, das in eine kleine mit Sand ausgefüllte Gusshöhle führt, und an die Löcher der Idole zum Aufstecken erinnert. Der Penis ist sammt dem kleinen, kugelförmigen Scrotum 25 Mm. lang, halb cylindrisch und an der Bauchwand anliegend. [1])

Wir haben in diesem Bilde einen Stier von derben, kräftigen Formen und nach der Stellung der Hörner und dem gewölbten Hinterhauptrande zu urtheilen, der Brachyceros-Race angehörig, vor uns. Die Formgebung ist eine nationalisirte, dem

[1]) Ob nun in der That die Figur auf einer weissen Platte angenietet war, ist nicht vollkommen sichergestellt, da die Finder sich nur dunkel auf diesen Umstand erinnern, wohl deutet die Beschaffenheit der untern Fläche des Hufes des erhaltenen linken Hinterfusses darauf hin, dass sie von einem von da ausgehenden Zapfen abgebrochen wurde.

Geschmacke und der Anschauung dieses Volkes angepasste, die Ausführung aber mit den scharfen Contouren und den eingelegten Eisenplättchen erinnert an eine egyptische. Die Formgebung ist überdies eine künstlerisch vollkommenere und präcisere, als bei den primitiven Thierfiguren von Hallstadt, und setzt einen weit entwickelteren bildenden Sinn, eine künstlichere und entwickeltere Technik voraus. Da nun die Alterthümer der Býčískála-Höhle, wie es später einmal auseinander gesetzt werden wird, in das zweite Jahrhundert v. Chr. fallen, so ist es nicht anzunehmen, dass das Volk der Býčískála, welches auf derselben Entwicklungsstufe wie das von Hallstadt stand, im Stande war, eine derartige Figur zu verfertigen, und daher sehr wahrscheinlich, dass ein in der Metallindustrie kundigeres Volk dieselbe verfertigte und importirte.

In überraschender Weise aber wird man durch die Anordnung der eingesetzten Eisentheile, die, nebenbei gesagt, bereits in Eisenoxyd umgewandelt sind, an den Apisstier der Egyptier erinnert, dem ähnliche Zeichen eigen waren, und zwar ein weisser Fleck auf der Stirne, je einer auf den Seiten und ein weisses Rückgrat, welche Zeichen als Symbol des Adlers galten, und zwar dessen Kopf, Flügel und Körper vorstellen sollten.

Die grundlose Einwendung, die gemacht wurde, dass diese eingelegten Eisenplatten nichtsbedeutende Blässen darstellen, [1]) findet schon in der symmetrischen Anordnung derselben, in der mühevollen Ausführung und in der Zwecklosigkeit, solche Blässen an einer Bronzefigur anzudeuten, ihre Widerlegung. Es wird auch ferner selbst Laien einleuchten, dass eine derartig ausgeführte Figur, mit so viel Mühe und Fleiss gearbeitet, mit den Merkmalen des Apis ausgestattet, nicht dem allen Völkern gleichmässig innewohnenden Trieb, den ersten Versuchen ihres plastischen Schaffens zunächst die organischen Wesen der menschlichen Umgebung zu Grunde zu legen, zuzuschreiben ist. [2])

Es unterliegt daher keinem Zweifel, dass diese Figur ein Idol vorstellt, und mit Recht kann man ihr eine sacrale Bedeutung beilegen.

---

[1]) Dr. J. Karabaček, der angebliche slavische Apiscult in der Býčískála-Höhle. Mittheil. der Wiener anthrop. Gesellsch II. p. 325.

[2]) Ebendaselbst p. 326.

Dass an einem Bronzebecken aus Hallstadt eine Kuh ebenfalls mit einer dreieckigen, obgleich aus Bein, eingesetzten Platte auf der Stirne und einem hinter derselben stehenden Kalbe gefunden wurde, ist ein nichtssagender Beweis gegen die sacrale Deutung. Dieser Umstand spricht gerade für dieselbe; Freih. v. Sacken selbst macht bei der Beschreibung dieses Beckens darauf aufmerksam, „dass das Gefäss kaum zu häuslichem Gebrauche geeignet war und vielmehr eine sacrale Bedeutung gehabt habe, mit der das durch den Stirnfleck fast an den egyptischen Apis erinnernde Rind im Zusammenhange stand“.[1]) Obermüller weist, und mit Recht, darauf hin, dass die Hallstädter Kuh gleichbedeutend ist mit der Isis, der griechischen herumirrenden Io, die mit Jupiter den Epaphus, nach Herodot den Apis der Egyptier, sowie die Isis mit Osiris den Horus erzeugte,[2]) welchen höchstwahrscheinlich auch das hinter der Kuh stehende Kalb am Hallstädter Kessel darstellen soll; und Virchow spricht sich dahin aus, dass die Häufigkeit der Stiernachbildungen verhältnissmässig so gross ist gegenüber allen anderen Funden plastischer Darstellungen in unseren Gegenden, dass ihnen eine besondere Bedeutung beigelegt werden muss.[3])

Und diese besondere Bedeutung erhellt aus den meisten Funden dieser Art, wenn wir sie mit dem Cultus der Völker, wie wir ihn aus der alten Geschichte kennen, in Einklang bringen; daher glaube ich, wird es nicht überflüssig sein, die bekannten Funde anzuführen und sie in eine Parallele mit der Figur aus der Býčískála zu setzen.

Man fand die Stierbilder oder Spuren, die auf den Stiercultus Bezug haben mögen, über unseren ganzen Continent verbreitet, am meisten aber in den von Slaven bewohnten Ländern oder dort, wo es zu vermuthen ist, dass einst Slaven gelebt haben. Wenn man es auch zulassen kann, dass die rohen Thierfiguren aus Hallstadt, als rohe Versuche des plastischen Schaffens dieses Volkes betrachtet werden können, so

---

[1]) Das Grabfeld von Hallstadt, von Dr. E. Freih. v. Sacken, 1868, p. 102.

[2]) W. Obermüller's Urgeschichte der Wenden. 1874. p. 82.

[3]) Zeitschr. der Berliner Gesellschaft für Anthrop., Ethnol. u. Urgeschichte, Sitzung vom 6. December 1873.

muss man doch die Kuh mit dem Kalbe auf dem Bronzebecken und das goldene Rind, das Ramsauer Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich verehrt haben soll,[1]) hievon ausnehmen, denn beiden kam gewiss eine höhere Bedeutung zu, dem einen wegen Verwendung bei dem Gefässe, dem anderen durch die Kostspieligkeit des Materiales, und wir werden uns kaum irren, wenn wir dieser Bedeutung einen sacralen Sinn unterlegen.

Die zwei- und dreiräderigen Wägen, welche bei Frankfurt, bei Burg an der Spree, bei Oberkehle im niederschlesischen Kreise Trebniz gefunden wurden, haben an den rückwärtigen, stark nach aufwärts gerichteten Ausläufern Andeutungen von Stierköpfen, welche als ornamentale Zugabe gewiss nicht ohne Bedeutung sind. Virchow, der diese Wägen näher beschrieb, führt dieselben auf einen religiösen Zweck zurück, und ist der Ansicht, dass sie zum Hineinschieben in das Feuer oder Herausziehen aus demselben, der auf den Stierhörnern befestigten Opfergaben dienten.[2]) Friedel knüpft an diese Stiere ethnologische Beziehungen an und gedenkt hiebei der zwölf Rinder, die Hiram von Tyrus für das grosse Becken des salomonischen Tempels fertigte, des dem Stiere Himinbriotr abgerissenen Kopfes, mit dem Thor die Mitgardschlange angelt, und der Stierköpfe, die noch heute hie und da in der Altmark und im Wendenlande als Sühnopfer und Schutz für die Heerden aufgestellt sind, sowie der Stierköpfe mit dem Ringe im Maule, welche man in verschiedenen Wappen mehrerer Wendenländer und alten Adelsgeschlechter antrifft. Auch der Stierkeule wird gedacht, mit der in der iranischen Heldensage bei Firdusi der Held Rustem kämpft, Feridun mit derselben den Mörder des Dschemschid tödtet, und der Held in der altindischen Mythologie die grüne Schlange erschlägt.[3])

Virchow beschreibt ein Stierpaar aus Kupfer, welches bei Bythin in der Provinz Posen mit mehreren Celten unter einem grossen Steine entdeckt wurde.[4]) Das Stierpaar ist mit einer Stange verbunden gewesen, die ein Joch darstellen sollte, und hat hinten Löcher zum Aufstecken auf ein Holz, wie es die

[1]) Dr. Much ist im Besitze des Abgusses dieses Stierbildes.

[2]) Berliner Gesellschaft für Anthr., Ethn. und Urgeschichte. Sitzung vom 6. December 1873.

[3]) Ebendaselbst.

[4]) Ebendaselbst.

meisten bisher gefundenen Bronzeidole besitzen. Nach Virchow deuten die grossen Hörner und weite Spannung derselben entschieden auf ein südliches Vorbild, und zwar auf solche Rinder, wie sie in Mähren, Ungarn und Italien vorkommen sollen.

Ein anderer Fund ist von Gr. Pankov in der Westpriegnitz bekannt; er besteht aus einem Stierkopfe mit einem langen Zapfen zum Aufstecken auf ein Holz und nähert sich durch seine Form den Stierköpfen auf den Bronzewägen. [1])

Im Wiesbadener Museum befinden sich zwei Stierköpfe mit langen Hörnern, die durch einen der Körperaxe beider entsprechenden Balken verbunden sind; eben so soll auch im Kopenhagener Museum ein Stier mit drei Hörnern und Vogelschnabel von Skiernes auf Falster, nahe bei Gundslev, aufbewahrt werden. [2]) Wie mir Prof. Romer mittheilt, besitzt auch das Museum zu Schässburg in Siebenbürgen eine bronzene Stierfigur, die viel Aehnlichkeit mit der aus der Býčískalá haben soll. Aus Steiermark besitze ich selbst ein kleines Stierbild aus Bronze, dasselbe hat gerade abstehende, kurze Hörner, ist sehr flach gehalten, mit dicken und plumpen Füssen. Es hat am Ende des rechten vordern Fusses einen nach abwärts gerichteten Fortsatz der sich nach vorne hakenförmig krümmt; wozu derselbe diente, ist mir nicht erklärlich, dieser Stier wurde in der Nähe von Judenburg mit mehreren Scherben gefunden.

Aehnlich gestaltet ist ein ebenfalls sehr kleiner Bronzestier in der archäologischen Sammlung des Brádsky monastir zu Podoly in Kiew, der ohne nähere Angabe des Fundortes aus Südrussland stammen soll. Virchow fand ein thönernes Stierbild in Zaborowo [3]) und vor vielen Jahren wurde ein steinerner Stierkopf bei Stanowitz in Schlesien gefunden, welcher, wie Büsching [4]) angibt, ein Götzenbild gewesen sein soll und an die cimbrischen Alterthümer erinnere; er wurde leider zerschlagen. Herr Nicolaus Lehmann in Prag besitzt einen prachtvollen, ziemlich grossen Stierkopf mit einem Ringe zum

---

[1]) Berliner Gesellsch. für Anthr., Ethn. u. Urgesch. Sitzung vom 6. Decemb. 1873.

[2]) Ebendaselbst.

[3]) Ebendaselbst.

[4]) Jahrbücher der Literatur. IX. 1820. Budorgis v. Kruse, p. 754.

Anhängen und Tragen um den Hals. Er soll aus Mähren stammen (?).

Sehr interessant ist ein Bronzestück, welches ich aus der Gegend von Klagenfurt erhalten habe, es wurde beim Baue der Eisenbahn mit angeblich etruskischen Fibeln, Armringen und anderen Bronzen in zwei Fuss Tiefe gefunden. Es ist eine Bronzeplatte, die derart durchbrochen ist, dass dadurch das Bild eines Stiergesichtes entsteht; über diesem Bilde ist ein langer Querbalken, auf dem zwei stark gekrümmte Stierhörner sitzen.

Ein diesem sehr verwandtes Stück fand Schliemann auf dem Berge Hisarlik, es unterscheidet sich nur dadurch, dass an letzterem der untere Theil des Gesichtes fehlt und nur die Augen angedeutet sind, und dass der Querbalken sich auf der einen Seite zu einen sich herabneigenden Phallus verlängert.[1]) Ueberhaupt erinnern mehrere Fundgegenstände von dort an den Stier oder das Rind, so sieht man die rohen Zeichnungen von weidenden Rindern als Ornament auf vielen Thonwirteln[2]) abgebildet, oder als plastische Darstellungen auf Gefässhenkeln Stierköpfe oder dessen Hörner;[3]) dabei bleibt es überraschend und auffallend, dass ähnliche Henkel mit zwei nach aufwärts stehenden, Stierhörnern gleichenden Fortsetzen ausnahmsweise in der Šarka bei Prag gefunden wurden.[4])

Die steinernen Stiere, die man in Catalonien und Lusitanien fand, sollen den Gott Net oder Neton, den strahlenden Mars der Spanier vorstellen, und die Stiere von Guizando besitzen Inschriften, die auf ihre sacrale Bestimmung hindeuten.[5])

In der Stadt Volterra (nach Kollár von vol-tur) in Toscana wurde ein aus Marmor gehauener Stierkopf, mit Kränzen und Bändern geziert, gefunden, der sich gegenwärtig in dem

[1]) Atlas des antiquités Troyennes. A. Schliemann. 1874. Taf. 171, Nr. 3301.

[2]) Ebendaselbst. Taf. 8, Nr. 245; Taf. 9, Nr. 288; Taf. 163, Nr. 3143.

[3]) Ebendaselbst. Taf. 142, Nr. 2792; Taf. 149, Nr. 2952; Taf. 173, Nr. 3345.

[4]) In dem böhmischen Museum zu Prag und in der Sammlung des Herrn Ritter v. Strasser befinden sich mehrere ganze Gefässe mit diesem eigenthümlich gehörnten Henkel, die sehr an die von Schliemann auf Hisarlik gefundenen erinnern.

[5]) F. v. Bougemont, die Bronzezeit. 1869. p. 294.

Cabinete des Falconcini befindet und etruskisch sein soll.[1]) Etruskische Bachusköpfe mit Stierhörnern und Stierköpfe aus Bronze sind aus einem Grabe bei Corneta, wo das alte Tarquina stand, bekannt.[2]) Ich selbst besitze einen weiblichen Kopf mit einem Diadem und Stierhörnern aus Bronze, der ebenfalls beim Eisenbahnbau in Kärnten gefunden wurde und höchstwahrscheinlich die Isis vorstellen soll.

In Rom hatte man 1696 ein Gefäss ausgegraben, in welchem vier mit einem Bande umschlungene Stierköpfe aus Bronze lagen und von welchen man vermuthet, dass es Amulete gewesen sind.[3]) Ein ähnliches Amulet, ein Stierkopf aus Gold, das an einer Schnur getragen werden konnte, soll auch das Museum Foucaulta bewahren. Nach Kaiser soll in Pompeji ein Bronzestier ausgegraben worden sein, den er für ein Bild aus einem heiligen Tempel hält;[4]) neuester Zeit soll auch da ein goldener Stier gefunden worden sein. Ein Relief von Pompeji zeigt einen Ochsenkopf mit einem Ringe im Maule, wie die Köpfe in den Wappen von Mecklenburg, Schwerin, Strelitz und die Wappen der Pernsteine in Mähren, den Bogoysky, Bembinsky in Polen und des Canton Ury in der Schweiz. So auch die Stierköpfe der Wappen der Moldauischen Woiwoden.[5])

Viele Monumente, Steinreliefs und Bilder geben Kunde von der grossen Verehrung, die der Stier genossen und weisen mitunter auf einen stattgefundenen Cultus hin; so erinnern an die Mithriaca die Monumente der Villa Borghese, St. Croix u. a. Aus Tirol beschreibt Hormayer ein Relief, das ein Stieropfer darstellt und einem anderen aus den Vogesen gleicht. In Würtemberg, und zwar bei Feldbach, wurde ein Stein entdeckt, auf dem ebenfalls ein Stieropfer abgebildet ist; auf einem anderen stand die bekannte Inschrift: „Soli inveoto Mithra“.[6]) Das Mithrasopfer stellt auch ein Steinrelief von Ladenburg am Neckar (dem ehemaligen Lubodunum) dar[7]) und

---

[1]) Kollár, Staroit. slovjansk. p. 28.
[2]) Micali. Ant. monum. Taf. XL. 2.
[3]) Seckard 1. 12.
[4]) Kaiser 5. 96.
[5]) Recherches sur les Antiquités de la Russie mérid. Uvarov. 1860. p. 154.
[6]) Sattler's Geschichte von Würtemberg, p. 133.
[7]) Ebendaselbst.

ebenso das Fragment einer Steinaxt, welches im Museum zu St. Germain aufbewahrt ist. [1])

In einem Grabe bei der etruskischen Stadt Clusium lag ein Grabstein, auf dem zwei Stierköpfe mit einem menschlichen Kopfe und über denselben eine Blume eingehauen sind, einen zweiten ähnlichen kennt man von Perusia. [2]) Die zwei liegenden stierköpfigen Bachus von Clusium sind höchst wahrscheinlich Grabmonumente. [3])

Mehr noch als alle anderen Funde weisen auf einen Stiercultus, insbesondere bei den Slaven, die Bronzefiguren von Strelitz und Rhetra hin; obwohl in neuerer Zeit die Echtheit derselben bezweifelt wurde, so ist doch bisher meines Wissens die Unechtheit noch nicht erwiesen. Die Bronzefigur von Prelwitz bei Neu-Strelitz trägt einen Stierkopf auf der Brust, sie soll den auf ihr beschriebenen Runen nach, den Bielbog (weisser grosser Gott) oder Svantovit vorstellen. Auf der Brust wurde gelesen: *Radegast,* auf dem linken Arme *Belbog raszi,* auf der äusseren Seite des rechten Fusses *Bram* und auf der vorderen Seite *Bisr.* Wie bekannt haben die dortigen Gegenden Obotriten und Welsen bewohnt. [4]) Eine zweite Figur aus der Gegend des ehemaligen Rhetra stellt den ochsenköpfigen Kilbog oder Vulbuh (Ochsengott) dar. [5])

Gewiss echt ist die Figur auf dem Steine, der oberhalb dem Portale des Bamberger Domes eingemauert ist und auch da ausgegraben sein soll. Er hat die Inschrift: *karny bu* und soll nach Einigen (Safařik) einen Bullen, nach Anderen einen Löwen vorstellen. Die Aufschrift soll auf Černobog, den schwarzen Gott der Slaven hinweisen. Nach Mone aber soll das Wort bu im Hybernischen Rind, Vieh bedeuten und viele Ortsnamen daraus hergeleitet werden, die auf Viehzucht Bezug haben. [6]) Es wird daher auch die Inschrift, ein schwarzes Rind oder Vieh andeuten können, als welches der Černobog angesehen wurde.

---

[1]) Mittheilungen der anthrop. Gesellschaft in Wien 1877. Literatur-Ber. von Dr. Much. p. 60.

[2]) Kollár Staroit. slov. p. 29.

[3]) Ebendaselbst.

[4]) Lellewel. Polska viekou sziedrich I p. 438.

[5]) Rollár Staroit. slovjans. 1833, p. 35.

[6]) Mone, keltische Forschungen 1857, p. 53.

Die vielen Stierbilder auf Geräthschaften, Münzen und Vasen weisen auf die hohe Bedeutung des Stieres und der Kuh, mitunter liegt auch ihnen ein unverkennbares sacrales Motiv zu Grunde. So zeigt der vom Berge Bottyan Sántza im Tolnaer Comitate stammende Bronzehammer das Bild eines Stieres mit dem darauf stehenden Jupiter, worauf die Aufschrift: *Jovi Dulcheno*, welches Bild eine Analogie in der Figur der Kirche St. Benedicto in Rom findet, die die Inschrift: *O. M. Dolicheno C. Frontinus Nigrinius Lucius aram posuit*, trägt.[1])

Auf einem Bronzespiegel der Stadt Bomarzo ist die Valeria Luperca aus der etruskischen Stadt Faleria abgebildet, wie sie mit einer Haue einen Stier tödtet;[2]) auf einer Camée aus Carneol, im Besitze des Grafen Beverley, befindet sich ein Stier eingravirt, der im Maule einen Zweig hält und ober welchem ein Adler schwebt. Sehr häufig sieht man auf geschnittenen Steinen die Europa auf einem Stiere mit einem Menschengesichte, den Dionysos oder Hebon[3]), reiten, oder auf den Carneolen von der Insel Taman Stierköpfe eingravirt.[4]) Auf alten, insbesondere etruskischen Münzen sehen wir den Apollo dargestellt, wie er, sowie der Radegast von Rhetra, in der linken Hand einen Stierkopf hält; so auch den etruskischen Hercules, auf dessen Schild ein Stierkopf abgebildet ist.[5]) Eine etruskische Münze ist beschrieben, die auf einer Seite ein Stierbild hat;[6]) desgleichen auch eine aus dem Pembrochianischen Museum und dem Schatze der hl. Genovefa von Spanhemia. In dem Schatze der Letzteren befindet sich noch eine grosse Medaille mit dem Bilde des Stiers und der Unterschrift *Roma*, nebst einer viereckigen Münze, die zu den Aeltesten gerechnet wird mit der Unterschrift: *pecus*, hiezu die Worte Plinius': *Signata est nota pecudum (pecus, byk) unde et pecunia adpellata.* Stiere und Rinder zeigen römische Münzen von Julius Cäsar, Augustus, Octavianus, Vitellius etc.; ferner Münzen römischer und sabinischer Geschlechter aus Campagnia, Pompeji, Herculanum, Samnium, Lucanien,

---

[1]) Kollár. Staroit. slovj. p. 34.
[2]) Ebendaselbst p. 28.
[3]) Ebendaselbst p. 28.
[4]) Untersuchungen der kais. russ. arch. Commission auf der Halbinsel Taman.
[5]) Micali Ant. Monum. 3, p. 177.
[6]) De re numism. etrusc. 163, F. 2.

Apulien, Calabrien, Brutium und Sicilien. Auf vielen alten Münzen der Campagnia ist der Stier mit einem gehörnten Menschenkopfe, auf anderen der gehörnte Jupiterkopf abgebildet, wieder andere, namentlich die von Delos, zeigen die Diana mit dem carischen Stiere, der sich zur Ruhe legt, und eine aus der Stadt Julis auf der Insel Cea, den Dionysos als Stier mit einem Menschenkopfe. Von Polina und Durač in Illyricum sind Münzen mit dem Bilde einer Kuh mit dem Kalbe bekannt, was an die Hallstädter Kuh erinnert.[1]) Die Münzen der moldauischen Woiwoden von Ackermann und Ovidiopoli sind mit Stierköpfen, Halbmonden und Sternen geschmückt.[2])

Im Chersonesus, Olbia, fand Graf Uvarov viele Münzen mit Stierbildern, den gehörnten Jupiter, und viele andere Stierornamente[3]) u. dgl.

Nicht minder, als die Darstellungen auf Münzen, erinnern uns auch Bilder auf Gefässen an einen Stiercultus; so sieht man auf einer Vase der Coghillsker Sammlung die gehörnte Io auf einem Piedestale stehen;[4]) auf einer anderen, der Sammlung des Fürsten von Canino, drei schwarze Stiere mit braunen Pflanzenornamenten;[5]) einer dritten aus der Sammlung Candeloris drei Stiere, von schwarzer, weisser und rother Farbe, denen noch ein kleiner Stier beigegeben wird und von welchen einer auf einem Altare steht, worüber Micali sagt: Il toro, per la massima parte dei popoli antichi, era un emblema, di gran momento, come simbolo del sole e della forza fecondante.[6]) Hieher gehört auch das bekannte schwarze Bild auf braunem Grunde, welches den Argus mit einem gehörnten Löwenkopfe, auf der Erde sitzend, darstellt, wie er an einem Stricke die Kuh Io hält, welche Mercur auf Befehl des Jupiter abzubinden sucht.[7])

Sowie die Stierbilder selbst haben auch seine Hörner eine ähnliche Deutung, sie kommen auf vielen Münzen und

---

[1]) Kollár Staroit. slovjan. p. 28, 29.

[2]) Recherches sur les Antiq., de la Russie mérid. Alex. Uvarov 1860. Taf. XXXII, Fig. 20, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7.

[3]) Ebendaselbst. Taf. XVI, 2, 3. Taf. XVII, 12, 13, 15, 16, 17.

[4]) Panofka. Argos Panoptes. Berlin. 1838. Taf. IV.

[5]) Micali 3. Tab. 98. 4.

[6]) Ebendaselbst 3.

[7]) Panofka. Arg. Pan. 1838, V. b.

Wappen, Grabsteinen alter Adelsgeschlechter verschiedener Länder vor, so sehen wir auf Münzen aus der Zeit des Antonius Pius, die Italia oder den Tiber ein Stierhorn tragen. Hörner zeigen noch Münzen der römischen Geschlechter Julius, Cornuficius, Antonius etc., die Wappen der Sovinsky's, Pivec, Camberovsky's, Počernicky's, Kotulinsky's, Glosky's u. s. w.

Wir haben in dem Vorstehenden eine Reihe von Funden angeführt, die noch verlängert werden könnte und welche mehr weniger den Stiercultus, wie er bei vielen Völkern herrschte, ausser Zweifel setzen; ja viele weisen geradezu darauf hin. Warum sollte nun dem Býčískála-Stiere, der sich durch seine Sonderstellung vor Allem auszeichnet, die sacrale Deutung gänzlich abgesprochen werden?[1]) Er ist vielmehr eines der festesten Glieder der langen Kette, durch welche uns die Mythologie der alten Völker verbunden erscheint.

Wir wollen uns nun in das Labyrinth der Sprachforschung begeben, und der Namen, die auf den Stier und dessen Cult Bezug haben, gedenken, wie sie von verschiedenen Linguisten angeführt und etymologisch begründet wurden, ohne jedoch die Garantien der Richtigkeit zu übernehmen.

Nach Mone soll, wie schon erwähnt wurde, das hybernische Bu, Vieh, Rind, im Irischen Beo, im Wälschen Bu; die Kuh im Irischen Bo bedeuten; verbunden mit dem irischen und wälschen ca, cae Haus, Einfriedung, Hecke, entstanden die Worte Bocha, Bochae, Buchan, Viehhaus, Viehhof, und im deutschen Buchen, Buchau, Buchenau, Buchheim u. s. w.[2])

Nach Lellewel sind im polnischen die Formen Bih, Boh, Bog, Bug, Bis, Bies von Bie abzuleiten und bedeuten Gott, das böhmische Buh. Das polnische Boli, Biely, Bialy soll gross, riesig, daher Bělbog der grosse und nicht als Gegensatz zum Černobog, der weisse Gott, sowie auch jener nicht der schwarze, sondern von czart, čert, Teufel, der böse Gott bedeuten.[3])

Obermüller führt für Stier das keltische Buaigh, das slavische Býk, das Polnische Bog an und hält es identisch mit Buh, Bog, Gott, dem phrygischen Bagaios, dem lateinischen Bachus; er leitet den Namen Teutobok von den keltischen

---

[1]) Mittheilungen der anthrop. Gesellsch. in Wien. II. p. 326.
[2]) Mone, celtische Forsch. 1857, p. 53.
[3]) Lellewel. Polsk. viek. szied. I.

Tuath, Duais, d. i. Deus, Zeus, Herrgott, wie den Namen Bojorich von Bog, Buh, Stier, Gott und Rich, Rek, Held, also Stierheld, Stierkönig, ab. [1])

Nach Nork [2]) heisst der Stier im Hebräischen הוֹר (taur), הור (tur), שור (Schor), פָּר (Bokor, Rind); im Sanskrit tar, oksha, ostem; im Persischen star; im Griechischen ταυρος; im Lateinischen taurus; im Slavischen Tur, was nach Jungmann einen Buckelochsen und Taur einen Büffelochsen bedeutet und aus dem Sanskrit abgeleitet wird. Es ist gleich dem deutschen Ur, daher Urochs, Auerochs, urno, urnus. Aus dem indischen tar, tara soll si-tara, sidera, persisch Si-tarje, deutsch Stier, Gestirn, griechisch αστηρ, entstanden sein. Im Norden tritt der Name in Thor, Tyr auf, den wir auch in Styria, Thüringen wiederfinden sollen. So sollen eine grosse Menge Ortsnamen, sowohl in Steiermark, Tyrol, Ungarn, Böhmen, Mähren, in slavischen und nichtslavischen Ländern auf die Verwandtschaft mit Tur deuten und auf eine grosse Verbreitung eines Cultus schliessen lassen, in dem der Stier eine hervorragende Rolle spielt. So sind es in Oesterreich die Namen: Tur, Turbýk, Tura, Stara-tura, Turova, Turik, Turiček, Turička, Turčeky, Tužaný, Tuřan, Turna, Torna, Türnau, Turnau, Turanova, Turniša, Torica, Tarka, Toriska, Turopole, Turolouka, Thurdošin, Boturi; in Italien: Tursi, Turin; in der Walachei: Bujtur; in Preussisch-Schlesien: Turava; am Rhein: Turnberg; in Belgien: Turnhout; in Thessalien: Turnova, und Schottland: Thurso, und selbst in Sibirien: Turochansk und Turinsk. An den Namen Tur erinnern ferner noch die Flussnamen Thur in der Schweiz, Tura in Siebenbürgen, die Bergesnamen Tauren, die Thur-Alpen, die Namen des Canton Uri, Thurgau. Dass nun das Wort Tauren, Turgau u. s. w. von dem sogenannten keltischen Worte Taur (Berg) abgeleitet werden soll, ist meiner Ansicht nach doch nicht so sicher als man glaubt, sonst würden die meisten Berge denselben Namen führen, da man ja fast überall Kelten haben will; es ist sogar mit grosser Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die taurische Halbinsel, die Tauren auf derselben mit dem Namen ταυρος in grösserer etymologischer Verwandtschaft stehen. Wahrscheinlich ist es

[1]) W. Obermüller, Urgeschichte der Wenden. 1874. p. 21.
[2]) Nork, Realwörterbuch. 1875. p. 326.

auch, dass der Ursprung der Namen Türk, Turkestan im Stiercultus zu suchen ist, dafür spricht die Verehrung für den Halbmond, die Hörner der Mondkuh und den Stern, den Zeusstier.

Das slavische Frühlingsfest heisst Turice. Nach Jungmann ist Tur auch der Gott des Krieges der alten Slaven gewesen, er vertrat den Mars und wurde unter dem Namen Tura gefeiert. [1]) Das Wort Apis soll nach Obermüller, noch heute im Irischen als Abhus, d. i. wilder Stier, vorkommen, und die Stierwirthschaften in Holstein, im Wendenlande, in Hildesheim und Rendsburg sollen mit den Namen Obis und Abiskrüge bezeichnet werden. Von denen bei Rendsburg lautet die Mähr, dass dort der Teufel in Gestalt eines schwarzen Stieres hause (karni bu). [2])

Was nun den Namen Býk anbetrifft, so treffen wir ihn in den Namen der Orte: Býk, Býkič, Býkov, Býkovic, Býkovce, Bykol, Býčko-selo etc., in dem des Flusses Bog, Bug, etc.

Der Zusammenhang der symbolischen Auffassung des Stieres mit der Gottheit soll nach Nork theilweise schon aus der Verwandtschaft des sanskritischen Ostem, Stier, und des magyarischen Isten (Gott) einleuchten und Kollár führt eine Menge Götternamen an, die auf die verschiedenen Namen des Rindes zurückgeführt werden können, was ich für zu weit hergeholt erachte und daher übergehe. [3])

Wenn auch vielen dieser etymologischen Erklärungen rein subjective Ansichten zu Grunde liegen, so lässt sich ein gewisser Zusammenhang nicht ganz abstreiten und auf einen Stiercultus schliessen, der unter verschiedenen, den Anschauungen der Völker entsprechenden Formen, sich bei den meisten der alten Welt Eingang verschaffte und das Rind in den Mythenkreis brachte.

Um diess noch näher zu begründen, wollen wir uns in das Reich der Mythologie begeben, und sehen, welche Stellung das Rind daselbst eingenommen hat.

Der Stier und die Kuh, dem Menschen in frühesten Zeiten das nutzbringendste Thierpaar, wurden stets an die Stelle der

[1]) Jungmann, Slovnik. p. 673.
[2]) Obermüller, Geschichte der Wenden. p. 7.
[3]) Nork, Realwörterbuch. IV. p. 326.

höchsten Gottheiten gesetzt. Der Stier galt als Symbol des lebenschaffenden Principes, als feurige Naturkraft, er war das Symbol des Lichtes und des Feuers, [1]) seine Hörner deuteten die Strahlen, sein Gebrüll den Donner an. Er ist der Erzeuger alles Lebenden, sowie die Kuh das Symbol des Empfangens, des Gebärens und Fortpflanzens, gewesen. Der Stier wurde in den Thierkreis gesetzt und war als Erwecker und Befruchter alles Lebenden das Symbol der Sonne, die Kuh das des Mondes. Aus dieser Anschauung entwickelte sich ein Cultus, der von einem Volke zum anderen überging und von dem sich noch Andeutungen bis in die neueste Zeit erhalten haben. Das Stierpaar war das Symbol der Incarnation des Shiva und der Bhawani bei den Indiern, des Osiris und der Isis bei den Egyptern, des Mithras und der Astarte bei den Persern, des Moloch und der Melecheth bei den Syrern, des Baal und der Artemis bei den Phöniziern, des Jupiter und der Io bei den Römern, des Thor und der Sybilya bei den Germanen und des Radegast und der Živa bei den Slaven.

Wenden wir uns zuerst nach Indien, von wo sich der Stiercult eigentlich ausgebreitet zu haben scheint; dort bedeutet der Stier und die Kuh das Bild des Himmels und der Erde, den Shiva und die Bhawani. Dharma ist ein Wesen, welches als weisser und blauer Stier symbolisirt wurde, auf dem der Shiva mit seiner Gattin Parvati reitet und als Devanischi mit einem Stierkopfe abgebildet wird. Er ist der Sohn der Maja, der aus Brahma entstandenen Urmutter aller Dinge, der Mutter Buddha's, deren Attribut der Stier ist. [2]) Der Shiva, Schiba, Siva hat in Indien ebenfalls so ein Fest wie der Osiris in Egypten und soll auch Apen Pascha genannt worden sein. Die Kuh ist die Allmutter Bhawani, Parvati, die Gattin des auf dem Berge Meru wohnenden Shiva. Mit ihr gleichbedeutend ist Lakschmi oder Sri, die Gattin Wischnu's, welch' letzterer als Sohn des Königs Wanama geboren wird und die Erde in eine Kuh verwandelt, [3]) die von ihm gezüchtigt wird, um sie zu zwingen, ihre Wohlthaten dem Menschen zukommen zu lassen; sie ist die vom Gotte Indra dem Wischnu geschenkte heilige Kuh Kamdeva.

---

[1]) Edendaselbst. 1843. I. p. 400. III. p. 91.
[2]) Nork, Realwörterbuch. IV. p. 326.
[3]) Ebendaselbst. IV. p. 457.

und bedeutet, nach der Symbolik des Ackerbaues, die Nutzbarmachung des Bodens. Die Kuh ist demnach in dem Himmel gehoben, und eine Kuh tödten, führte den Tod nach sich. Beim Sterben oder Schwören nahm man den Schwanz einer Kuh in die Hand, damit die lange Wanderung in's künftige Leben abgekürzt, oder der Eid geheiliget werde. Noch gegenwärtig soll bei den Brahmas ein Ceremonialgesetz existiren, nach welchem als Sühne begangener Sünden, das Durchkriechen unter einer Kuh gelten soll, was an den goldenen Kuh-Sarkophag des Mecerinos der Egyptier erinnert.[1])

Eine ähnliche Analogie ist in dem Stier der Zend-Avesta, der neun Menschenpaare aus den Fluthen rettet, mit dem cretänischen Stiere, der die Europa entführt, unverkennbar. Nach dem indischen Mythenkreise ist die alle Wünsche erfüllende Kuh die Allmutter Erde, und das Kalb, das durch ihre Milch seine Nahrung erhält, Menu, der Stammvater des Menschengeschlechtes. Aus Wischnu's rechter Seite stammt Prithu, der Wischnu selbst war, der der Erde seinen Namen Prithiwi gab, er ist demnach der Stier, das Attribut des Buddha Risabha der Buddhisten.[2]) Im Frühling verwandelt sich Shiva in den befruchtenden Stier der Zeugung und wird auf einem Stier reitend oder als Stier mit einem Lingam im Maule dargestellt, der dann Pharidun, Zohak's Besieger, genannt wurde.[3]) Das Symbol Dharma's, der dem Hermes der Egyptier, dem Τερμων der Griechen und dem Thermes der Lateiner entspricht, ist der Stier, sowie Hermes der Frühlingsstier ist; er wurde auch mit dem Phallus identificirt als Säule oder Kegel (Irmensäule). Dharma wird abgebildet, wie er den Lingam und die Joni (cunnus) in den Händen hält und sie sinnend betrachtet, wie es auch mitunter Hermesbilder zeigen; er ist, wie der Stier, das Symbol der Gerechtigkeit, der Tugend und des Gesetzes, der Bezähmer weltlicher Begierden, der Todtenrichter in Patal und hat als Yama zwei Gesichter.[4])

Der Stier als schaffende Kraft ist das indische Bhu, und die Kuh, die Erde, das Gho, Gau, von welchem das griechische

---

[1]) Creuzer, Symbolik. I. 613. 614.
[2]) Nork, Realwörterbuch. IV. p. 457.
[3]) Ebendaselbst. IV. p. 482.
[4]) Nork, Realwörterbuch. I. p. 401.

Γαιος, der Pflugstier, und Γαια, die Kuh, abzuleiten ist. Darauf bezieht sich die Anrede der römischen Braut an ihren Bräutigam: *Ubi tu gajus, ego gaja.*

Bei den Chinesen ist der Stiercult, wenn auch nicht geübt gewesen, so doch in ihrem Mythus angedeutet. Unter den ersten fünf fabelhaften Herrschern glich der Held Schinnong, der von einem Drachen geborene, dem Stiere; er entwickelte sich schnell, indem er in einem Zeitraum von drei Jahren schon Ackerbau betrieb, welchen er einführte, um das Volk der Erde, die Feldfrüchte bauen zu lehren; er ist als göttlicher Ackerbauer noch gegenwärtig bekannt. [1]) In der Pagode, der chinesischen Stadt Mia-ko, soll ein goldener Stier stehen, der mit seinen Hörnern ein grosses Ei zerstört, aus dem die Welt hervorging. [2]) Wer sollte sich hiebei nicht an den persischen Weltstier Abudad erinnern?

Bei weitem entwickelter ist dieser Cult in dem Lande des Ackerbaues und der Fruchtbarkeit, in Egypten, gewesen, wo nach Manetho der Stier Apis von dem Könige der zweiten Dynastie als ein Gott erklärt worden sein soll. Er war ein dem Monde geweihtes Thier, von dem die Egyptier glaubten, dass die Seele des Osiris in ihn gewandert sei, darum wurde er auch Apis, hieroglyphisch Hapi, koptisch Hap (der Richter) genannt. [3]) Man nahm an, dass alle 25 Jahre sich die Gottheit in Fleisch verwandle, ein Strahl vom Himmel, vom Sonnengotte Osiris, befruchtete eine Kuh, die einen Stier gebärt, der in dem Tempel geführt, gepflegt und verehrt wurde, bis er nach 25 Jahren geschlachtet und an einem heiligen Orte begraben wurde. [4])

Es gab in Egypten drei heilige Stiere, in die die Seele Osiris' fuhr, und zwar: den schwarzen, struppigen Mnevis oder On, als Licht- und Sonnenstier und Symbol der Sonne, verehrt zu Heliopolis; dann den schwarzen, ebenfalls struppigen Onuphus, der gute Gott, der nach Macrobius auch Pacis oder Bacis genannt wurde und seinen Sitz in Hermonthis hatte, [5]) und zuletzt den durch einen Sonnenstrahl erzeugten

[1]) Gützlaff, Geschichte von China. 1847. p. 19.
[2]) J. Kollár, Staroit slovjansk. p. 26.
[3]) Uhlemann, Geschichte Egyptens. p. 207.
[4]) Creuzer, Symbolik. I. p. 457.
[5]) Ebendaselbst.

Apis; er war ebenfalls schwarz, mit einem weissen, dreieckigen Fleck auf der Stirne, einem auf jeder Seite und einem doppelten Streifen am Rücken und Schwanze. Sobald ein so gezeichneter Stier aufgefunden war, wurde er durch vier Wochen gefüttert, dann nach Memphis in den Tempel des Phthah gebracht und dort verehrt. Er war eine Incarnation des Osiris, der Sonne, des Nils, des Befruchters und Erzeugers alles Lebenden. Nach seinem Tode vereinigte er sich wieder mit dem Osiris, und wurde dann als Serapis in Serapaeum beigesetzt. [1]) Der Stiermonat hiess bei den Egyptiern Epiphi, auf hebräisch Abib, griechisch Epaphus; so ist auch nach Zoëga der griechische Name für Apis, Vater Stier, was auch nach Rossi Hauptstier bedeuten soll. [2]) Wegen der Nützlichkeit und Brauchbarkeit des Rindes wurde nicht nur der Stier, sondern auch die Kuh, die Isis, als Gemalin des Osiris, weit und breit verehrt. Sie hatte ihre Hörner dadurch erhalten, dass ihr Hermes, nachdem Horus ihr das Diadem vom Haupte riss, die Hörner einer Kuh aufsetzte, was ihr auch als bleibendes Abzeichen blieb. Sie ist das, was bei den Griechen die von einer Wolke beschattete Io, die weisse Kuh, bei den Pheresitern die ochsenköpfige Derceto ist, der in der ludischen Stadt Askalon als Venus Astarte - Derceto, ein Tempel gebaut wurde. [3]) Sie ist ferner das, was bei den Phöniziern die gehörnte Astarte, bei den Syriern die Melecheth oder Asterot-Karnaim, [4]) bei den Deutschen die Göttin Mutter, die Kuh Audhumbla, [5]) bei den Schweden Sibilja, bei den Slaven die Živa ist; sie ist die kuhköpfige Hera Homers, die Dido der Karthager und endlich die Mondkuh, deren Hörner die Strahlen und die Mondsichel darstellen.

Gehen wir nun zu der Mythologie der Perser über, so werden wir finden, dass sich der Stiercultus auch in der Mithriaca nachweisen lässt und veredelt und modificirt in dieselbe übergegangen ist. Nach der Kosmogenie der Perser kam das erste Menschenpaar als Zwillinge aus der Schulter des Stieres Kajomor, der auch Weltstier, Demiurg, d. h.

[1]) Uhlemann, Geschichte Egyptens. p. 208.
[2]) Creuzer, Symbolik. p. 483.
[3]) Rougemont, die Bronzezeit. p. 254.
[4]) Mos. I. 14. 5.
[5]) Simrock, Mythologie der Deutschen. p. 16. 17.

Menschenschöpfer hiess. Der Weltstier Abudad sprengte mit seinem Horne das Weltei, was durch das Frühlingsfest Navruz gefeiert wurde, an welchem man mit gefärbten Eiern sich gegenseitig beschenkte, wie es auch Sitte bei den Indiern war und noch heute bei den Slaven ist. [1]) Diese Eier haben bei den christlichen und jüdischen Osterfesten Eingang gefunden. Der Sonnenstier, der das Sonnenjahr symbolisirte, ist Dschemschid der Mithras, der in der Mithriaca mit seinem goldenen Dolche (die ersten Sonnenstrahlen) den Aequinoctialstier am Eingange der Höhle (Welthöhle) tödtet. Es ist die Zeit der Frühlingsgleiche, in die die Sonne tritt und den Monat theilt und der Stier die Erde mit seinem Blute befruchtet. [2]) In den Mithras hatte der stiergestaltete Ormuzd den Samen alles Lebenden gelegt; der geopferte Aequinoctialstier ist der Urstier, er stirbt durch böse Geister, die Devs, und aus seinen Lenden steigt Goschorun, seine Seele, zum Himmel und Kajomor, der doppelgeschlechtliche erste Mensch; aus seinen Hörnern wachsen Früchte, aus seinem Blute Trauben und dem Schwanze Aehren, die Früchte des Sommers. Von seinem Samen enthält die Erde ein Drittel, der Mond zwei Drittel, und es wachsen aus ihm neue Stiere, von denen alle anderen Thiere stammen. [3])

Dupuis sieht in der Mithriaca den Molochdienst der Babylonier, Ammoniter, Cananiter etc., es wurden dort wie hier Menschen geopfert, und zwar bei den ersteren in unterirdischen Räumen und Höhlen.

Auf bildlichen Darstellungen erscheint Mithras am Eingange der Höhle im Begriffe einen Stier zu tödten, er hält in der Linken die Nüstern desselben und sticht mit der Rechten den Dolch in seine Brust. Diese Mithriaca breitete sich, wie der Dienst der Astarte, über Armenien, Capadocien, den Pontus, Cilicien, über Kleinasien, Syrien, Palästina, Griechenland, Italien, Sicilien, selbst über die Alpen nach dem hohen Norden, nach Deutschland und in den slavischen Ländern aus. Spuren derselben finden sich fast überall und haben sich selbst im

---

[1]) Présni ludu Polskiego w Galicyi zebr. Zegota Pauli. Lemberg 1838. In einem polnischen Liede, das beim Feste Letnice gesungen wird, wird der Sonne ein Ei geboten, mit den Worten: „Świéć, świéć sloneczko! dam ci jajeczko".

[2]) Nork, Realwörterbuch. IV. p. 331.

[3]) Creuzer, Symbolik. I. p. 746.

Christenthum erhalten. Das Mithriacafest wird durch das Osterfest vertreten, in ihm wird Christus als Weltbekehrer, als leuchtender Gott und Erlöser dargestellt. Christus ist das Opferlamm, das dargebracht wird, damit die Welt, beziehungsweise die Menschheit, erlöst von der arimanischen Sünde, erwache zu neuem Leben. [1]) Christus ist Gott, der Dreifache, sowie Mithras der Dreifache, der τριπλασιος, der Triplex ist. Diess erinnert an die Trimurti der Indier, die durch das heiligste Zeichen des Dreieckes symbolisirt wird, und an das Dreieck der heiligen Thiere. Es findet sich auf dem Rücken des Löwen alter Münzen Pamphlagonien's, auf der Stirne des Apis, von Herodot fälschlich als Viereck bezeichnet. Demiurg, der Herr der Zeugung, sitzt auf einem Stiere, mit einem Dreiecke auf der Stirne, das Bild der Trimurti, der Fruchtbarkeit; das Dreieck war dem Hermes und der Venus heilig. Es wurde bei den alten Indiern Agni [2]) genannt und war das Bild der Feuerpyramide, die den Gott Shiva symbolisirte. [3]) Es war auch bei den Slaven ein heiliges Symbol [4]), so heisst es bei Schmidius: *Forma triangularis apud Slavos nihil insvetum erat, sed in repraesentandis sacris probe observabatur*, [5]) und noch heute stellt dasselbe mit dem Auge in der Mitte die Dreifaltigkeit Gottes dar, analog der Trimurti und dem Triglav der Slaven.

Den syrischen Sonnengott Moloch, zur Zeit, als er im Frühjahr die Regentschaft antritt, repräsentirt der Stier. Ihm, dem Schrecklichen, wurden Menschenopfer gebracht. Er wurde mit einem Stierkopfe, und seine weibliche Hälfte Melecheth, die in Taurien als Artemis, in Ascheroth als Karnaim verehrt wurde, mit Kuhhörnern abgebildet. Auch ihr wurden blutige Opfer gebracht. [6])

Bei den Ammonitern, Cananitern, Moabitern und Juden vertrat er die Stelle Jehovas, denen er als schrecklicher, zürnender und grausamer Gott erschien, sie verehrten ihn in

---

[1]) Nork, Realwörterbuch. III. p. 174.
[2]) Rakoviecky, „Prawda ruska". p. 281.
[3]) Hanuš, die Wissenschaft der slav. Mythologie. p. 131.
[4]) Ebendaselbst. p. 100.
[5]) Chron. Zwickau. p. 344. — Sächsische Merkwürdigkeiten. I. b. p. 27. — Ekhard, Monum. Jutreboc.
[6]) Nork, Realwörterbuch. III. p. 183.

allen Zeiten unter dem Bilde des Stiers.[1] — feuriger, glühender Ofen mit einem Stierkopfe im Thale Hinnomis symbolisirt und lebende Kinder in seine glühenden Arme gelegt. Als solcher war er der Talos-Moloch und identisch mit dem Stiere des Phalaris, der Pasiphae, dem cretenischen Minotaurus, dem Kinder fressenden Kronos, dem marathonischen Stiere, dem Dionysos etc. Auch in dem Tempel des Berges Moreja zu Jerusalem stand auf der Tenne Arnans, des Jabusiters der stierköpfige Moloch, dem Kinder und auch Erwachsene geopfert wurden.[2] Scipio traf ein Molochbild mit einem Stierkopfe aus Erz und einem Schieber zum Oeffnen und Schliessen in Karttago.[3] Der eherne Altar der Stiftshütte ist nach dem Pentateuch gehörnt und wie der stierköpfige Moloch hohl und gesalbt gewesen.[4]

In dem skythischen Taurien wurde die Upis, die Sehende, die die Geburten befördernde Artemis oder Diana Lucina verehrt.[5] Von ihr sagt Creuzer: „Sie war die Stiergöttin im Stierlande, ein blutiger Dienst war ihr angeordnet und sie dürstete nach Blut, wie der Moloch“.[6] Auch soll sie die Stiergestalt gehabt und als solche ταυροπόλος geheissen haben. Nach Apollodorus wandelte sie in Stiergestalt über die Erde.[7] Der mythische Gott Og, der in der Stadt der gehörnten Astartebilder, in Asteroth wohnte, soll den gehörnten Sonnengott, den Himmelsstier und Gemal der Mond- und Erdkuh symbolisiren.[8]

Sowie der Moloch bei den Syriern, wurde auch der Baal als Sonnengott, Sonnenstier nach Jalkut[9] bei den Phöni-

---

[1]) Die Stellen hiefür: Ex. 32. 4—1. — König. 12. 25 f. — Richter 8. 27. 17. 3 fl. 18 — 31 — 2. — König. 23 — 15. — Hos. 3. 4.

[2]) G. Fr. Daumer. Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer. 1842. p. 90. 112.

[3]) Ghillany, die Menschenopfer. 1842. p. 194.

[4]) Bohlen. Genes. Einl. 6. XII. f. 1.

[5]) G. Fr. Daumer. Der Feuer- und Molochdienst der alte Hebräer. p. 197.

[6]) Creuzer. Symb. II. p. 127.

[7]) Hayn. Fragm. 402.

[8]) Schulze, Hebräische Mythol. 1876. p. 135.

[9]) Jerem. VII.

ciern, nach Kollár [1]) bei den Chaldäern, Babyloniern etc., mit einem Stierkopfe abgebildet und verehrt.

In Griechenland war der Stiercultus eng mit der Götterlehre verbunden, er verbreitete sich, besonders die mit ihm vereinigten Bachanalien, von Athen aus über ganz Europa. Der Zeus war der Himmels-, der Sonnenstier; die Io die Erd- und Mondkuh. Zeus erscheint im Frühjahre, im Monate des Stieres als Zeusstier. Um diese Zeit wurde auf Samos und Argos die Hochzeit mit der kuhköpfigen Hera gefeiert. Der Sonnenstier vermählte sich mit der Mondkuh, darum war das Bild der Ehe, das Joch, welches beide verband, das als jugum zum conjugium wurde und noch gegenwärtig mit dem Joch der Ehe bezeichnet wird. Um diese Zeit entführte Zeus in Gestalt eines Stieres die Europa aus der cretenischen Stadt Gortyn, die ihr Bruder, der Stier Cadmus, welcher in Theben mit seinen feuersprühenden Stieren das Feld pflügte, in der Stadt Thurium des Stierlandes Böotien suchte, wohin ihm ein Stier den Weg zeigte. Von Hesiod wird daher auch Zeus θεσταυρος genannt. Im Frühjahre mussten die Athener jedes neunte Jahr die Menschenopfer nach Creta, für den die Insel täglich dreimal umkreisenden ehernen Stier senden. [2]) Um diese Zeit wurden im Tempel des Apollo zu Delphi Feste gefeiert und der eherne Stier darinnen bezeichnete ihn als Arstier, als Αβαιος, Abaeus, den Erzeuger; von ihm hat die Stadt Abae oder Abis ihren Namen erhalten. Auch auf Pergamos wurde Apollo als Stier verehrt. Ilus baute Ileum, dort wo sich ein Stier niedergelassen. [3]) In Syrakus empfing der eherne Stier des Philaris, als Zerstörer, Menschenopfer. In Ephesus hiessen die Priester des Wassergottes Poseidon Stiere und warfen als Opfer schwarze Stiere in den Fluss, [4]) so ist auch der Flussgott Alpheus ein Rind, der Fluss Achelous ein Stier und Oceanus selbst wurde mit einem Stierkopfe abgebildet. Auch ist die Tochter des Flussgottes Asopus, die Euboea, gleichbedeutend mit der Tochter des Inachus, der Io; sie wurde als Mondkuh verehrt und gab der Insel und dem Berge

---

[1]) Kollár. Staroit slav. p. 24.
[2]) Nork, Realwörterbuch. IV. p. 327.
[3]) Ebendaselbst. I. p. 101.
[4]) Müller, Orchomenus (neue Aufl.). p. 170.

den Namen. [1]) Im Zeichen des Stieres, also im Frühjahre, wurde Bachus aus dem Schenkel des Jupiters geboren, von den Hyaden erzogen und der stiergestaltige ταυρομορφος genannt; er ist identisch mit den Dionysos der Griechen und wurde von den Mänaden zerrissen, wie Dionysos zerstückt und Adonis von dem Eber zerrissen wurde. [2])

In Rom war das Symbol des Jupiters der Stier, die Stadt Rom selbst wurde mit einem Stiere verglichen und das Frühlingsfest hiess dort Fordicidia, von Forda, die trächtige Kuh, als Bild der mit Früchten schwangeren Erde. [3]) Sie repräsentirte die Ceres, Proserpina, Vesta, als Erdmutter Mater und die Opfer, welche ihr gebracht wurden, bestanden aus trächtigen Kühen, Feldfrüchten und allerhand Kuchen. Letztere wurden auch der Juno, der Isis, der den Geburten vorstehenden Artemis, der Erdmutter Here auf Samos etc. geopfert. Sie waren das Symbol der Befruchtung und haben als solches auch verschiedene Formen angenommen, so die des Phallus, der Cunnus, des Halbmondes oder der Hörner, des Sternes u. s. w. Noch heutzutage lebt die Erinnerung an diese Kuchen sowohl in dem Namen Mutterkuchen, als auch in den Formen des jetzigen Gebäckes, in den Hörnlein (rohlik), den Stern- und Mundsemmeln, den Wecken u. s. w.

Im Druidencult ist Hu der allbelebende Sonnengott, der als Stier den Pflug zieht und dessen Priester die strahlenden Stiere der Schlacht und die Gläubigen die Heerde des brüllenden Bell genannt wurden. Er ist das Sonnenfeuer, der Blitz, der Lebensspender, der Vater der Barden, der Vorsitzende im Steinkreise der Welt, und der Beschützer in der Dunkelheit; er stirbt um neu wieder aufzuerstehen. [4])

Der skandinavische Thor, der Sohn Odins und der Frigga, ist der oberste Gott, der Gott des Donners und des Blitzes. Sein Wagen wird von zwei Böcken gezogen, so wie der des Sonnenstiers von Stieren, sein Gebrüll ist der Donner, seine Kraft der Blitz. Nach Schaffer wird in Lothringen der Wagen der Gottheit von vier weissen Stieren gezogen, wie der des

---

[1]) Nork, Realwörterbuch. I. p. 489.
[2]) Ebendaselbst. I. p. 181.
[3]) Nork, Realwörterbuch. I. p. 63.
[4]) Ebendaselbst. II. p. 250.

Jupiters Capitolinus. Der Wassermann in Stiergestalt ist der mythische Stammvater der Merovinger, er zeugte mit der am Meeresufer schlafenden Königin den Meroveus und ihr Wagen wurde mit Ochsen bespannt. Dadurch kann auch der Stierkopf in Childerichs Grab seine Deutung finden.[1])

Die im heiligen See badende Erdgöttin Nerthus der Deutschen, deren Gemal der Njörd, der Sonnengott ist, wurde von heiligen Stieren gezogen. Sie erinnert an die Isis, unter welchem Namen sie von den Sveven, die ihr Opfer brachten, verehrt wurde.[2])

Die Kuh Audhumbla ist die Allmutter Natur, das ernährende Princip, durch sie entstand Büre, Bör und Odin.[3])

In der nordischen Saga lässt Hulda eine Heerde schwarzgrauer Kühe in die Wälder treiben, welche die Regenwolken bedeuten. Nach Kuhn liess man in Hellhaus, wo früher der wilde Jäger wohnte, am Christabend jeden Jahres eine Kuh heraus, die sogleich verschwand, sie war die fetteste und symbolisirte ein Opfer. Hierin finden wir eine Analogie mit den Kühen Indras, mit denen, die die Panis aus dem Himmel rauben, mit der Entführung der dem Apollo geweihten Götterkühe durch Hermaeus, mit den Sagen von Hercules und Cacus, Hercules und Geryon etc.[4])

Wenn wir nun zu den Slaven übergehen, so begegnen wir vielen Spuren, die geradezu auf ihren Stiercultus hinweisen. Abgesehen von den vielen aufgefundenen Objecten dieser Art und den sehr verbreiteten, an das Tur und Býk erinnernden Ortsnamen in slavischen Ländern, finden wir die Belege für die grosse Verehrung des Rindes schon in den alten Schriftstellern. Varro sagt von den Slaven: *Boves honore ceteras pecudes superant;*[5]) und Cicero: *Tanta putabatur utilitas percipi, ex bobus et eorum visceribus vesci scelus haberetur.*[6])

Diese Verehrung für das Rind hat sich bei den meisten Slaven, namentlich Slovaken und Wenden, noch bis in die

---

[1]) Simrok, Mythologie der Deutschen. p. 444.
[2]) Tacitus, Germ. 9.
[3]) Simrok, Mythologie der Deutschen. p. 16, 17.
[4]) Simrok, Mythologie der Deutschen. p. 248.
[5]) Varro, de re rust. 2, 5.
[6]) Cicero, Nat. D. 2, 3.

neueste Zeit erhalten. Von den Wenden sagt Keiszler: [1]) „In Drawen darf kein Wende mit garstigen Füssen über den Platz gehen, wo die Stäte (stado) steht. — Einmal begab es sich zu Rebensdorf, dass der Dorfbulle, als er von der Weide kam, seine juckende Lende mit solcher Gewalt daran scheuerte, dass der Baum darüber umfiel und den Bullen todtschlug. Diess nahmen die Bauern als ein doppeltes Anzeichen eines bevorstehenden grossen Unglücks an. Zur Versöhnung aber der beleidigten Stäte, wird noch alle Jahre auf dem Tage, an welchem der Bulle todtgeschlagen worden, alles ihr Vieh um den Baum getrieben. Dass man ein grosses Wesen aus dem gewaltsamen Tode des Bullen gemacht, ist nicht zu verwundern. Es halten die in braunschweigisch-lüneburgischen Landen wohnenden Wenden ohnediess für ein sonderbares Unglück, wenn ein Bulle natürlicher Weise stirbt, und haben sie diesem Thiere öfters sein Begräbniss mitten im Dorfe und in einer dazu verfertigten Grube angestellt, wo hinein ihn die Abdecker oder Schinder stossen müssen, damit er ordentlicher Weise verscharret werden könne".

Dass der skandinavische Tyr (Mars) bei den Slaven als Tur, Kriegsgott, verehrt wurde, bestätigt Appendini: [2]) *Si veggono tuttora presso i Ragusei tenacissimi delle cose antiche nel tempo del carnevale e in qualche altro giorno di festa populatre tre personne del volgo, che representano queste tre divinita, nel modo, in cui sono expresse nel loco rame — Marte que in loco linguaggio Scilico o Slawo chiamasi Turo. — I Sarmati Transalbiani adoravano pure Marte come il massimo degli Dei sotto il nome*

---

[1]) J. G. Keiszler, Reisen in Deutschland. Hannover 1776. p. 1377.

[2]) Appendini, Notizie ist. crit. Ragusa 1802. I. p. 56—62. „Man sieht noch heutzutage in Ragusa, dessen Bewohner sehr auf alte Gebräuche halten, zur Faschingszeit und auf Volksfesten drei Personen aus dem Volke, welche diese drei Gottheiten vorstellen, und zwar gerade so, wie sie auf den dortigen Kupfermünzen geprägt sind. Mars, der in ihrem scilicisch-slavischen Dialekte Turo heisst. Die transalbinischen (albis) Sarmaten verehrten ebenfalls den Mars als höchste Gottheit, jedoch unter den Namen: Serovit oder Svanto-Vit. Und der Verfasser der Lebensgeschichte des heil. Otto, des Glaubensapostels Pommerns, bestätigt ihren Gott Serovit, der lateinisch Mars heisst. Russen und Polen kannten Mars unter dem Namen Turo, welcher Name dort heute noch existirt."

pero di Serovito o Svanto-Vito. E lo scrittore della vita di San Ottone, apostolo dei Pomerani, che ce l'attesta: Deo suo Serovito, qui lingua latina Mars dicitur. I vicini Russi e Polachi conoscevano Marte col nome di Turo. Tra essi dura sempre un tal nome.

So wurde bei ihnen Tur, das Symbol der ungewöhnlichen Kraft und Stärke, als Gott verehrt; darum wurde Radegast und Karevit mit einem Stierkopfe auf der Brust und Perun mit dem Stier an der Seite abgebildet. Středowsky beschreibt den Radegast, der in dem Tempel zu Rhetra, als Personification der Luft, zwischen den Symbolen der Licht- und Dunkelwelt in der Mitte stand, folgendermassen: Seine Schläfen waren mit einer Krone geziert, auf seinem Kopfe sass ein Vogel und seine Brust zierte der Stierkopf. *Pectori capud tauri nigrum additum, quod destra fulciebat, sinistra bipennem jactabat.* [1]) Auch Bielowskiego behauptet, dass der Tur bei den alten Slaven das Symbol einer ungewöhnlichen Stärke war, und Radegast, der Gott der Gastfreundschaft, mit einem Stierhaupte auf der Brust abgebildet wurde. [2]) Das Wort Stado (Heerde) bedeutet bei den Slaven, insbesondere den Drevanen der unteren Elbe, eine heilige Versammlung, die zu Ehren der Lada und des Lels abgehalten wurde, wovon sich noch in slavischen Ländern der Ortsname Stadice erhalten hat. [3]) Es soll mit dem altrussischen Stod, Gott, in Zusammenhang stehen. [4])

Und sowie der Stier, ist auch die Kuh in den Götterkreis der Slaven aus dem indischen Mythus aufgenommen worden. Die slavische Siwa, Šiva, Živa ist das weibliche Princip des männlichen Shiva, die Parawati oder Bhawani, sie ist die Göttin des Sommers, die Ceres, die Kraso-pani, Zlatá Baba, die Aphrodite Apatura und Hera, die Isis, Io und Artemis, die Mondgöttin und als das die Mondkuh. Sie ist die Gebärende und Nährende, die Baba und Amme. Středowsky setzt sie an die Seite des Perun oder Radegast, der Sonne oder des Weltstiers. Auch sie wurde von den Slaven mit einem Kuhkopfe dargestellt und als Erinnerung nennen noch

---

[1]) Středowsky, Sacr. Mor. hist. I. c. 6. p. 38.

[2]) A. Bielowskiego, Wyprawa Igora na Polowoow. Lemberg, 1833, p. 31.

[3]) Hanuš. Die Wissensch. des slav. Myth. p. 365.

[4]) Kollár, Staroit slovjan. p. 35.

heute die Slovaken, bei denen das Rind hochverehrt wird, dasselbe Živka.

Der slavische Stiercult wird noch überdiess durch das Frühlingsfest Turice oder Letnice bekräftiget. Das erstere wurde dem Radegast, das letztere dem Svantovit zu Ehren gehalten; es ist gleichbedeutend mit dem Frühlingsfeste des indischen Shiwa, dem Navruz der Perser und dem des Apis der Egyptier. Durch dasselbe feierte man das Erwachen der Natur; es wurde dabei der Stier, als Erzeuger alles Lebenden, als Welt- und Sonnenstier herumgetragen, ihm wurde ein Baum aufgerichtet, das Symbol der Zeugung, des Phallus, welcher Gebrauch aus Indien stammend sich noch gegenwärtig unter den Slaven erhalten hat, es ist die Mája, Máyka, Majovka, die mit Bändern geziert, aufgerichtet, und um die am Frühlingsfeste getanzt wird. Sie erinnert an den Stier von Kiew mit dem Priapus.

Es bleibt uns zuletzt noch eines der wichtigsten Zeugnisse zu erwähnen übrig, welches allein schon genügt hätte, einen Stiercult bei den alten Völkern anzunehmen. Es sind diess die Worte Plutarch's: „Die Barbaren (Kymbern) gewährten der römischen Besatzung eines Lagers am Atiso oder der Etsch durch eine Capitulation freien Abzug und beschworen diess bei dem ehernen Stiere, welcher später (von den Römern) erobert und nach der Schlacht in das Haus des Catulus gebracht wurde.“ [1])

Ich glaube, wir werden kaum fehlen, wenn wir den Stiercultus der Kymmerier, welchen sie aus ihren Sitzen in Sarmatien, der taurischen Halbinsel und vom kymmerischen Bosporus herüber nach Europa brachten, mit den slavischen Stiercult in Verbindung bringen, und in diesem Stiere, sowie den cymbrischen Standartenbildern, den cymbrisch-wendischen Stier sehen, wie ihn Obermüller bezeichnet, [2]) der als Gott des Krieges, Tur, in Dalmatien verehrt wurde, nach Nork dem Lande Styria seinen Namen gab, der die Brust Radegast zierte und mit dem Perun abgebildet wurde, sich in den Wappen alter Adelsgeschlechter des Chersonesus, der Moldau und der

[1]) Plutarch, Marius, Cap. 23.
[2]) Obermüller, Die Urgeschichte der Wenden. p. 21.

Wendenländer erhalten hat und sich als eherner Stier in der Býčískála-Höhle (der Stierhöhle) wieder fand.

Seine Heimat mag wohl in Sarmatien und dem Taurenlande gewesen sein, von wo man angenommen hat, dass die slavischen Völkerzüge ausgegangen sind. Wie ich glaube, hat das Wort Sauromat, Sarmat aus dem Slavischen entlehnt, als Cumulativwort nicht nur slavische Stämme, sondern auch viele andere mitinbegriffen, wie Thraken, Celten, Germanen, Skythen, welche als Bewohner Sarmatiens, diesen Namen führten. Dass aber am Maeotis und kymmerischen Bosporus der Mehrzahl nach Slaven wohnten, ist höchst wahrscheinlich. Plinius sagt darüber: „Von der kymmerischen Meerenge weiter wohnten die Maeotici, die Vali, die Serbi, die Arechi, die Zingi und die Psessi". [1]) Noch deutlicher spricht sich Ptolomeus aus, indem er sagt: „Zwischen den keranischen Bergen und dem Rha wohnten die Orynaier, die Valen und Serben" (Σέρβοι und Σίρβοι). Dass die hier genannten Serben Slaven waren, wird kein Mensch bezweifeln, ebenso sind die Drewer, welche nach Nestor Drevier und Derewljani genannt wurden und später Anten hiessen, Slaven gewesen. Drevier oder Trerer hiessen auch die Kymmerier, daher ist es höchst wahrscheinlich, dass letztere einer der slavischen Völkerstämme des Maeotis gewesen sind. Ueberhaupt gibt Hanuš an, dass alle Namen der Völker, welche um den Maeotis wohnten, und selbst der Name Macotis, trotz ihrer Gräcificirung slavisch klingen, wie die der Obidiacener, Sittacener, Dosker, Jasamaten, Sauromaten etc. Das Wort Kymmerier mochte wohl auch nur der Ausdruck für jene Völker gewesen sein, die am kymmerischen Bosporus und in der Gegend des Maeotis gewohnt haben. Die Spuren der Slaven am Maeotis sind uns in den Namen der Städte Phanagora, Panigora und Panticapeum zurückgeblieben, das erstere von pani, Frau, und gora, Berg. Dort stand auch, geschichtlich erwiesen, ein Tempel der Venus, der Aphrodite, die als Aphrodite Apaturas auf einem Berge verehrt wurde. Im Slavischen war es die Živa, die Krasopani, und Ritter will die Reste dieses taurischen Tempels Apatura noch gegenwärtig in den slavischen Ländern mit der antiken Aufschrift „Děwa Apator" gefunden haben.

[1]) Plinius, N. H. J. VI. c. 7. 19.

Nach dem Gesagten ergibt sich, dass der eherne Stier der Kymmerier und der der Býčískála einem Cultus entstammen mag, der von den Völkern Sarmatiens, des Maeotis und des Taurenlandes ausgehend, mit den Slavenstämmen herüber in ihre späteren Wohnsitze gebracht wurde.

Ich habe in der vorstehenden Abhandlung nur Thatsachen angeführt, ohne mich in weitgehende Combinationen einzulassen, und glaube, dass auf Grund dessen angenommen werden kann, dass ein Stiercultus bei den alten Völkern stattgefunden hat; dass der eherne Stier der Býčískála ein Idol vorstellt und höchstwahrscheinlich den Tur der Slaven, den Kriegsgott, repräsentirt; dass das Dreieck auf seiner Stirne, sowie das des Apis, das Symbol der Trimurti der Indier, des Triglav der Slaven ist; dass ferner dieser Cult aus Indien stammend, von den Slaven aus den Taurenlande in ihre späteren Wohnsitze gebracht wurde.

Möglich ist es auch, dass der Name Býčískála, der übrigens kein, wie behauptet wurde, recenter ist,[1]) wenn nicht gerade mit dem in der Höhle gefundenen Stiere, so doch mit dem Cultus des Volkes, das dort seine Todtenopfer brachte, in Verbindung stehe.

Tafel: Ansicht des Bronzestieres von der Seite und von vorne in natürlicher Grösse.

Das Völkergemisch auf der Balkan-Halbinsel.

Von

Dr. M. E. Weiser.

Wie männiglich bekannt, unterscheidet die Geographie vorläufig noch immer eine europäische und eine asiatische Türkei. Was nun die Bewohner des europäischen Theiles, von dem ich allein zu sprechen gewillt bin, anbetrifft, so sind die drei massgebendsten Factoren darunter der osmanische, griechische und slavische Stamm. Daneben existiren noch eine Menge Racen und Natiönchen, die nicht recht wissen, was sie mit sich anfangen sollen; so die Armenier, spanischen Juden, Zigeuner, Kuzzo- oder Graeco-Walachen, Arnau-

[1]) Mittheilungen der anthrop. Gesellsch. in Wien. p. 325.

ten, Tscherkessen, die „Levantiner“ (Sprösslinge gemischter, abend- und morgenländischer Ehen) u. a. m.

Die Bulgaren, ein von der Wolga her mit den Hunnen eingedrungenes, später slavisirtes Volk, haben unstreitbar in Rumelien die ansehnlichsten Fortschritte gemacht, und in demselben Masse an Terrain gewonnen, wie die Griechen, die Träger der Intelligenz und Cultur, verloren. Das heutige Bulgarien beschränkt sich nicht mehr auf das Land zwischen Donau und Haemus (schlechtweg „Balkan“ genannt, was im Türkischen nichts anderes heisst, als „Gebirge“ überhaupt), sondern umfasst thatsächlich schon das ganze Rumelien bis an den thracischen Bosporus und das Marmara-Meer.

Die Hauptursache dieser raschen und auffälligen Verbreitung des bulgarischen Stammes muss zunächst in der Art und Weise gesucht werden, wie sie das Institut der Ehe cultiviren. Jeder junge Mann, der nicht ein Krüppel ist, heiratet fast ausnahmslos in seinem 20. Jahr. Man kann sicher sein, keinen Hagestolz unter ihnen zu finden, es wäre denn, wie gesagt, dass schon die Mutter Natur den Betreffenden durch körperliches Siechthum auf die Ehelosigkeit als den besseren Theil hingewiesen. Wo nun die Ehe einen so wahrhaft universalen Charakter angenommen, da bleibt denn auch die Nachkommenschaft nicht aus, und da es jeder Landmann schliesslich doch wenigstens auf drei lebende Sprösslinge bringt, so ist leicht einzusehen, dass schon der zweiten Generation das Stammhaus nicht mehr genügt und dieselbe gezwungen ist, neue Wohnsitze zu suchen. So ist denn auch wirklich Rumelien mit einer Dichtigkeit, und zwar vorwiegend bulgarisch colonisirt, auf die Kanitz, Prof. Hochstetter und später die bei dem Bahnbau beschäftigten Personen aufmerksam wurden.

Vernachlässigt in dieser Beziehung sind nur jene Gegenden, welche an Wassermangel leiden, wie die Partien von Adrianopel an's Meer gegen Rodosto und Constantinopel. Dort kann man auch 100 und 1000 Joch der schönsten Ackererde unbenutzt sehen, und wird während einer ganzen Tagereise kaum drei Ortschaften finden.

Die Geschichte von dem allmäligen Aussterben der Türken hat schon durch viele Berichte und Beschreibungen die Runde gemacht; vielleicht ist es diese Thatsache, welche die Schutzmächte von jeder Action abhält. Wozu auch sich

echauffiren, wenn die Türken von selbst aus Europa verschwinden? So löst sich ja auch die orientalische Frage in ruhigster und natürlichster Weise von selbst, und bis dahin „können wir warten".

Uebrigens lässt sich dieses Aussterben auf eine weit einfachere Art erklären, als diess mit Zuhilfenahme der sonst geläufigen Motive geschieht. Obwohl nämlich dem Muselmann das Recht zusteht, mehr Frauen (und daneben unzählige Sklavinnen) zu halten, so ist das doch ein Luxus, zu dem nur die Reichen die Mittel haben. Die Monogamie ist auch unter den Osmanen der weitaus häufigste Fall. Die Armuth bringt aber nun den rechtgläubigen Türken in diesem Falle oft in Conflict mit dem Koran, der ihm verbietet, die Frau, die sich der Hoffnung auf Nachkommenschaft erfreut, zu umarmen. Um nun den religiösen Satzungen gerecht zu werden, greift er zu dem Mittel der Abtreibung, und die Schwierigkeit, mit ihr die Nachkommenschaft, ist beseitigt. Dass die übrigen unnatürlichen Laster, auf welche nicht einmal eine Strafe gesetzt ist, jedenfalls dem Nachwuchs der Bevölkerung nicht Vorschub leistet, ist klar.

Die Griechen, wegen der „graeca fides" auch heutzutage noch übelbeleumundet, sind vorwiegend im Besitze des Handels; von einer Industrie ist noch kaum die Rede, aber selbst die geringen Anfänge hiezu gingen meist von der griechischen Seite aus. Die türkische Sprache nennt die Griechen „Römlinge" (Romaei) und hievon erhielt auch die thracische Provinz den Namen, den sie jetzt führt, „Rumelien". Seit Errichtung des selbstständigen hellenischen Königreiches aber sind wohl nur wenige Griechen mehr eingewandert.

Die Griechen sind bei sämmtlichen anderen Racen wenig beliebt, und liegen namentlich mit den Bulgaren, mit denen sie den griechisch-nichtunirten Ritus gemeinsam hatten, in fortwährendem Hader. In allerneuester Zeit nun sind die Bulgaren offen von der griechischen Kirche abgefallen und ihrem Ideale von einer bulgarischen Nationalkirche näher gekommen.

In dem betreffenden langdauernden Streite stand die türkische Regierung meist auf Seite der Bulgaren — ein Umstand, der nicht recht klar ist. Die osmanischen Staatsmänner mussten doch wissen, dass eben von dieser Seite mit Emsigkeit und zuversichtlichem Erfolge das Ende der türkischen Herrschaft vorbereitet wird. Oder suchte man etwa gerade desshalb durch

Concessionen die Katastrophe milder zu machen, sie hinauszuschieben? Von der jetzigen Generation hat der Halbmond übrigens noch kaum etwas zu fürchten; in fünfzig Jahren aber hat Europa gewiss aufgehört, die Türkei als mohamedanischen Staat in seiner Karte zu verzeichnen. Erst seit dem letzten Decennium kann man von einem Erwachen des Nationalbewusstseins unter den Bulgaren sprechen. Ihrer schwächsten Seite sich wohl bewusst, legen sie den Schwerpunkt einer nachhaltigen Agitation auf die Schulen, die sie denn auch mit anerkennenswerther Opfermüthigkeit in grosser Anzahl errichten.

Lieder, welche im Geheimen unter ihnen circuliren, geben Zeugniss von dem tiefen Hasse gegen ihre Unterdrücker, der nur auf den richtigen Zeitpunkt wartet, um sich seine Opfer zu suchen. Um jedoch selbst dann, wenn solche Gesänge en famille vorgetragen werden, gegen Verrath und Strafe sich zu sichern, werden an den kräftigsten Stellen statt der Türken die Griechen mit aller Gluth des Hasses bedroht, und diese so zu einer Firma benutzt, unter der sich ohne Furcht die ingrimmigste Rachsucht aussprechen darf. Auch der „heilige Charakter" muss herhalten, um feurige, patriotische Lieder in die Schule einschmuggeln zu können. Unter anderen „Kirchenliedern" fand ich auch folgenden Freiheitsgesang, der sich würdig ähnlichen Poesien anderer Nationen anschliesst, und den ich nachfolgend möglichst wort- und formgetreu wiederzugeben versuchte:

Nur voran!

Herbei von allen Seiten, herbei von Nah' und Weit!
Es blasen die Trompeten, sie rufen uns zum Streit!
Gar schrecklich wird das Morden, doch frei dann uns're Bahn,
Zum Kampfe lang gerüstet, geh'n endlich wir voran!
Gerüstet und zum Kampf bereit, steht auch des Feindes Heer;
Ihr Freiheitskämpfer, zaget nicht, greift furchtlos zum Gewehr.
Gott selbst in uns'rem Lager, wird schützen Mann für Mann,
Vertraut auf ihn, und geht nur immer kühn voran!
Des Heilands Segen ruhet auf diesem heil'gen Kampf
Er wirkt im öden Felde, er schützt im Pulverdampf.
Was schieret Hitze, Regen; was Frost den Freiheitsmann,
Die Losung lautet „vorwärts" und „immerdar voran"!
Gott sieht auf unser Ringen mit wohlgefäll'gem Blick,
Er wacht mit Vateraugen ob uns'rem Waffenglück.
Der Krieg sei nun entfesselt — der Friede folg' erst dann,
Wenn wir den Sieg errungen, gestritten stets voran.

Einer ganz besonderen Liebe und Fürsorglichkeit seitens der Regierung erfreuen sich die Tscherkessen, deren es im Lande mehr gibt, als es mit dessen Sicherheit verträglich ist; denn so klein auch diese Schaar der guten Freunde und Landsleute Schamyls, so auserlesen ist sie auch: Mann für Mann ein Räuber oder Dieb. Wohl hundertmal schon mag die türkische Regierung es bereut haben, dieser Race Asyl gegeben zu haben. Um aber diesen dummen Streich wieder gut zu machen, erfreuen sich die tscherkessischen Missethäter fast ausnahmslos einer weitestgehenden Straflosigkeit, denn je mehr „diese armen Teufel" selbst für eine Einnahme sorgen, sei es auch durch nicht ganz gewöhnliche Mittel, desto weniger tritt an die Regierung die Nothwendigkeit heran, in den eigenen Beutel zu greifen, was sie consequenterweise ja thun müsste, nachdem sie selbst seinerzeit diese Leute herangelockt.

Die Tscherkessen nun sind die wahren Helden der Strasse, auf der sie unter Tags meist gruppenweise herumschlendern, und die örtlichen Verhältnisse recognosciren. Mit der Dämmerung legen sie sich auf die Lauer, und kommt ihnen dann ein Wesen, Mensch oder Thier, in den Wurf, — flugs ist an oder mit ihm eine Besitzverschiebung vorgenommen, die sich in keinem Gerichtsprotokoll vorfindet. Besondere Vorliebe hegen sie für die Pferde, welche dann in entfernteren Gegenden auf einem wahren Diebs-Bazar verkauft werden. Jedes Kind kennt diese Geschichten und doch bleiben sie ewig neu. Als vor dritthalb Jahren ein verschärftes Waffenverbot durchgeführt und den Bulgaren selbst ihre zum Hausgebrauch dienenden längeren Messer abgenommen wurden — da behielten die Tscherkessen erst recht, was sie zu ihrem freien Handwerk brauchten. Man glossirte diese Massregel damals als eine directe Vorschubsleistung für die eine Seite.

Ganz eigenthümlich geartet ist die tscherkessische Tracht, die meist von grobem weissem Stoffe gefertigt ist. Die weiss behosten Beine stecken in hohen Stiefeln, der Kopf unter einer ungeheuerlichen Pelzmütze. Ein weiter, sehr langer, aber „in die Taille geschnittener" Rock, von gleichem Stoffe wie die Beinkleider, ist das wesentlichste Unterscheidungsmerkmal von den übrigen Landestrachten, die sich immer nur mit Jacken und „Spencern" begnügen. Auf diesem talarähnlichen Rock nun sind vorne auf der Brust zu beiden Seiten je eine Reihe

von hohlen Wülsten angenäht, in welchen sie ihren in Blechhülsen vertheilten Vorrath an Patronen stets mit sich herumtragen. Die Physiognomien sind durchgehends gemein, hässlich und strafen das Mährlein von der Schönheit der Circassier oder Kaukasier Lügen. Unter den Frauen soll es besondere Schönheiten geben, welche aber nicht leicht sichtbar werden, da sie nach muselmänischem Muster sich gleichfalls verschleiern. Die Zierden der Harems sind meistens Tscherkessinen, welche desshalb auch von der Serailspitze in Stambul angefangen bis weit hinauf gegen Norden eine von allen Pascha's, Bey's und Effendi's gesuchte und gerne hoch bezahlte Waare abgeben.

Die nomadisirenden Kuzzo-Walachen und Arnauten, Albanesen, treten fast ausnahmslos als Schaf- oder Ziegenhirten auf. Letztere stellen ausserdem das grösste Contingent an Kawassen, eine Art von Leibhusaren, mit phantastischer Tracht, die man zum Schutze seiner Person und seines Eigenthums in Sold nimmt.

Von den zahlreich verbreiteten Zigeunern aller Zungen nomadisirt in der europäischen Türkei merkwürdigerweise nur der kleinste Theil; die Mehrheit hat feste Wohnsitze. Ein „Zigeunerviertel" fehlt kaum einem türkischen Orte, sei es Stadt oder Dorf.

Die Feiertage der Brüder aus den schwarzen Bergen.

Von

Dr. M. E. Weiser.

Kann man einerseits die Montenegriner in mancher Beziehung mit den Spartanern vergleichen, so ist andererseits eine Parallele zwischen Cetinje und dem alten Rom nicht ganz unzulässig, mit dem es so ziemlich die gleiche geographische Breite hat. Die ausgelassene Art, wie dort Feste gefeiert zu werden pflegen, erinnert nicht wenig an das, was uns von der Begehung der römischen Bachanalien, Saturnalien und Luperkalien überliefert worden.

Zu Weihnachten, zur Feier der Gottesgeburt (Božič), gehört es förmlich zum guten Ton, mindestens 24 Stunden volltrunken zu sein und allen möglichen Unfug zu treiben.

Bis in die jüngsten Tage war es Sitte zu dieser Zeit vor jeder Behausung Weihnachtsbäume (Badnjaci) aufzustellen und zwar deren so viele, als die betreffende Familie männliche Mitglieder zählt. Diese Bäume wurden aus benachbarten Waldständen durch eine Schaar von Männern unter Vortritt des Fürsten in feierlichem Aufzuge eingeholt. Ihre eben erwähnte Verwendung stellte ein sehr primitives Verfahren einer Volkszählung vor, welche sich aber nur auf den männlichen Theil der Bevölkerung, als denjenigen erstreckte, welcher allein hinsichtlich der Wehrhaftigkeit des Landes in Betracht kommt. Bei dem darauffolgenden Abendmahle ward dann ein gebratenes Schwein als Ganzes auf die Tafel gebracht, welchem der Fürst, unter leicht zu errathenden Anspielungen, mit einem kräftig geführten Hantscharhieb den Kopf vom Rumpfe trennte.

Nach einer über alle Massen streng gehaltenen Fastenzeit (Post), mehrtägigem nächtlichen Gottesdienste etc. wird das Osterfest, die Auferstehung des Heilandes (Vaskrsenije) durch einen grossartigen Umzug gefeiert. An demselben, welcher von dem Kloster (Monastir) seinen Ausgang nimmt und sich unter Abhaltung mehrerer Stationen um ganz Cetinje bewegt, betheiligt sich die aus Nah und Fern herbeigeeilte, festlich geschmückte, sowohl männliche als weibliche Bevölkerung. Eine allgemeine Bewirthung mit Wein, der vom Fürsten gespendet, in kupfernen Kesseln herumgereicht wird, von Hand zu Hand, von Mund zu Mund geht, macht den Schluss. Ein mehrmaliges, kräftiges „Živio“ der nach dem Geschlechte gesondert aufgestellt gewesenen Bevölkerung auf ihren Gospodar und seine Familie ertönt noch einmal auf dem Hauptplatze Cetinjes, einem wahrhaften forum montenegrinum; ein gnädiges Danken des mit seiner Familie auf dem Balcon stehenden Fürsten und — die Söhne und Töchter der schwarzen Berge zerstreuen sich wieder. Die Einen setzen die landesüblichen culinarischen Genüsse auf eigene Faust fort, die Anderen ergeben sich Belustigungen nach nationalem Geschmack: dem einfachen Steinewerfen oder dem Boggiaspielen, oder ausnahmsweise dem Scheibenschiessen.

Von jener Anzahl Feiertage abgesehen, welche bei den dem griechisch-orientalischen Ritus angehörigen Montenegrinern zu Recht bestehen und für mehr als die Hälfte des Jahres den Müssiggang autorisiren, hat man in Cetinje glücklicherweise

„Auf einer Reise", so bemerkte der Vortragende, „die ich im Herbst 1862 von Erivan aus über Tawris nach Ourmia, hauptsächlich in der Absicht unternahm, um die geologische Altersstellung der posteocänen tertiären Ablagerungen des aderbidianischen Hochlandes näher kennen zu lernen, wendete ich mich nach einem eintägigen Aufenthalte auf der centralen, reich gegliederten Inselgruppe des Ourmia-Sees nach dem 14 Kilometer von der Hauptinsel entfernten Orte desselben Namens, um von dort über Salmas und Khoi nach Erivan zurückzukehren."

„Von der dem Westufer des Sees am meisten genäherten Insel Isbir, wo lichtgelbe Clypeasterkalke aus der beinahe concentrirten Salzfluth emporragende Bellerophon- und Fusulinenkalke überlagern, am Ufer des Festlandes gelandet, ist das Defilé niedriger Hügelzüge der Besobdaghi, aus Conglomeraten ryolithischer Quarztrachyte zusammengesetzt, zu durchschreiten, um das jenseits liegende Dorf Gormachana zu erreichen. Hier öffnet sich die freie Aussicht auf die flache, goldartige Culturebene von Ourmia, im Westen von den Vorbergen entfernterer meridianer Gebirgszüge begrenzt, gegen Süden der weiter fortsetzènden flachen Uferzone sich unmittelbar anschliessend. Ein mässig hoher, felsiger Hügel, Baschikkala, von gleicher Natur mit den Besobdaghi-Hügeln, erhebt sich auf dem mittleren Raume der Ourmia-Ebene inselartig. Ein bei weitem kleinerer Hügel, Toprach dag genannt, der in einiger Entfernung, mehr landeinwärts, aus der Gartenumgebung des Dorfes Digala emporragt, leitete vermöge seiner abgerundeten Kegelform die Vorstellung gleichfalls auf vulcanischen Ursprung."

„In Folge späterer Forschung nach der Herkunft eines ausgezeichnet reinen grosskrystallinischen Salpeters auf dem Bazar von Ourmia, erfuhr ich, dass dieses Salzproduct auf einer dem Militärressort untergebenen Salpetersiederei in Ourmia selbst, und zwar aus einer im Toprach dag bei Digala gegrabenen Erde gewonnen wird. Die Salpeterfabrik sofort in Augenschein nehmend, erhielt ich durch einen dieselbe dirigirenden persischen Artillerie-Officier die Bestätigung des in Erfahrung Gebrachten, und hatte daselbst Gelegenheit, mich von der Reichhaltigkeit jener Erde an fertigem reinen Salpeter zu überzeugen, die den Hauptbestandtheil des Bergkörpers des Toprach dag ausmacht. Zugleich erfuhr ich, dass jene Erde schon seit unbekannter Zeit von den Einwohnern des Dorfes Digala zum Zweck einer kräftigen Düngung ihrer Gras-, Obst- und Gemüsegärten gegraben und benützt, ja bis zu dem 5 Kilometer entfernten Ourmia für denselben Zweck verführt wird."

„Der näheren Untersuchung des Ortes dieser Gewinnung mich zuwendend, fand ich den von Gärten eng umschlossenen, zum grösseren Theile mit dichtem Graswuchs bekleideten Berg von flach terrassenförmiger Grundanlage und zur Höhe von 70—80′ Fuss auf einer Basis ansteigend, deren Umfang mir innerhalb $^1/_2$—$^3/_5$ Kilometer zu liegen schien."

„An allen Abhangseiten, wo der freie Zutritt durch die Nähe wohlgehegter Gärten nicht erschwert erschien, zeigten sich vom Fusse des Hügels an beginnende Terrainabstiche neben einer Vielzahl von Oeffnungen stollenartiger Weitungen behufs eines regellosen Abbaues, dessen Verfolg eine labyrinthische Durchwühlung des Berginnern bereits bewirkt hatte. Die Wandungen hoher, tunnelartig ausgeweiteter Strecken zeigten ein gemischtes trockenes, mehr oder minder körniges, aber sehr mürbes Erdreich von dunkelbräunlicher und bräunlichgrauer Färbung mit allen Zeichen unregelmässig horizontaler Aufschüttung. Durch eine auffallend heterogene, substantielle Beschaffenheit unterschieden sich, keineswegs immer in derselben Ebene liegende, kurze und wenig hohe, an beiden Enden sich bis zum Verschwinden auskeilende Zwischenlager von einer gewissermassen als Grund- und Hauptmasse des Berges anzusprechenden Erde von meistens umbrabrauner Farbe. In der Textur dieser Zwischenlager war eine schichtenweise Vermischung von deutlicher Knochenasche mit grösseren und kleineren Knochenfragmenten gemengt, und von eingeäscherten Halm- und Strohresten erkennbar, welche durch mitvorhandene, mitunter mehrere Linien dicke Lager von verkohlten Körnern, unverkennbar auf Weizen oder Gerste zurückzuführen waren."

„Auch fehlten die Scherben irdener gebrannter Gefässe in diesen Zwischenlagern nicht, wie sie auch in Fragmenten der verschiedensten Grösse in dem allgemeinen Grundterrain des Berges sich verbreitet zeigten. Musste sich aus den angegebenen Umständen allein schon der Schluss ergeben, dass der Hügel von Digala nur als ein Leichenverbrennungs- und Bestattungsplatz der alten Iranbewohner zu deuten sei, so fand diese Vorstellung ihre völlige Bekräftigung durch die weiteren Wahrnehmungen an diesem interessanten Orte."

„Durch eine tunnelartige Oeffnung von mehr als Manneshöhe war das Eindringen bis nahe in die Mitte des Hügels gestattet, und hier endete dieselbe in dem Inneren einer mit gewisser Regelmässigkeit ausgearbeiteten cylinderförmigen, nach der Höhe sich verjüngenden Weitung, die sich am besten mit dem inneren Raume eines grossen Eisenhochofens vergleichen liess."

„In 4—5 Reihen zeigten sich, umlaufend an der Innenwand, in Abständen von mehreren Fussen übereinander von unten nach oben etagenförmig angebrachte Consolen oder Repositorien aus Plattensandsteinen des eocänen Terrains von etwa anderthalb Fuss Breite."

„Es bedurfte hier noch der Wahrnehmung einer rostbraunen, gefritteten Beschaffenheit der Sandsteinplatten, um mit der Betrachtung dieses seltsamen wohl 30—40 Fuss hohen, schlottartig zugespitzten Raumes, unter Voraussetzung einer einst vorhanden gewesenen oberen Oeffnung, die Vorstellung von einem wirklichen Leichenverbrennungsofen zu gewinnen. Die Anlage desselben muss natürlich in eine Zeit gefallen sein, als die Aufschüttung des Toprach dag-Hügels, nahe bis zu seiner jetzigen Höhe, bereits Thatsache gewesen. Diese Vorstellung von dem wahren Zwecke,

der Hochofenartigen Vorrichtung, ist so schlagend begründet, dass die allgemeine Meinung der anwohnenden Bevölkerung dieselbe vertritt."

„Zu weitergehenden Betrachtungen über die ethnische Bedeutung des Toprach dag-Hügels fordert unter andern auch die Wahrnehmung auf, dass sich an den Steilwänden umfangreicher Abstiche der Bergmasse die Durchschnitte grosser topfförmiger Gefässe und aus Sandsteinplatten kastenartig zusammengesetzter Behälter, die ersten in meist verticaler, diese in mehr horizontaler Lage der Bergmasse eingesenkt zeigen. Der erdige, mit Knochen- und Schädelfragmenten gemengte Inhalt dieser Behälter bei Abwesenheit von kohligen Verbrennungsproducten scheint dafür zu sprechen, dass an diesem Orte auch Beisetzungen ohne Leichenverbrennung stattgefunden haben. Eine solche Meinung findet ihre Unterstützung auch darin, dass der Calcinirung nicht unterworfen gewesene Knochenfragmente in der Bergmasse zerstreut häufig sind, wie es denn auch nur bedingungweise verständlich wäre, dass mit Stickstoffverbindungen erfüllte Erdmassen von solcher Mächtigkeit sich da hätten anhäufen sollen, wo keine andere Bestattungsweise, als die durch Calcination der Gebeine mit zur Anwendung kam."

„Aus der Unterhaltung mit den Mitgliedern der amerikanischen Mission in Ourmia über den Bestattungshügel von Digala und die durch denselben bedingten, in die Gegenwart eingreifenden technischen und culturhistorischen Verhältnisse entnahm ich, dass der Salpetererzeugung fähige Hügel und Oertlichkeiten, von bewohnten Orten mehr oder minder entfernt, in Aderbidjan keineswegs zu den Seltenheiten gehören, und dass dergleichen Erden namentlich auf dem Wege von Ourmia nach Teheran anzutreffen seien, die von der persischen Militärverwaltung zur Deckung der Salpeterbedürfnisse für Pulverbereitung, wie die vom Toprach dag bei Digala, periodisch benutzt würden."

Durch das Vorstehende vermehrt sich die Wahrscheinlichkeit, dass einem Theile der auf dem persischen Plateau von Hrn. Tietze beobachteten kegelförmigen Hügel eine analoge Entstehungsweise, wie die angegebene, durch Leichenverbrennung zugeschrieben werden darf.

Nach den Ausführungen des Herrn Tietze ist noch beizufügen, dass die Entstehung wenigstens eines Theiles dieser Hügel auf eine Periode zurückzuführen sein wird, welche der Zeit der Gebern in Persien vorausging. Die alten Gebern setzten ihre Todten den Vögeln des Himmels zum Frasse aus und thun dies noch heute, da es noch Reste derselben in Persien gibt. Diese eigenthümliche Sitte erklärt manche sonderbare Erscheinungen in alten Grabfeldern des Orientes, worüber in diesen Blättern (Band VI. Seite 153) eingehende Mittheilungen gemacht wurden. **Dr. Much.**

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Dr. **M. Much**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich.**

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

VII. Band. Ausgegeben den 11. September 1877. Nr. 7 u. 8.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt: Ueber die Schädelknochen des Rindes aus dem Pfahlbau des Laibacher Moores. (Mit Tafel I—III.) Von **Prof. Dr. M. Wilckens.** — Die Forschungen der kaiserlichen archäologischen Commission zu St. Petersburg. II. Von **Joh. Haweika** in Moskau. — Ueber die Steinfiguren (Kamene babe) auf den Tumulis des südlichen Russland. Von **Dr. M. Much.** — Notizen über das Feilen der Zähne bei den Völkern des ostindischen Archipels. Von **A. B. Meyer.** — Literaturberichte: 1. Franz Ferk, Ueber Druidismus in Noricum. Von **Dr. Weiss.** — 2. Dr. Fligier, Zur prähistorischen Ethnologie Italiens. Von **Dr. M. Much.** — Berichtigung. — Vereins-Mittheilung.

Ueber die Schädelknochen des Rindes aus dem Pfahlbau des Laibacher Moores.

Von
Prof. Dr. M. Wilckens
in Wien.

(Mit Tafel I—III.)

Von allen in Europa bis jetzt aufgedeckten Pfahlbauten, ist der des Laibacher Moores am reichsten an Schädelresten der Gattung Rind. Von wilden Formen findet sich der Ur (bos primigenius), doch nur in geringster Zahl, weit zahlreicher ist der Wisent (bison priscus) vertreten, und in grösster Zahl finden wir die Formen des zahmen Rindes. Halten wir uns bezüglich dieser an die bisher übliche Rasseneintheilung, nämlich an die drei von Rütimeyer aufgestellten typischen Formen: bos taurus primigenius, bos taurus frontosus und bos taurus brachyceros, so finden wir die beiden letztgenannten Formen durch Oberhaupt- und Unterkieferstücke in mehreren Stücken vertreten; dagegen ist es mir nicht gelungen unter den bisher mir vorgelegenen Schädelstücken die Primigenius-Rasse festzustellen. Ausser den drei von Rütimeyer aufgestellten typischen Rasseformen aber finde ich unter den Schädelknochen des Laibacher Moores in grösserer Zahl noch eine vierte Form, die ich zunächst in Betracht ziehen werde.

Vor etwa zwei Jahren sah ich mich veranlasst durch meine Studien von lebenden Formen des Osttiroler Alpenrindes,

wie es in reinster Form im Duxerthale auftritt, jenen drei Typen von Rütimeyer noch einen vierten zuzufügen. Ich nannte dieses, gegenwärtig durch das Osttiroler Alpenvieh vertretene Rind: Das kurzköpfige Rind, bos taurus brachycephalus. Da Rütimeyer das Osttiroler Alpenvieh, und selbst eine diesem in ihren Formen sehr ähnliche Rasse im Eringerthale des Cantons Wallis nicht bekannt war, so erklärt sich wohl daraus, dass er sich mit der Aufstellung jener drei Typen begnügte, und dass ihm vielleicht der von mir bestimmte vierte Typus (bos taurus brachycephalus) unter den ihm zugänglichen Pfahlbauknochen bisher entgangen ist. Ich sage „vielleicht", weil ich nicht bestimmt weiss, ob frühere Pfahlbaufunde Knochen des kurzköpfigen Rindes enthalten. Als ich selbst die Schädelknochen des Schweizer Pfahlbaurindes studirte, ist mir keine dem kurzköpfigen Rinde ähnliche Form aufgefallen, aber damals waren mir die Formen des Osttiroler Rindes auch noch nicht so bekannt wie gegenwärtig. Die landwirthschaftlichen Schriftsteller, welche die Formen des Osttiroler Rindes beschrieben haben, begnügten sich damit, dasselbe dem Rütimeyer'schen Frontosus-Typus unterzuordnen. Das dem Osttiroler Rinde nächst verwandte Rind des Walliser Eringerthales ist bisher durch die Literatur nicht bekannt geworden. Ich war der Erste, der an diesem Rinde in seiner Heimat genaue Messungen vornahm und die erste Beschreibung seiner Körperformen veröffentlichte. Ebenso wurde von mir zuerst eine eingehendere Beschreibung, gestützt auf Messungen, von dem Osttiroler Rinde der Oeffentlichkeit übergeben; auch habe ich vor zwei Jahren, auf der Naturforscher-Versammlung in Graz, über die Formen des kurzköpfigen Rindes einen Vortrag gehalten, der diesen Gegenstand auch den Fachgenossen näher brachte.

Trotzdem hat sich seither der von mir aufgestellte Brachycephalus-Typus in der zoologischen Literatur noch keiner ausdrücklichen Anerkennung zu erfreuen gehabt, was wohl daher kommt, dass prähistorische Funde von demselben nicht aufzuweisen waren.

Ich bin jetzt in der glücklichen Lage: das kurzköpfige Rind, beziehungsweise den Brachycephalus-Typus, auch an mehreren Knochen des Laibacher Pfahlbaues nachweisen zu können.

Das vollständigste bisher gefundene Schädelstück, ein bis zu den Augenhöhlen erhaltenes Stirnbein mit beiden Hornwurzeln, im Zusammenhange mit einem fast vollständigen Hinterhauptbeine, ist Taf. I. Fig. 1 und 2 abgebildet. Das Stück zeigt die Form eines kurzköpfigen Stieres. Zum Vergleiche habe ich in (Fig. 3 und 4) die vordere und die hintere Ansicht eines zweijährigen Osttiroler (Duxer) Stierschädels beigefügt. Ferner ist in Fig. 5 ein rechtes Stirnstück mit Horn, in Fig. 6 ein rechtes Hinterhauptstück mit Horn abgebildet, welche ebenfalls der Brachycephalus-Rasse angehören.

Das Bezeichnende für die Brachycephalus-Form am Oberhaupte, so weit es an vorliegenden Pfahlbauresten ersichtlich ist, ist die Breite des Stirnbeines über den Augenhöhlen und die Länge der Hornstiele; am Hinterhaupte ist es die starke Verengerung unter den Hornstielen (an dem Schläfeneinschnitte des Scheitelbeines) und die grosse Ausdehnung des Hinterhauptes von einem Ohrhöcker (der am weitesten nach hinten gelegenen Ursprungsstelle des Jochbogens) zum andern, wodurch sich das kurzköpfige Rind vor allen anderen auszeichnet. Die bezeichnete engste und breiteste Stelle der Hinterhauptfläche unterscheide ich als kleine und grosse Queraxe des Hinterhauptes; an dem Laibacher Pfahlbauschädel in Fig. 2 verhält sich jene zu dieser wie 100 : 153, an dem Duxer Stierschädel in Fig. 4 wie 100 : 152. Bei den Stierschädeln der übrigen Rinderrassen ist das Verhältniss der kleinen zur grossen Queraxe des Hinterhauptes kleiner. Dagegen ist dieses Verhältniss grösser bei allen Kühen; unter diesen aber haben wiederum die jetzt lebenden Kühe der kurzköpfigen Rasse das grösste Verhältniss zwischen kleiner und grosser Queraxe des Hinterhauptes. Bei vier Musterschädeln meiner Sammlung ist dieses Verhältniss bei einer Duxer Kuh (Brachycephalus-Rasse) wie 100 : 168·2, bei einer Appenzeller Kuh (Brachyceros-Rasse) wie 100 : 161·8, bei einer Holländer Kuh (Primigenius-Rasse) wie 100 : 159·7, bei einer Berner Kuh (Frontosus-Rasse) wie 100 : 152·4. Noch kleiner ist dieses Verhältniss bei einer wilden Urkuh (aus der Sammlung der hiesigen geologischen Reichsanstalt), nämlich wie 100 : 139.

Das Verhältniss der kleinen Queraxe der Stirn (unterwärts, beziehungsweise vorwärts der Hornwurzeln) zur grossen

Queraxe derselben (quer über den Augenhöhlen, von einer Stirn-Wangenbein-Verbindung zur anderen) ist ebenfalls das grösste, sowohl bei Stieren wie bei Kühen der Brachycephalus-Rasse. Bei dem Schädel eines etwa dreijährigen [1]) Brachycephalus-Stieres meiner Sammlung, ist dieses Verhältniss wie 100 : 133, bei einem Stiere der Primigenius-Rasse wie 100 : 124·5, bei einem Stiere der Brachyceros-Rasse wie 100 : 121·9 und bei einem Stiere der Frontosus-Rasse wie 100 : 119. An dem Schädel des Laibacher Pfahlbaustieres in Fig. 1 und 2, den ich der Brachycephalus-Rasse zurechne, ist das Verhältniss zwischen kleiner und grosser Queraxe des Stirnbeines wie 100 : 125; es ist aber die breiteste Stelle am Stirnbeine nicht erhalten, so dass also die grosse Queraxe des Stirnbeines noch breiter war und das bezügliche Verhältniss sich dem des heutigen Brachycephalus-Stieres am meisten näherte. Auch bei den Kühen der Brachycephalus-Rasse ist jenes Verhältniss grösser als bei den übrigen Rassen; bei einer Duxer Kuh meiner Sammlung ist es wie 100 : 139·4, bei einer Holländer Kuh 100 : 124, bei einer Appenzeller Kuh 100 : 128, bei einer Berner Kuh 100 : 118·5.

Am Oberkiefer des kurzköpfigen Rindes haben wir zwei Rassekennzeichen, die es in auffallender Weise von den übrigen Rassen unterscheiden, nämlich: die Lage des Wangenhöckers (der vorderen Anschwellung der Wangenleiste des Oberkiefers) und das Verhältniss der Länge der Backenzahnreihe [2]) zur Breite des Gaumens zwischen den Backzähnen (molares) und den Vorbackzähnen (praemolares), am äusseren Zahnfachrande gemessen.

Der Wangenhöcker (tuber maxillare) liegt bei dem Brachycephalus-Rinde über dem ersten (vordersten) Molarzahne, bei den übrigen Rassen aber liegt er über dem ersten (hintersten) Prämolarzahne. Auch dieses Rassekennzeichen trifft zu an einer wohlerhaltenen linken Oberkieferhälfte eines weiblichen Pfahlbaurindes aus dem Laibacher Moore.

---

[1]) Der in Fig. 3 abgebildete Schädel eines Duxer Stieres ist erst zweijährig, zu welcher Zeit das Verhältniss zwischen kleiner und grosser Queraxe des Stirnbeines noch enger ist.

[2]) Unter „Backenzähnen" verstehe ich die Molaren und Praemolaren zusammengenommen; unter „Backzähnen" nur die Molaren.

Die bezeichnete Gaumenbreite ist beim Brachycephalus-Rinde grösser als die Länge der Backenzahnreihe; während dieses Verhältniss bei den übrigen Rassen umgekehrt ist. Setzen wir die Länge der Backenzahnreihe = 100, dann verhält sich diese Länge zu jener Gaumenbreite, bei einer Brachycephalus-(Duxer) Kuh meiner Sammlung wie 100 : 114, bei den Kühen der anderen Rassen aber übereinstimmend wie 100 : 96; bei einer wilden Urkuh (in der Sammlung der hiesigen geologischen Reichsanstalt) wie 100 : 99. Bei einer linken Oberkieferhälfte eines weiblichen Pfahlbaurindes aus dem Laibacher Moore, die auf Taf. II. Fig. 7 abgebildet ist, ist das Verhältniss der Länge der Backenzahnreihe zur bezeichneten Gaumenbreite wie 100 : 102; da aber in der Mittellinie etwas vom Gaumen fehlt, so ist die Gaumenbreite noch grösser gewesen und sie nähert sich bezüglich jenes Verhältnisses am meisten der Brachycephalus-Kuh.

Zu den häufigsten Knochenstücken in den Pfahlbauresten gehören die Unterkiefer. Auch diese bieten einige wichtige Rassekennzeichen dar, die hauptsächlich beruhen in dem Verhältniss des hinteren zahnfreien Theiles zum mittleren Theile, welcher die Backenzähne trägt, und zum vorderen Theile, dem die zahnfreie „Lade" und am vorderen Umfange die Schneidezähne angehören.

Jenes Verhältniss (die Länge des hinteren zahnfreien Theiles = 100 gesetzt) ist

bei der Brachycephalus-Rasse . . . . . wie 100 : 119 : 96,
bei der Brachyceros-Rasse . . . . . wie 100 : 140 : 117,
bei der Frontosus-Rasse . . . . . wie 100 : 138 : 119,
bei der Primigenius-Rasse . . . . . wie 100 : 136 : 126.

Die Brachycephalus-Rasse hat also die kürzeste Backenzahnreihe im Unterkiefer, und dasselbe ist der Fall bei dem in Fig. 8 abgebildeten Unterkiefer einer Laibacher Pfahlbaukuh; jenes Verhältniss ist hier: $ed : dc : cb = 100 : 109 : 80$. Die letzte Zahl ist nicht ganz richtig, weil die vordere Spitze des Unterkiefers abgebrochen ist, das Verhältniss vom Hintertheil zum Mitteltheil aber nähert sich am meisten dem Verhältnisse bei der heutigen Brachycephalus-Rasse. Zum Vergleiche ist in Fig. 9 der Unterkiefer einer dieser Rasse angehörigen Duxer Kuh abgebildet (mit den oben angegebenen Verhältnisszahlen), und in Fig. 10 der Unterkiefer einer Laibacher Pfahlbaukuh, die ich der Frontosus-Rasse zurechne. Bei derselben ist

jenes Verhältniss wie 100 : 139 : 114; vom Vordertheile ist ungefähr ebensoviel abgebrochen wie bei dem Unterkiefer in Fig. 8, aber davon abgesehen, ergibt sich doch ein grosser Unterschied in dem Verhältniss vom Hintertheil zum Mitteltheil, wodurch sich der Unterkiefer in Fig. 10 der Frontosus-Rasse anreiht.

Die Form der Backenzähne, namentlich der Molaren, ist bei der Brachycephalus-Rasse mehr quadratisch als bei den übrigen Rassen und auch dieses Kennzeichen trifft bei den Pfahlbau-Kieferstücken zu, die ich aus den vorerwähnten Verhältnissen als der Brachycephalus-Rasse zugehörig erkenne.

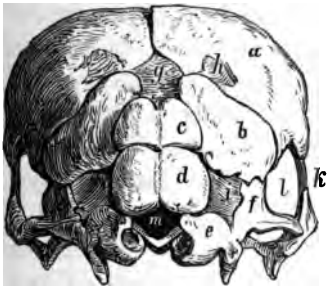
Alle Maassverhältnisse also, welche sich an den mir vorliegenden Pfahlbau-Schädelresten aus dem Laibacher Moore erkennen lassen, weisen ganz entschieden darauf hin, dass wir es mit Formen zu thun haben, welche dem heutigen kurzköpfigen Rinde der Osttiroler Alpen (Duxer-Zillerthaler Rasse) eigenthümlich sind und die ich als Brachycephalus-Typus bezeichnet habe.

Das seltene Vorkommen des wilden Ur in den Laibacher Pfahlbauresten und die Häufigkeit des Wisent neben dem Brachycephalus-Rinde, sowie die unverkennbare Formähnlichkeit in dem Schädel von Wisent und Brachycephalus-Rind, lässt einen genetischen Zusammenhang zwischen diesen beiden Formen vermuthen. Die Formen-Verschiedenheit zwischen dem wilden Ur und dem Brachycephalus-Rinde ist so gross, namentlich die Breiten- und Längenverhältnisse des Schädels sind so verschiedenartig, dass an einer Abstammung des Brachycephalus-Rindes vom Ur nicht zu denken ist; wohl aber sprechen mehrere Anhaltspunkte für die Abstammung jenes Rindes vom Wisent, und zwar von der kleineren Form desselben, welche dem heutigen Bison americanus entspricht.

Die grösste Verschiedenheit zwischen Rind und Bison besteht in der Verbindung der Stirngegend mit der Hinterhauptgegend. Beim erwachsenen Rinde verbindet sich der Hinterrand des Stirnbeines im scharfen Winkel mit der nach abwärts und etwas nach vorwärts geneigten Hinterhauptfläche, d. h. die Stirnfläche knickt plötzlich ab in die Hinterhauptfläche. Beim Bison aber geht die Stirnfläche in flacher Wölbung auf die Hinterhauptfläche über, oder richtiger: Stirngegend und Hinterhauptgegend werden durch eine schmale Scheitel-

beingegend vermittelt, welche dem erwachsenen Rinde an der bezeichneten Stelle gänzlich fehlt. Diese grosse Verschiedenheit in der Form der allen übrigen höheren Säugethieren zukommenden Scheitelgegend, tritt erst beim erwachsenen Rinde auf, während der Embryo und die jugendlichen Formen des Rindes dieselbe Schädelform (an der Verbindung von Stirnbein, Scheitelbein, Zwischenscheitelbein und Hinterhauptschuppe) haben wie der erwachsene Bison. Ein Blick auf die untenstehenden Holzschnitte, Fig. 1 von einem 111tägigen, Fig. 2 von einem

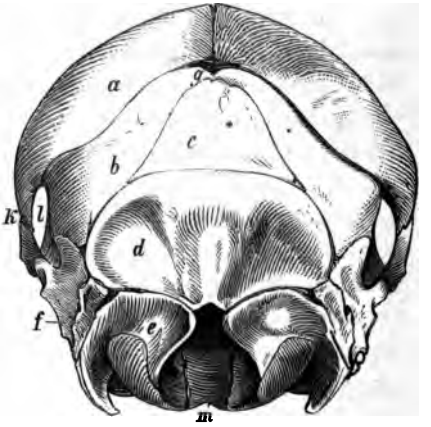
Fig. 1.



Hinterhauptgegend eines 111-tägigen Rindembryos. Nat. Gr.

a Stirnbein,
b Scheitelbein,
c Zwischenscheitelbein,
d Hinterhauptschuppe,
e Hinterhaupt-Seitentheil,
f Schläfenbeinschuppe,

Fig. 2.



Hinterhauptgegend eines 7½monatlichen Rindembryos, Angeler Schlages. ⅔ Nat. Gr.

g Scheitelfontanelle,
h unverknöcherte Stelle des Stirnbeines.
i Hinterhauptfontanelle,
k hinterer Augenhöhlenbogen,
l Oberschläfengrube,
m Hinterhauptloch.

7½monatlichen Rindembryo der Primigenius-Rasse, wird diese Entwicklungsverhältnisse des Rinderschädels bestätigen.

Wir können die Schädelform des Bisons daher ansehen: als eine auf dem jugendlichen Entwicklungszustande des Rindes stehen gebliebene Form. Diese Beziehung wird uns klar, wenn wir auf Taf. II und III den Schädel eines amerikanischen Bisons in Fig. 11 und 12 vergleichen mit dem Schädel eines neugeborenen Kalbes in Fig. 13 und 14. Die dem Bison eigenthümliche Stellung der Hörner, deren Queraxe (am Hinterrande des Horn-

stieles gemessen) vor dem Hinterrande des Stirnbeines verläuft, kommt auch dem jungen Rinde zu (Fig. 13), obgleich sich hier nur die Hornstiele als Stirnhöcker erkennen lassen. Die bezeichnete Queraxe der Hörner aber verläuft beim erwachsenen Rinde am Hinterrande des Stirnbeines oder hinter demselben.

Nachdem wir also diese, durch verschiedenartige Entwicklungszustände bedingte grösste Verschiedenheit zwischen den Schädeln von Bison und Rind beseitigt haben, so wollen wir nunmehr die Aehnlichkeit zwischen den Schädeln von Bison americanus und von Bos taurus brachycephalus in Betracht ziehen.

In dem Verhältniss der kleinen zur grossen Queraxe des Hinterhauptes kommt die Brachycephalus-Rasse vor allen anderen Rinderrassen dem Bison am nächsten. Dieses Verhältniss ist bei einer Duxer Kuh meiner Sammlung wie 100 : 168, bei einem Schädel von Bison americanus des hiesigen k. k. Hofcabinetes wie 100 : 182, dagegen bei dem Urkuh-Schädel der hiesigen k. k. geologischen Reichsanstalt wie 100 : 139. Das Verhältniss der Länge der Backenzahnreihe im Oberkiefer zur Gaumenbreite zwischen erstem Backzahn und erstem Vorbackzahn, ist bei der Duxer Kuh wie 100 : 114, bei dem Brachycephalus-Oberkiefer aus den Laibacher Pfahlbau (Fig. 7) wie 100 : 102, bei Bison americanus wie 100 : 109. Bei allen übrigen Rinderrassen aber und bei jener Urkuh ist die Backenzahnreihe im Oberkiefer länger als die Gaumenbreite.

Das Verhältniss des hinteren zahnfreien Theiles im Unterkiefer zum mittleren, die Backenzähne tragenden Theile, ist bei der Duxer Kuh (Fig. 9) wie 100 : 119, bei dem Brachycephalus-Unterkiefer aus dem Laibacher Pfahlbau (Fig. 8) wie 100 : 109, bei einem Unterkiefer von Bison americanus (in Fig. 15 abgebildet) wie 100 : 126. Aber mehr noch als aus diesen Maassverhältnissen ergibt sich die Aehnlichkeit von Brachycephalus-Rind und Bison americanus aus der fast gleichmässigen Aufwärtskrümmung des Zahnfachastes (horizontalen Astes) des Unterkiefers, was sich am besten ersehen lässt aus den in Fig. 9 und in Fig. 15 in gleichen Abständen gezogenen Ordinaten *g* und *h*, welche fast die gleichen Knochentheile der beiden in Betracht gezogenen Unterkiefer treffen. Die Höhe des horizontalen Unterkieferastes hinter dem letzten Backzahne ist bei Bison americanus noch etwas grösser als bei dem

heutigen Brachycephalus-Rinde. Dagegen ist diese Höhe bei Bison priscus (Fig. 16) aus dem Laibacher Pfahlbau kleiner, und überhaupt sind alle Bisonknochen von daher durch Grösse kaum ausgezeichnet, sondern nur durch einige besondere Kennzeichen des Bisons und durch die den wilden Thieren eigenthümliche Architektur der Knochen.

Der Schädel bietet also mehrere Anhaltspunkte dar, für eine nahe Formenverwandtschaft zwischen Bison und Brachycephalus-Rind. Einen genetischen Zusammenhang zwischen diesen beiden Rinderarten halte ich mindestens nicht für unwahrscheinlich. Dass der Bison in früher historischer Zeit gerade in den Centralalpengebieten, zu welchen Tirol und Salzburg gehören, sehr verbreitet war, dürfte uns vielleicht wohl der Name „Pinzgau" verrathen, der so viel bedeutet als „Bisongau" [1]). Im heutigen Pinzgau des Kronlandes Salzburg wohnten nach v. Hormaier (Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol I. S. 37) schon zur Zeit des cimbrischen Krieges die Abisontier oder Bisontier, und sie nährten sich von Jagd und Viehzucht. Die Namen: Wiesendorf, Piesendorf, Wiesenthal sind in Oesterreich und Deutschland sehr verbreitet in Gegenden, wo wahrscheinlich niemals Wiesen existirt haben, weil sie nach den Lageverhältnissen des Bodens niemals existiren konnten. Diese Namen haben aber auch keine Beziehungen zur Wiese, sondern das Wort „Wiese" in jener Zusammensetzung ist eine Abkürzung von „Wisent". Jene Ortsnamen weisen also auf das Vorkommen von Wisenten hin.

Die Verbreitung des kurzköpfigen Rindes im historischen Alterthume und im Mittelalter ist grösser als man bisher angenommen hat, oder annehmen konnte, weil jene so ausgezeichnete Rasseform bis vor Kurzem nahezu unbekannt war.

Eine sehr alte Sculptur des kurzköpfigen Rindes dürfte wohl auch der in Nr. 6, Seite 125 dieser „Mittheilungen" beschriebene „Bronze-Stier" aus der Býčískála-Höhle sein, und Herr Dr. Heinr. Wankel befindet sich entschieden im Irrthum, wenn er diesen Stier der Brachyceros-Rasse zurechnet. Die

[1]) Das Wort Pinzgau dürfte umgewandelt sein aus Bisontium, Bisancio, Pisoncia. Ueber den Namen Pinzgau enthält das Salzburger Intelligenzblatt vom 6. Juni 1807, Seite 357, einen kleinen interessanten Artikel, auf den ich von Herrn Prof. F. Kaltenegger in Brixen aufmerksam gemacht worden bin.

Kopfform desselben ist dieser Rasse so unähnlich wie möglich. Wenn jener Stier irgend einer typischen Rasse angehört, so kann es nur die Brachycephalus-Rasse sein. Der kurze, über den Augenhöhlen ungewöhnlich breite Kopf, die langen Hornstiele und die eigenthümliche Krümmung der Hörner findet sich nur bei der Brachycephalus-Rasse.

Auf den Thierbildern mittelalterlicher Maler sind kurzköpfige Rinder sehr zahlreich vertreten, und diese Kopfform zieht sich auf Thierbildern bis in die neuere Zeit hinein. Unter den Radirungen der hiesigen k. k. Akademie der bildenden Künste, befinden sich einige sehr merkwürdige Thierbilder mit kurzköpfigen Rindern, die auch in ihrer äusseren Körperform unverkennbare Aehnlichkeit haben mit dem Bison. Und solche kurzköpfigen Rinder kommen auf jenen Bildern vor neben langköpfigen, welche der Primigenius-Rasse angehören. So fand ich unter den Radirungen von C. Dujardin, einem holländischen Maler, der von 1635—1678 lebte (auf der in jener Sammlung mit B 24 bezeichneten Radirung) einen Ochsen, der seinen Hals an einen Pfahl reibt, mit einer kurzen Mähne und dem schmalen kurzen Hintertheile des Bisons; auch der andere Ochse auf demselben Bilde, der sein Hintertheil dem Beschauer zukehrt, zeigt an demselben ganz die Bisonform. Paul Potter, der von 1625—1654 lebte, hat neben ausgesprochenen Primigenius-Rindern auch kurzköpfige gemalt, mit Mähne (welche bei der Primigenius-Rasse niemals vorkommt) und schmalem kurzen Hintertheile, wie sie den Bisons zukommen. Auf dem Titelblatte der „Études d'animaux" dessinées par H. Roos 1799 kommt ein liegender Stier vor, dessen nach rechts gewendeter Kopf eine lang behaarte Stirn und eine stark gewölbte Nase trägt; die Hörner stehen nach hinten und seitwärts, mit den Spitzen etwas vorwärts; auch diese Form hat unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Bison. Bei Loutherbourg, einem ausgezeichneten Thiermaler, der sich durch Naturtreue auszeichnet und von 1728—1812 lebte, finden wir neben langköpfigen Rindern mit Primigenius-Form auch kurzköpfige, mit Brachycephalus-Form und Bison-Aehnlichkeit. Selbst noch Friedrich Gauermann hat solche Rinder gemalt, z. B. auf dem Bilde Nr. 2998 der diesjährigen historischen Kunst-Ausstellung der hiesigen k. k. Akademie der bildenden Künste. Ferner auf mehreren Bildern von den Dallingern, von Peter Krafft, von Johann Josef

Schindler u. A. kommen kurzköpfige Rinder neben anderen vor. Kurz, jeder bedeutende Thiermaler des Mittelalters und der neueren Zeit hat kurzköpfige Rinder mit Bison ähnlichen Formen gemalt, und es ist wohl anzunehmen, dass diese sich so oft wiederholenden Formen nicht Phantasiegebilde sind.

Wenn ich gegenwärtig auch noch nicht in der Lage bin vollgültige Beweise geben zu können für die Abstammung des Brachycephalus-Rindes vom Bison, so glaube ich doch dem genetischen Zusammenhange dieser beiden Rinderformen näher gerückt zu sein. Mindestens glaube ich die Ansicht erschüttert zu haben, dass alle zahmen Rinder von dem wilden Ur (bos primigenius) abstammen. Unter den vielen Hunderten von Rinder-Schädelstücken aus dem Laibacher Moore sind, einschliesslich der Unterkiefer, meines Wissens, kaum zehn Stück vom Ur gefunden, und auch darunter ist noch manches zweifelhafte. Meine kleine Sammlung, welche ich der Güte des Herrn Dr. Deschmann in Laibach verdanke, enthält mindestens vierzig unzweifelhafte Bison-Schädelstücke und fast ebensoviel Schädelstücke des kurzköpfigen Rindes. Wenige Stücke nur besitze ich von der sogenannten Torfkuh, welche der Brachyceros-Rasse angehört, mehrere von der Frontosus-Rasse, und keines, wenigstens kein unzweifelhaftes von der Primigenius-Rasse. Die Hauptvertreter der Gattung Rind im Laibacher Pfahlbau sind also Bison priscus und Bos taurus brachycephalus.

Die Zeichnungen sind mit dem Lucä'schen Diopter aufgenommen, aber nicht alle im gleichen Massstabe verkleinert.

Die Forschungen der kaiserlichen archäologischen Commission zu St. Petersburg.

Von

Joh. Hawelka

in Moskau.

II.

Die Ausgrabungen im Distrikt von Jekaterinoslav.

Die Frage über die ursprünglichen Sitze der Skythen, welche Herodot in seiner berühmten Σκυθική in das südliche Russland versetzt, wurde schon längst sowohl von russischen,

wie von anderen Gelehrten einer eingehenden Behandlung unterzogen. Wiewohl man aber mit dem ganzen gelehrten Apparat ans Werk ging, so blieb doch Manches in Herodot's Erzählung unklar; an vielen Stellen zeigten sich Widersprüche, welche, wie es schien, nach den vorhandenen schriftlichen Zeugnissen einer glücklichen Lösung kaum entgegengeführt werden konnten.

An das Auffinden anderer Denkmäler aber, z. B. Baudenkmäler, war nicht zu denken. Die Skythen, ein Nomadenvolk, welches Städte zu bewohnen wenig liebte, bauten weder für ihre Götter der Zeit trotzende Tempel, noch für ihre Könige Paläste. Dazu sind die Plätze, welche sie inne hatten, in der ganzen Ausdehnung so steinarm, dass auch ansässige und baulustige Völker an dauerhafte Bauwerke kaum würden denken können.

Trotzdem konnte ein Volk nicht von der Oberfläche der Erde verschwunden sein, ohne Zeichen seines Handelns und Wandelns zurückgelassen zu haben. Und in der That finden wir in den südlichen Steppen Russlands, wohin Herodot die Γέρροι versetzt, eine unzählbare Menge von Grabhügeln, welche uns als das einzige Andenken an die vor uralten Zeiten dort lebenden oder durchziehenden Völker hinterblieben sind. Wenn wir nach der Menge dieser Grabhügel über die Stärke der Bevölkerung mit Recht schliessen dürfen, so müssen wir sagen, dass die grösste Bevölkerung in denjenigen Steppen sich befand, welche sich an die berühmten Katarakte des Dniepers anschliessen. Nirgends findet man eine solche Masse der verschiedenartigsten Grabhügel, als in den Steppen, welche in einer Ausdehnung von etwa 300 Quadratmeilen um die Katarakte liegen. Man kann zwar nicht behaupten, dass alle diese Grabhügel von einem einzigen Volke aufgeworfen worden wären, es haben wahrscheinlich die meisten der hier durchziehenden Völker durch diese Grabhügel ein Andenken an ihr Dasein uns hinterlassen; immerhin kann man aber mit Bestimmtheit behaupten, dass einige von ihnen den Skythen angehören. Und dies war der erste Grund, warum anfangs private Personen, später aber die Regierung diesen Grabhügeln eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Es war aber noch ein anderer Grund vorhanden, weshalb man diese Hügel zu durchforschen begann. Als die Aus-

grabungen, welche einzelne private Personen auf der Halbinsel Krym und Taman vorgenommen hatten, so schöne Resultate ergaben und einige prachtvolle Erzeugnisse aus der Blüthezeit der griechischen Kunst zu Tage gefördert hatten, war es vom hohen Interesse, zu erfahren, welchen Einfluss die griechische Kunst an die nördlich von der Krym wohnenden Völker ausübte. Man hat schon im Jahre 1845 im Kiew'schen Gouvernement, also in einer von den griechischen Colonien bedeutend entfernten Oertlichkeit Ausgrabungen vorgenommen. Die Resultate waren sehr günstig. Man fand unter Anderem bronzene Helme und Beinschienen, bronzene Pfeilspitzen, bronzene Vasen, goldene Schmucksachen, gewöhnliche griechische Amphoren, ja sogar eine prachtvoll erhaltene bemalte Vase — Alles Objecte griechischer Arbeit, und zwar aus einer Periode, wo die griechische Kunst auf dem Gipfel der Entwicklung stand, nämlich aus dem dritten oder vierten vorchristlichen Jahrhunderte.

Die prachtvollen Funde hatten die Neugierde der Archäologen nur noch mehr rege gemacht; insbesondere hatte man Herodot und die Oertlichkeit sehr fleissig studirt, in welche er die Skythen und insbesondere die Γέρροι versetzt. In der Σκυθική lesen wir, dass sie am Boristhenes liegen, und zwar auf dem Platze, ἐς ὃ ὁ Βορυσθένης ἐστὶ προσπλωτός, und dass zu ihnen etwa 40 Tagereisen seien. Diese Herodotische Bestimmung der Wohnsitze der Γέρροι mit der wirklichen Lage in Einklang zu bringen, war sehr schwer; da sich aber, wie ich schon oben bemerkte, bei den Katarakten des Dniepers eine bedeutende Zahl von Grabhügeln befand und einige von ihnen einen bedeutenden Umfang hatten, so hat sich die Regierung bewogen gefunden, einige von ihnen am rechten Dnieper-Ufer einer wissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen. Dies geschah in den Jahren 1852—1856. Man hatte zunächst einen grossen Hügel gewählt, welcher bei dem Dorfe Alexandropol liegt und vom Dnieper etwa 50 Werst entfernt ist. Er war bei der Bevölkerung unter dem Namen Lugovaja mogila bekannt, und ruhte als ein mächtiger Erdaufwurf auf einem mit Steinen gebauten Fundamente. Von diesem Hügel hatte man eine Aussicht bis vier Meilen im Umfange. Die Resultate der Ausgrabungen waren nicht sehr glänzend. Der Hügel war wahrscheinlich seit undenkbaren Zeiten von Plün-

derern ausgebeutet, und man fand nur solche Gegenstände, welche der Aufmerksamkeit der (wahrscheinlich sehr eiligen) Plünderer entgangen waren. Es sind das meistens eiserne Pferdezäume, einige kleinere silberne und goldene Schmucksachen, insbesondere ein goldenes Reitgeschirr und einige Gegenstände, welche wahrscheinlich zu einem königlichen Wagen gehörten u. dgl. Das waren, wie gesagt, sehr geringe Erfolge.

Doch die ungewöhnliche Grösse des Kurgans, die wohl berechnete und gut durchdachte Construction der einzelnen Gräber, die kunstvolle Arbeit und der bedeutende Reichthum an Pferdegeschirren — Alles dies liess schliessen, dass der Grabhügel zu Ehren eines Fürsten, vielleicht eines skythischen oder des Königs selbst aufgetragen worden ist.

Auch die fünf darin gefundenen Schädel erweckten die Aufmerksamkeit der Anthropologen. Sie wurden von dem berühmten russischen Anthropologen v. Baer untersucht. Er theilte sie in zwei Gruppen ein, welche zweien ganz verschiedenen Völkerfamilien angehörten. Zur ersten Gruppe gehören zwei Schädel, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit den im mittleren Russland gefundenen haben; die anderen drei gehören einem Volke an, welches auch in Sibirien wohnte und dessen Alterthümer unter dem Namen der Tschud'schen Alterthümer bekannt sind.

Das waren die Gründe, welche die kais. archäologische Commission in St. Petersburg bewogen, Ausgrabungen im District von Jekaterinoslav vorzunehmen. Zum Leiter derselben wurde Herr Zabjelin beordert.

Bevor ich zur Beschreibung der geöffneten Hügel, der gefundenen Gräber und der gemachten Funde übergehe, will ich kurz Einiges vorausschicken, was zum Verständniss durchaus nothwendig ist.

Zunächst von der Form der Kurgane.

Die Grabhügel hatten in ihren mittleren Dimensionen über 200 Meter im Umfange und 4—8 Meter senkrechte Höhe. Sie wurden aus rauhen Steinen und schwarzer Erde aufgetragen, und zwar von Süden gegen Norden. Dies schliesst man daraus, dass die Nordseite meist sehr steil und schräg herabgeht, während die südliche sehr langsam in die Ebene sich neigt. Je nach der Form, welche die Grabhügel haben,

tragen sie bei der Landbevölkerung auch verschiedene Namen. Diejenigen, welche oben spitzig abgerundet sind und mithin fast einen regelmässigen Kegel bilden, heissen „spitzige" Kurgane. „Breite" Kurgane heissen solche, die eine massive Form haben und oben nicht in eine Spitze auslaufen, sondern eine ziemlich grosse Fläche bilden; *„rjabyje"* [1]) heissen sie dann, wenn zwei oder drei zusammen aufgetragen wurden, wovon sie dann eine ausgedehnte oder krumme Form bekommen. Wenn aber der Kurgan regelmässig aufgetragen wird und dabei die Form eines länglichen Walls hat, so heisst er „langer" Kurgan. Dann unterscheidet man noch: „Zwillinge", das heisst zwei gleich grosse nebeneinander stehende Kurgane; „Diebskurgane", d. h. solche, in welchen früher die Diebe wohnten; „grosse" Kurgane von ihrer ungewöhnlichen Grösse, und „gegrabene" Kurgane, d. h. solche, in welchen man schon einmal Ausgrabungen vorgenommen hatte. Die letzte und zugleich die wichtigste Form sind aber die „dicken" Kurgane, das sind Hügel mit sehr steil abfallenden Abhängen und mit grossem Erdaufwurfe, der im Vergleich mit den anderen Grabhügeln in der That diesen Kurganen eine ungewöhnliche Dicke verleiht. Um den Abhang von einigen Seiten steil erscheinen zu lassen, machte man ein steinernes Fundament; die Steine wurden aus den benachbarten Flüssen geholt und sind deshalb abgerollt. Wenn man den Erdaufwurf bis zu einer gewissen Höhe gemacht hatte, legte man von der Nordseite wieder Steine ein, welche den nördlichen Abhang zu unterstützen hatten. Ihre weitere Construction besteht in Folgendem: In der Mitte unter dem Erdaufwurfe befindet sich eine 5—6 Meter tiefe Grube, welche von Osten gegen Westen etwa 3 Meter Länge und gegen 2 Meter Breite hat. In den Kurganen mittlerer Dimension wurde diese Grube mit Steinen angefüllt. Die Tiefe der Grube hing von der Tiefe ab, in welcher das Lager von ganz weisser, reiner Thonerde lag, welche immer als der Boden des Grabes diente. Auf sie stellte man den Sarg des Todten.

Nach den von Herrn Zabjelin vorgenommenen Ausgrabungen waren die verschiedenen Thonlager auf folgende Weise vertheilt: Auf schwarze Erde folgt ein 1 Meter dickes

---

[1]) *rjaboj* heisst „pockenartig".

Lager eines gelblichen Thons; darauf kommt ein Lager eines röthlichen Thons; dann folgt gewöhnlich in einer Tiefe von 5—6½ Meter von der Erdoberfläche ein 1—1½ Meter dickes Lager ganz reinen, weissen Thons. Die Dicke der Lager ist nicht an allen Orten dieselbe, und deshalb erklärt sich die verschiedene Tiefe, bis zu welcher in verschiedenen Kurganen die Gräber gegraben wurden.

Schon nach dieser äusserlichen Construction kann man schliessen, dass die „dicken Hügel" Gräber nicht ganz gewöhnlicher Personen waren, dass sie zum Begräbnisse der Steppenfürsten dienten; denn einen solchen Hügel aufzuwerfen war nicht leicht, insbesondere aber musste man über eine bedeutende Zahl von Arbeitskräften verfügen, um Steine für das Fundament und die Unterstützung des nördlichen Abhanges herbeischaffen zu lassen. Die vorgenommenen Untersuchungen ergaben, dass „dicke Hügel" in der That königliche Gräber gewesen sind. Einen vollständigen Begriff von ihrer Construction kann man sich aus dem in den Jahren 1862 und 1863 aufgemachten „dicken Tschertomlytzkischen Grabhügel" machen. Ich werde den Verlauf der Ausgrabungen an einer andern Stelle darlegen.

Auf den Gipfel einiger Grabhügel pflegte man eine Steinfigur, die Kamennaja baba, zu stellen; deshalb heissen solche Hügel auch *„babowatyje"*. Es war augenscheinlich Gewohnheit, auf sehr viele, wenn nicht auf alle Grabhügel die sogenannten *baby* zu setzen; denn bis jetzt heissen in den südlichen Steppen Russlands bei der Bevölkerung viele Hügel *babowatyje*, obwohl sich schon Niemand in der ganzen Gegend erinnert, eine *baba* auf dem Hügel gesehen zu haben. Diese Steinfiguren haben die Archäologen Russlands viel beschäftigt. Sie sind gewöhnlich aus weichem Sandstein gehauen und stellen entweder alte Weiber, oder auch jüngere weibliche Personen, oder auch Männer dar. Sie heissen entweder *baby* (alte Weiber), *staruchy* (Greisinnen), oder истуканы (Götzenbilder), *balvany* (Klötze). Man findet ihrer viele (bis zum heutigen Tage) in den Steppen Südrusslands, in Asien, insbesondere auf dem Altaj, an den Ufern des Jenisei und in der Kirgisen-Steppe. Schon ältere Sibirien-Reisende haben sie bemerkt und über ihr Entstehen verschiedenartige Hypothesen aufgestellt. Insbesondere hat man fleissig die zwei Fragen erörtert: ob sie Darstellungen

der Götter, d. h. Idole, oder nur Grabdenkmäler waren, und dann: welchem Volke sie wohl angehören?

Was die erste Frage anbelangt, so neigt sich jetzt die Mehrzahl der russischen Archäologen zu der Meinung hin, dass die Steinfiguren wohl Grabdenkmäler waren, zu Ehren der Verstorbenen errichtet. Einen ziemlich richtigen Begriff über diese Steindenkmäler kann man sich aus der Beschreibung machen, welche uns Herr Zabjelin über die von ihm auf dem „dicken" Grabhügel gefundene *baba* gibt.

Diese Steinfigur stand in einer Grube, die sich in der Mitte der Fläche oben auf dem Kurgane befand. Der Kopf war ihr abgeschlagen, aber wieder aufgesetzt, und zwar mit dem Gesichte gegen Osten. Unterdessen lesen wir aber in einem Reisebuche des H. Zujeff, der im Jahre 1782 diesen ungewöhnlichen Grabhügel besucht hatte, dass die Steinfigur mit dem Gesichte nicht gegen Osten, sondern gegen Westen auf den sogenannten „langen" Grabhügel gerichtet war. Sie ist aus einem ganzen Stück Sandstein, $2^2/_3$ Meter lang, ausgehauen und mit männlicher Kleidung angethan. Am Kopfe trägt sie eine nicht zu hohe Mütze, hinter welcher ein Zopf herauskommt; dieser besteht anfangs aus fünf Flechten, hängt aber dann auf dem Rücken nur in einer einzigen Flechte herab. Sie hat einen langen, bis unter die Kniee herabreichenden Kaftan, der am Rande mit einem Saum geziert ist. Die Hände sind am Bauche zusammengelegt; auf dem linken Arme hängt an einer Quaste das Schwert, am rechten sehen wir Etwas in Form eines Köchers. Die Füsse sind im Vergleiche zu den anderen Dimensionen sehr klein, nicht mehr als 31 Centimeter, womit man vielleicht die sitzende Lage der Figur anzeigen wollte. Die eben beschriebene Steinfigur genoss bei der umwohnenden ländlichen Bevölkerung eine besondere abergläubische Verehrung. Alte Personen haben Herrn Zabjelin erzählt, dass vor etwa 40 Jahren ein Bauer eines benachbarten Dorfes dieselbe herabgenommen und sie in seinem Garten aufgestellt hatte. Unter den Bauern war der Aberglaube verbreitet, dass die *baba* vom Fieber heile und auch unverletzbar sei. In Folge des Herabnehmens derselben vom Kurgane sei eine Trockenheit in der ganzen Umgegend eingetreten, welche vier Jahre dauerte. Da noch ausserdem die *baba* das ganze Dorf mit abergläubischen Er-

scheinungen beunruhigte, so habe man auf allseitiges Verlangen beschlossen, dieselbe wieder auf den Hügel zu schaffen. Und da sei denn gerade ein Wunder geschehen. Während man dieselbe vom Hügel mit zehn Ochsen kaum herunterbringen konnte, haben dieselbe ein Paar Ochsen ganz leicht hinaufgeschafft. Nach einiger Zeit hatte wieder ein Bauer nur den Kopf derselben heruntergebracht und ihn bei seinem Keller aufgestellt. Es entstand wieder Trockenheit, und da sei einer Frau geoffenbart worden, dass die Trockenheit nur dann aufhören könne, wenn man den Kopf wieder an der Figur befestigt hätte. Dies sei geschehen und sogleich habe die Trockenheit ein Ende genommen. Kurz aus Allem ist zu ersehen, dass man der Steinfigur eine grosse Verehrung zollte. Es waren wahrscheinlich besondere Gebräuche eingeführt, welche man ganz genau vollziehen musste, wenn die Wirkung der Steinfigur eine thatsächliche sein sollte. So erzählte wieder ein altes Weib, dass ihr zehnjähriger Sohn lange Zeit vom Fieber geplagt war und dass er desselben gar nicht loswerden konnte. Da habe man ihr angerathen, zur Steinfigur zu gehen. Sie begab sich auf den Hügel, habe vor Sonnenaufgang mit dem Gesichte gegen Osten Gebete hergesagt, dann eine Griwna auf *paljanitza* (Brod) der *baba* gegeben und das Fieber war verschwunden. Von dem Glauben an die wunderbare Wirkung der *baba* hat sich Herr Zabjelin zur Zeit seiner Ausgrabungen im Jahre 1862 selbst überzeugen können. Die Figur wurde vom Hügel heruntergelassen und lag einige Zeit am Fusse desselben. Da kamen Landleute aus den umliegenden Dörfern, und wenn sie bei der *baba* vorbeifuhren, so haben sie immer ehrerbietig die Mützen abgenommen, sich tief verneigt, ja sogar den Stein geküsst. Als man dieselbe auf den „langen Hügel" aufgestellt hatte, kam zu ihr eine Bäuerin mit ihrem etwa sechsjährigen Knaben; sie machte zunächst ein Kreuz, verneigte sich tief vor der Figur, küsste ihre Füsse, Hände, Brust und Arme; dann hob sie den Knaben und liess ihn dasselbe machen; dann ging sie um dieselbe herum, bespritzte sie aus einem Fläschchen mit einer Flüssigkeit, band ihr zuletzt ein Tuch um den Hals und entfernte sich.

Die Grabhügel von mittlerer Grösse enthalten gewöhnlich einen ganzen Bestattungsplatz, d. h. immer mehrere Gräber,

welche in verschiedenen Richtungen zum Hauptgrabe liegen. Die Gräber wurden 1—1⅔ Meter tief in die Erde gegraben; die Seiten sind bei einigen sehr sorgsam mit Steinplatten belegt oder auch sonst mit Steinen ausgemauert; sie wurden mit schwarzer Erde angefüllt, oben auch entweder mit Steinplatten, oder mit dicken Brettern, oder mit einer Lage von Schilfrohr oder Reisig bedeckt. Seltener kam es vor, dass die Skelete ganz oben sogleich unter dem Erdaufwurfe in einer etwa ½ Meter tief gegrabenen Grube lagen. Die Richtung der Skelete war ganz und gar verschieden, so dass man keine allgemeine Regel darüber aufstellen kann. Einige lagen mit dem Kopfe gegen Norden, andere gegen Osten, einige gegen Süden oder Westen. Sie liegen zum Theile auf dem Rücken, haben die Hände an den Seiten ganz ausgestreckt, doch die grössere Zahl war in einer sitzenden Stellung, wobei die Hände und Kniee fest an die Brust gedrückt waren.

Den Todten legte man sehr oft nichts anderes mit ins Grab als einen kleinen irdenen Topf von gewöhnlichstem Material und sehr grober Arbeit. Dieser Topf wurde meistens zum Kopfe gestellt. Solche Gräber gehörten wahrscheinlich gemeinen Personen an; denn in anderen Gräbern fanden sich schönere Gefässe, z. B. aus Bronze, manchmal auch Messer, Lanzen aus Bronze und Eisen, eiserne Steigbügel, Spangen und viele kleine Objecte aus Knochen.

Nachdem ich dieses vorausgeschickt habe, will ich in Folgendem zu einer detaillirten Beschreibung der vorgenommenen Ausgrabungen übergehen. Sie wurden in den Jahren 1859, 1860, 1861, 1862, 1863, 1865, 1867, 1868 durchgeführt.

Ausgrabungen im Jahre 1859.

In diesem Jahre machte man eine Gruppe von vier Hügeln auf, von denen einer alle anderen drei an Dimensionen überragte. Weil dieser grössere Hügel eine grosse Aehnlichkeit mit der Lugovaja mogila hatte und vom Besitzer des Gutes der grössere Theil des Erdaufwurfes schon vor einigen Jahren abgetragen war, so beschloss Herr Zabjelin, denselben einer näheren und vollständigen Untersuchung zu unterziehen. Man überzeugte sich bald, dass der Hügel nicht nur von aussen, sondern auch von innen der Lugovaja mogila glich; nicht

nur die Construction der Gräber, sondern auch die gefundenen Objecte zeigten die Aehnlichkeit im auffallenden Grade. Leider war die Ausbeute an Objecten eine sehr geringe. Man fand einen goldenen Stirnreif vom Pferdegeschirre, an welchem zwei Krieger ausgeprägt waren, einige kleine goldene Röhren, einige goldene Schmucksachen, eine ziemlich grosse goldene Platte, an welcher eine Löwin ausgeprägt war, wie sie ihr Junges säugt. Mit Ausnahme des Stirnreifes sind alle übrigen Objecte von griechischer Arbeit.

Die drei anderen Kurgane waren viel kleiner als der vorige und enthielten in sich mehrere (10) Gräber, in welchen sich Skelete in sitzender, nach links geneigter Lage vorfanden. Es waren bei einigen ganz gewöhnliche kleine Töpfe, welche beim Kopfe standen; bei einem Skelet kam man auf einen kleinen Kieselstein und auf eine Lanzenspitze aus Quarz; bei einem anderen lag noch eine kupferne Lanzenspitze.

Ausgrabungen vom Jahre 1860.

Auf dem Wege von Jekaterinoslav nach Nikopol, bei der Station Krasnokutska, etwa drei Meilen von der Lugovaja mogila entfernt, liegt ein mächtiger Hügel, der etwa 190 Meter im Umfange und $8^1/_2$ Meter senkrechte Höhe hatte. Von unten etwa 2 Meter Höhe waren rauhe Steine aufgetragen und erst auf ihnen die Erde. Nachdem man den Aufwurf bis zum Boden entfernt hatte, kam man gerade in der Mitte des Hügels auf eine grosse viereckige Grube, die ganz mit Steinen angefüllt war, unter welchen sich Knochen verschiedener Thiere und Scherben irdener Gefässe vorfanden. Sie war schon ausgeplündert. Zu dieser Grube führte von Osten her ein Gang, an dessen beiden Seiten sich, in zwei Haufen zusammengelegt, theils gebrochene, theils nur gebogene Ueberreste eines Wagens und gegen 70 Pferdezäume befanden; ausserdem fand man 4 bronzene gegossene Drachen und mehrere silberne Plättchen. Südlich von der Grube war ein Grab mit 4 Pferdeskeleten, die auf dem Kopfe schönen silbernen Schmuck von bewunderungswürdiger Arbeit hatten. Aus der nordwestlichen Ecke der Grube führte ein Gang in eine geräumige, runde Katakombe, die ebenfalls schon ausgeplündert war, in der sich aber noch 7 thönerne spitzige Amphoren griechischer Arbeit,

die in einer Reihe an der Wand der Katakombe standen, Messerklingen von Knochen, Scherben eines thönernen Kraters vorfanden. Wie die äussere und innere Construction, so zeigen auch die gefundenen Objecte in Form und Arbeit die überraschendste Aehnlichkeit mit denen des Lugovaja mogila. Ausserdem hat man einen etwas kleineren Hügel geöffnet, der nicht weit vom vorigen liegt; es zeigte sich bald, dass in ihm ein Begräbnissplatz war, dessen Gräber mit Skeleten ohne Objecte in keiner bestimmten Ordnung lagen.

Ein sogenannter *„babovity kurgan“*, d. h. ein Grabhügel mit weiblicher Steinfigur ist nicht weit vom Dniepr gelegen. Das geräumige, in der Mitte unter dem Erdaufwurfe sich befindende Grab war sorgfältig mit grossen Kalksteinplatten belegt und oben mit spitzigen Steinen umzäunt. In der Mitte der Umzäunung stand ein einzelner ungeheurer röthlicher Sandstein, der die Form einer weiblichen Steinfigur hatte. Die Todten scheinen in sitzender Lage begraben worden zu sein; Objecte fand man nicht. Um die eben beschriebenen Hügel herum lagen viele kleinere Hügel, von welchen Herr Zabjelin drei zu untersuchen sich vornahm. Zwei von ihnen hatten die Form eines ringförmigen Walls; der dritte unterschied sich durch nichts von den andern Hügeln dieser Gegend. In den zwei ersten Hügeln waren zwei kleine, höhlenartige Gräber, mit dem Eingange von Westen. Im dritten Hügel war unter einer grossen Steinplatte eine kleine, enge Oeffnung, die mit einem engen unterirdischen Gange in Verbindung stand. Der Gang führte in eine geräumige Höhle, in welcher viele menschliche Knochen in Unordnung lagen, und von da gegen Norden in eine 5 Meter lange Galerie, die in eine zweite kleine Höhle endigte, aber ganz leer war.

Ausgrabungen vom Jahre 1861.

In diesem Jahre untersuchte Herr Zabjelin vier Grabhügel, die nicht weit von einander lagen und nach ihrer äusseren Construction auf eine reiche Ausbeute schliessen liessen.

Es waren das ein *Ostry kurgan* = spitziger Grabhügel, zwei Zwillinge und ein *kamenny*. Der erste, spitzige Kurgan war ganz aus Steinen aufgeworfen; unter dem Aufwurfe waren

sieben Gräber, in welchen die Leichname in sitzender Stellung begraben waren; Objecte fanden sich bei ihnen keine vor. Der eine der Zwillinge hatte ebenfalls ein aus Steinen bestehendes Fundament, worauf Erde und in der Mitte wieder Steine aufgeschüttet waren. In tieferer Lage kam man auf ein Grab, in welchem sich Pferde- und Menschenknochen befanden, und obwohl es schon ausgebeutet war, so fand man doch noch: 4 kupferne Löwen (beflügelt) mit einem Thiere im Maule, Scherben von einer griechischen Vase, 4 goldene Plättchen, 1 goldenen Knopf, 6 verrostete eiserne Pferdezäume, 1 Röhre aus Knochen, 1 Bronzepfeil und viele Scherben thönerner Gefässe.

Der zweite der Zwillinge zeigte die nämliche Construction; im Grabe fand man nur einen menschlichen Schädel und 30 Bronzepfeile.

Der vierte Hügel — „Steinhügel" — verdient ein besonderes Interesse deshalb, weil er noch nicht ausgebeutet war. Beim Graben des Aufwurfes kam man in der Mitte auf eine 22 Centimeter dicke Holzschichte, unter welcher sich zwei Gräber befanden. In dem kleineren Grabe lag ein Pferdeskelet, mit dem Kopfe gegen das andere Grab gerichtet, um das Maul einen eisernen Zaum, und daneben einige kupferne Knöpfe.

Im grossen Grab lag in der Mitte ein menschlicher Schädel und an beiden Seiten zwei Pferdeskelete, so dass der Mensch dazwischen lag. Um den Schädel herum fand man 3 eiserne Lanzen und einen breiten eisernen, durchlöcherten Reif, an dessen unterer Seite Reste von Leinwand zu bemerken waren, auf der wahrscheinlich der Reif befestigt war. Aehnliche Reife fand man im Grabe noch mehrere, welche mit menschlichen Knochen, Steinen und Erde zerstreut herumlagen, sowie Scherben von kleinen thönernen und von einem grösseren Alabastergefässe.

Ausgrabungen von den Jahren 1862, 1863.

In diesen zwei Jahren, in welchen man einen der grössten Kurgane im District von Jekaterinoslav aufgegraben hatte, waren die Arbeiten von den glücklichsten Resultaten begleitet. Man öffnete die sogenannte Tolstaja Tschertomlytzkaja mogila;

sie ist etwa drei Meilen nordwestlich von Nikopol entfernt und liegt am Dnieper. Der Hügel hatte eine kegelförmige Form, 355 Meter im Umfange und 20 Meter senkrechte Höhe. Der Gipfel des Kurgans bildete eine ebene Fläche, 15 Meter im Durchmesser; in der Mitte war eine Grube, in welcher die schon oben beschriebene Steinfigur stand, mit dem Gesichte gegen Osten gewendet.

Man fing die Ausgrabungen am Gipfel an. In einer Tiefe von 1—1½ Meter kamen vor: Scherben von einer gewöhnlichen Amphora, ein eiserner Zaum und verschiedene Bronzegegenstände, Knöpfe, Röhrchen und Plättchen. In einer Tiefe von 6½ Meter, etwa 1 Meter vom Centrum gegen Osten entfernt, fand man einen Haufen Gegenstände vom Pferdegeschirr, eiserne Ringe, Zäume, 250 an der Zahl, mit bronzenen Schmucksachen daran: Knöpfen, Spangen, Glöckchen, Röhrchen etc.; auf einem anderen Haufen lagen zusammen: eine Bronzekugel mit einem Loche, 4 bronzene Löwen, 4 Drachen und 2 Vögel; einige goldene Plättchen in Form von Federn und goldene Reife. In einer Tiefe von 10½ Meter kam man auf der nördlichen Seite auf eine Reihe von Steinen, die übereinander lagen und dazu dienten, die nördliche Seite steiler zu machen.

Als man den ganzen Erdaufwurf abgetragen hatte, fand man Gräber, deren Einrichtung ganz der Erzählung Herodot's von der Begrabung der Skythenkönige entsprechen.

Das Hauptgrab, ein geräumiges Viereck, war schon ausgeplündert. Nur im Gange, den sich die Plünderer zum Grabe gemacht hatten, fand man einige Objecte, welche sie wahrscheinlich verloren hatten, und zwar: 3 massive goldene Ringe; auf einem war ein Hund, auf dem zweiten ein Stier ausgeschnitten, der dritte war glatt; einige durchlöcherte goldene Plättchen, goldene Knöpfe, Glasperlen; 6 eiserne Schwerter, deren Handgriffe mit geprägtem Goldblech verziert waren (auf fünf Handgriffen waren phantastische Thiere ausgeprägt, auf dem sechsten zwei Stierköpfe und einige Reiter, die auf wilde Ziegen Jagd machen); 1 runder Schleifstahl mit goldenem Handgriffe; 2 goldene Plättchen, auf welchen mit ausgezeichneter Kunst Scenen aus der griechischen Mythologie ausgeprägt waren; der Reif ist etwa 20 Gramme schwer; 2 grosse Bronzevasen; 1 kupferner Leuchter; 1 Bronzeschale; 1 Bronzegefäss;

5 halbverfaulte lederne Köcher, mit Bronzepfeilen angefüllt; einige eiserne Messer mit Handgriffen aus Knochen; ein menschliches Skelet; wahrscheinlich eines der Plünderer, der beim Einsturz des Ganges hier verschüttet worden ist.

In jeder Ecke dieser geräumigen Grube waren kleine Kammern oder Nischen in Form von Höhlen, 5 Meter lang, $1^1/_2$ Meter tief, gegraben, welche wahrscheinlich beim Plündern des Hauptgrabes zusammensanken und so vor Plünderung bewahrt blieben.

In der ersten Ecknische lagen zwei Skelete, das einer Frau und eines Mannes; jenes lag in einem hölzernen, bemalten Sarge. Beide waren prachtvoll geschmückt. Das weibliche Skelet trug am Halse einen massiven goldenen Reif, 1 Pfund schwer, an dessen beiden Enden Löwen ausgeprägt waren, an der Stirn einen Kranz, aus einzelnen goldenen Plättchen bestehend; um den Kopf zog sich eine Reihe goldener, viereckiger Plättchen, auf denen eine sitzende Frau mit einer männlichen Figur dargestellt war, welche letztere vor der Frau kniete. Ausserdem waren an der Hand glatte goldene Bracelets und eine Schnur von Glasperlen, an jedem Finger ein glatter goldener Ring; nur auf einem war ein Vogel eingravirt. An der rechten Seite lag neben der Hand ein runder Bronzespiegel mit knöchernem Handgriff, und an der linken Seite ein runder schwarzer Stein, dessen Bedeutung man nicht zu erklären weiss.

Das männliche Skelet hatte an den Händen kleine Bronzebracelets, an der linken Seite einen Köcher mit Pfeilen und an der rechten ein eisernes Messer mit knöchernem Griffe. In der Nähe dieser beiden Skelete stand eine ausgezeichnet schöne silberne Vase; sie ist 70 Centimeter hoch und 39 Centimeter breit, mit vergoldetem Untersatze, Hals und Henkel; ebenso sind alle Darstellungen auf der Vase stark vergoldet. Die Blumenornamente und Reliefdarstellungen sind fein und schön ausgeführt. Sie hat die Form einer Amphora und diente wahrscheinlich zum Aufbewahren des Weines.

Neben der Vase auf einem runden Untersatze stand eine grosse, tiefe, silberne Schüssel und 14 thönerne Amphoren von gewöhnlicher Form.

Auch die zweite Ecknische enthielt zwei Skelete, welche nicht minder reich geschmückt waren. Um den Hals trugen

sie goldene Reifen mit Darstellungen: am ersten von sechs unbekannten Thieren, am zweiten von Löwen; an jeder Hand hatte jedes Skelet goldene Bracelets und je einen goldenen Ring, um den Kopf einen Kranz von viereckigen goldenen Plättchen mit Darstellungen von Gryphonen. Ausserdem lag beim ersten Skelet an der linken Seite ein eisernes Schwert, im Bronzegürtel eingesteckt, ein Handgriff, wahrscheinlich eines Messers, mit geprägtem Goldblech belegt, ein Köcher mit Bronzepfeilen und 4 eiserne Degen. Auch das zweite Skelet hatte einen Bronzegürtel und einen Köcher mit Bronzepfeilen.

In der dritten Nische lag nur ein einziges Skelet. Es hatte um den Hals einen Bronzereif, in einem Ohr einen goldenen Ohrring, am Finger einen goldenen glatten Ring. Ausserdem fand man um das Skelet: ein eisernes Messer, einen Köcher mit Bronzepfeilen, einen runden Bronzespiegel, einen silbernen Löffel, 6 gewöhnliche Amphoren und eine Masse von Goldplättchen. Dabei zeigten sich deutliche Spuren eines feinen Gewebes.

In der vierten Ecknische war ebenfalls ein Menschenskelet mit denselben Objecten wie in der dritten Nische; ferner noch: eine Bronzevase, einige Köcher mit Bronzepfeilen und vermorschte Knochen eines Thieres.

Einige Meter westlich vom Hauptgrabe entfernt lagen nicht in derselben Tiefe wie das Hauptgrab fünf andere, kleinere Gräber. Drei von ihnen, quadratförmig ausgegraben, enthielten Knochen von 11 Pferden, mit goldenen, silbernen und Bronzegebissen und dergleichem Sattelschmuck. Die zwei anderen Gräber verbargen je ein Menschenskelet mit Köchern voll von Bronzepfeilen, mit einem silbernen Reifen am Halse, einem goldenen Ohrring und einem goldenen Drahtring.

Weiter westlich von den eben genannten fünf Gräbern waren noch einige kleine Gräber, in denen sich menschliche Skelete ohne Objecte befanden. Zuletzt im Nordwesten im Fundamente war ein ganzes Lager von Pferdeknochen, Scherben von Amphoren u. s. w., wahrscheinlich Ueberreste eines zu Ehren des todten Königs dargebrachten Opfers.

Wenn man die Resultate der vorgenommenen Ausgrabungen und die Erzählung Herodot's vom Begraben der skythischen Könige mit einander vergleicht, so muss man zugeben, dass der „dicke Tschertomlytzki'sche Kurgan" zu Ehren

eines Skythenkönigs aufgeschüttet worden ist. Die mächtige, weit über die Ebene gebietende Construction des Hügels, der ungewöhnliche Reichthum an goldenen und silbernen Objecten in den an das Hauptgrab anliegenden Kammern, die Masse von Pferdeknochen und prachtvollen Pferdegeschirren — Alles dies dringt uns die Ueberzeugung auf, dass der genannte Kurgan kein gewöhnlicher Hügel, sondern dass er wirklich die ταφή eines skythischen Königs sei. Herodot (IV, 71. C.) erzählt, dass man den Leichnam eines skythischen Königs bei den unterworfenen Völkern auf einem Wagen herumführt und dann erst zu den Γέρροι, einem skythischen Volksstamme, bringt, wo sie ihn begraben; mit ihm begraben sie auch seine Dienerschaft und Pferde und silberne Schale, dann χοῦσι πάντες χῶμα μέγα. Alle diese im C. 71 beschriebenen Gebräuche finden sich durch die Ausgrabungen des Tschertomlytzki'schen Kurgans bis ins Detail bestätigt.

Die meisten Objecte lassen allerdings griechischen Ursprung, und zwar aus der Blüthezeit der griechischen Kunst, nämlich aus dem vierten Jahrhunderte vor Christi wahrnehmen, aber viele von ihnen zeugen, dass sie eben von griechischen Meistern für Nichtgriechen gemacht worden sind.

Wenn man alles das erwägt, so kann man nicht zweifeln, dass es den russischen Archäologen gelungen ist, das Grab eines Skythenkönigs aus dem vierten vorchristlichen Jahrhunderte zu finden.

Ausgrabungen vom Jahre 1865.

Die Ausgrabungen, welche Herr Zabjelin in diesem Jahre vorgenommen hatte, sind deshalb merkwürdig, weil sie das Vorhandensein von skythischen Gräbern am linken Dnieper-Ufer nachgewiesen hatten. Die drei Hügel, die man untersucht hatte, liegen am linken Ufer des Dniepers, im westlichen Theile des Taurischen Gouvernements, im District von Melitopole. Unter dem Erdaufwurfe des Hügels *„kozel“* — Bock — (so heisst einer von den drei Hügeln) waren vier Gräber, von denen das Hauptgrab mit vier Ecknischen in 9 Meter Tiefe lag. Obwohl dasselbe sammt den Nischen ausgeplündert war, so fand man doch noch Ueberreste von menschlichen Knochen, viele goldene Plättchen und Scherben

von thönernen Amphoren. Im Westen vom Hauptgrabe fand man eine grössere Grube mit drei Abtheilungen, in denen 11 Pferdeskelete sich vorfanden; 5 von ihnen hatten Bronzegebisse, 6 hatten goldenen Sattelschmuck, 2 trugen auch Halsschmuck, welcher aus einem Bronzereifen bestand, an welchem Glöckchen mit einer eisernen Kette befestigt waren. Unweit der Pferde lagen 2 Menschenskelete, wahrscheinlich die Reiter; sie hatten um sich eiserne Messer und Köcher mit Bronzepfeilen.

Ausgrabungen vom Jahre 1867.

Es waren drei Hügel am Dnieper, die man dieses Jahr untersucht hatte. Einer hatte eine längliche Form und erstreckte sich über 100 Meter in der Länge mit einer senkrechten Höhe von 3 Meter; die zwei andern sind rund.

Im Aufwurfe des ersten Kurgans fand man ein menschliches Skelet in sitzender Stellung, neben ihm einen Eberhauer; auf der Nordseite des Kurgans lag ein Steinhammer, zwei Knochenpfeile und Ueberreste eiserner Pferdegebisse.

In fester Erde unter dem Aufwurfe befanden sich zwölf Gräber, von denen eines in Form eines Gewölbes gebaut und aus grossen Steinplatten gemauert war; darin fand man ein menschliches Skelet in sitzender Stellung. In derselben Stellung waren auch menschliche Skelete in den anderen eilf Gräbern.

Bei den Skeleten fanden sich nur thönerne Töpfe. In dem runden Hügel fand man in einem Grabe neben Pferdeknochen und eisernen Pferdezäumen auch ein kleines Kieselsteinmesser.

Im zweiten runden Hügel war das Grab 3 Meter tief unter dem Aufwurfe gegraben; es war schon ausgebeutet.

Ausgrabungen vom Jahre 1868.

Herr Zabjelin endigte in diesem Jahre die Untersuchung des Kurgans Zymbalka, den er schon voriges Jahr durchzugraben angefangen hatte. Dieser Kurgan liegt am Dnieper und am Flüsschen Bjelozersk, und hatte 300 Meter im Umfange und 15 Meter senkrechte Höhe. In der festen Erde unter dem Aufwurfe, gerade in der Mitte des Hügels, entdeckte man ein kleines, ovales Grab, und nicht weit von ihm einen grossen,

viereckigen Begräbnissplatz, 8½ Meter tief, in welchem sich Knochen von sechs Pferden vorfanden. Vier hatten bronzenes Rüstzeug mit silberner Verzierung, zwei von ihnen goldenen Kopfschmuck; dieser bestand aus einem grösseren goldenen Plättchen, welches die Nase und Stirn bedeckte, und aus zwei kleineren Seitenplättchen, auf welchen Syrenen, Blumen und Gryphone ausgeprägt waren. In der westlichen Ecke des Grabes lagen Schafknochen und neben ihnen ein eisernes Schwert.

Fast gleichzeitig mit Zymbalka grub man einen kleinen Hügel, in welchem man fünf kleine Gräber fand, auf. Drei von ihnen waren ganz ausgeplündert. Im vierten fand man: 5 knöcherne Pfeile, 5 Bronzepfeile, 1 Quarzpfeil, Bronzegebisse, 1 Bronzeknopf, 1 goldenes Plättchen und 1 irdenes Gefäss. Im fünften Grabe war 1 Menschenskelet, 1 Bronzespeer und 1 Schleifstein.

Schon glaubte man nichts mehr im Grabe zu finden, als man auf dem westlichen Rande des Hügels einen Einsturz bemerkte, der sich bald als ein Gang zu einer höhlenartigen Vertiefung erwies. Diese Vertiefung war aber ein Begräbnissplatz, 3⅓ Meter tief in der Erde gegraben. Rechts vom Eingange in die Höhle fand man ein Skelet, das in einem hölzernen Sarge lag; am Halse trug es einen massiven goldenen Reif; unweit von dessen Kopfe lagen 3 eiserne Speere, an seiner rechten Seite 100 Bronzepfeile und 1 eisernes Schwert; links waren 200 ähnliche Bronzepfeile.

Am Eingange in die Höhle lagen nebeneinander 30 gleiche Kinnbacken eines kleinen, unbekannten Thieres, wahrscheinlich an einer Schnur gebunden, und etwas weiter Knochen und Schädel von Schafen. In einer Ecke der Höhle stand eine schöne Bronzevase, mit Widderknochen angefüllt. Ausserdem fand man noch ein hölzernes, aus einem Eichenstamme ausgehöhltes Fass, das 1 Meter lang war und ½ Meter im Diameter hatte und mit goldenem Schmuck geziert war.

Bei den Füssen des Skelets lagen Pferdeknochen.

Ueber die Steinfiguren (Kamene babe) auf den Tumulis des südlichen Russland.

Von

Dr. M. Much.

In der anziehenden Darlegung des Herrn Hawelka über die ausserordentlichen Erfolge, welche russische Gelehrte bei ihren, mit eben so viel Ausdauer als Glück unternommenen Ausgrabungen erzielt haben, werden zuweilen auch Steinfiguren erwähnt, welche in oder auf den Tumulis im südlichen Russland gefunden werden. Ich glaube über diese Steinbilder um so mehr Einiges mittheilen zu dürfen, als über dieselben überhaupt noch wenig in die Oeffentlichkeit gelangt ist, und meist an Stellen, wo auch dieses Wenige nicht gesucht wird. Ich möchte jedoch die Aufmerksamkeit noch insbesondere aus dem Grunde auf diese Steinbilder lenken, weil Andeutungen nicht fehlen, dass sie auch in unseren Ländern, zunächst in Mähren vorkommen, oder doch früher gefunden worden sind, und weil ich dazu ermuntern möchte, diese Thatsache zu constatiren.

Am umfassendsten hat sich bisher Dr. Henszelmann über diese merkwürdigen Steinbilder ausgesprochen[1]), und seiner unseren Dank verdienenden Abhandlung darüber entnehme ich das Thatsächliche für die nachstehenden Mittheilungen.

Es ist allgemein bekannt, dass auf den zahllosen Tumulis im südlichen Russland Steinbilder gefunden werden, welche menschliche, männliche und weibliche Gestalten, zum Theile stehend, grösstentheils aber sitzend darstellen. Diese Figuren, die eine Grösse bis zu neun Fuss erreichen, sind entweder ronde bosse oder in Relief, in ersterem Falle aber auf der Rückseite weniger sorgfältig gearbeitet. Wie verschieden sie an Grösse, Ausführung, Gewand, Gesichtsausdruck u. s. w. sein mögen, so stimmen doch alle darin überein, dass sie offenbar bestimmte Persönlichkeiten darstellen und mit den Händen in der Höhe des Gürtels ein becher-

[1]) Mittheil. der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale XIX. Jahrg. S. 128 u. f.

artiges Gefäss halten. Wir müssen deshalb diese beiden übereinstimmenden Erscheinungen als ein für alle charakteristisches Moment auffassen.

Die Russen nennen eine solche Steinfigur, auch wenn sie mit einem tüchtigen Schnurrbart behaftet ist, kamenaia baba, d. i. Steinmütterchen, und wenn gesagt wird, dass derlei Figuren im südlichen Russland, namentlich zwischen Pruth und Don, also im Sitze der eigentlichen Herodotischen Skythen und späterhin der noch ungetrennten zahlreichen gothischen Völker, zu Tausenden gefunden werden, so ist das nicht so zu verstehen, als ob dieselben noch jetzt bei den wissenschaftlichen Durchgrabungen häufig zu Tage kämen; die „Steinmütterchen" haben vielmehr längst ihre Stätte verlassen müssen, wohin sie der fromme Glaube und die kindliche Liebe eines uns noch unbekannten Volkes setzte.

Wer heute noch derlei Steinbilder finden will, darf sie nicht über den Gräbern suchen; sie sind allerdings noch zu Tausenden da, aber in die nächsten Ortschaften verschleppt, nur in glücklichen Fällen als Gartenstatuen aufgestellt, zumeist aber in die Wände der Häuser vermauert, als Thürschwellen, Treppenstufen, Steintröge u. s. w. benützt; kurz wir sehen, dass dort nicht jene Erinnerung an ihre einstmalige Bedeutung zu finden ist, welche zur Schonung derselben auffordern würde, dass dort der pietätvolle Sinn jenes Volkes nicht mehr lebt, welches einst diese Gefilde bewohnte und dem Darius sagen liess, er möge die Gräber ihrer Väter antasten, und er würde erfahren, ob sie zu kämpfen verstünden.

Die erste Erwähnung der Kamene babe findet sich nach Henszelmann, wie ganz natürlich, in den russischen Chroniken, und zwar des dreizehnten Jahrhunderts, die von denselben zuerst im Jahre 1225 als von Werken der Palozen (Cumanen) sprechen. Doch schon im Jahre 1253 berichtet auch der Minorit Rubruquis (Risbrouk, Ruysbrooke), welchen Ludwig IX. an den Hof des Gross-Chans der Tartaren sandte, weil der Bruder desselben den christlichen Glauben angenommen haben sollte, von ihnen, und erzählt von den zahlreichen Statuen, in dem heutigen südlichen Russland, welche ein Gefäss an dem Nabel halten. Rubruquis sagt, dass sie auf den Grabhügeln mit dem Gesichte nach Osten gekehrt seien; sie mussten also zu seiner Zeit noch vorhanden sein.

Toldy bemerkt in Eötvös's „Politikai Hétilap“ (1866 Nr. 22), dass die Kurgan-Hügel und mit ihnen die kamene babe in grosser Zahl, insbesondere zwischen Pruth und Don vorkommen, also gerade dort, wo zu Herodot's Zeit die Skythen wohnten, und mit dieser Angabe ihrer grössten Verbreitung stimmen im Allgemeinen die Berichte von Rodozicki, Pallas, Güldenstedt, Klapproth; insbesondere sagt Köppen, dass Herodot's Skythien von den Kurgan-Gegenden bedeckt werde. Nach dem erstgenannten kommen Kurgan-Hügel auch jenseits des Dons im nördlichen Kaukasien, nach Pallas auch am Jenisey, Irtis und Samara, doch nur vereinzelt vor. Es ist jedoch die Frage noch offen, ob alle diese Kurgane der Gegenden jenseits des Dons auch wirklich Steinbilder der beschriebenen Art enthalten, oder überhaupt nur als Grabhügel erwähnt werden.

Jerney, welcher durch die Aehnlichkeit angereizt, welche die kamene babe sowohl in den Gesichtszügen als im Gewande mit dem ungarischen Typus ihm zeigten, und der dieselben für ein Werk der Ungarn in einem ihrer früheren Sitze hielt und deshalb mit Eifer an Ort und Stelle studierte, bestreitet ihr Vorkommen im Süden der Krim, gegenüber Köppen, welcher deren Vorkommen daselbst (bei Bakschiserai) entschieden behauptet. Die Differenzen in diesen Berichten werden wohl dadurch zu erklären sein, dass die Einen ihren Ausspruch auf Kurganhügel schlechthin bezogen, während ihn die Anderen auf derlei Hügel, welche Steinbilder enthalten oder auch enthielten, beschränkten. Da Jerney letzteren seine besonderen Untersuchungen widmete, so wollen wir vorerst ihm Recht geben, wenn er das Vorkommen von bechertragenden Steinbildern auf Grabhügeln auf das Gebiet zwischen den Flüssen Dnieper und Don, zwischen Charkow und der Krim begrenzt.

Was nun die Bedeutung dieser Steinbilder betrifft, so weiset schon ihre durchgehende individuelle Verschiedenheit einerseits, der Mangel jedes besonderen göttlichen Attributes andrerseits, dann aber das Zusammentreffen aller in dem gemeinsamen Symbole, dem Tragen des Bechers, darauf hin, dass wir nicht Götterbilder, sondern Grabstatuen vor uns haben, Steinbilder, welche den Verstorbenen gesetzt wurden und welche die Verstorbenen darstellen sollten.

Schon aus Homer wissen wir, dass die Griechen steinerne Säulen auf den Grabhügeln aufstellten, so wie die Germanen

des Nordens nach der Edda ihre Bautasteine zum Andenken an die Verstorbenen am Wege aufrichteten. Es ist nur ein Schritt weiter, wenn ein Volk diesen Steinen Form und Gestalt gibt, und sich bemüht, in dem harten, der Zerstörung trotzenden Fels das Bild des Gestorbenen zu verewigen, als ob er fürder noch lebte, und nichts anderes, nur vollkommeneres üben wir selbst noch, wenn wir die marmornen oder ehernen Bildnisse unserer um das gemeinsame Wohl verdienten Männer auf ihren Gräbern, wie die alten Griechen ihre Säulen, öfter noch auf unseren Strassen aufstellen, wie einst unsere Väter ihre Bautasteine.

Wenn gegen diese Auffassung kaum ein begründeter Einspruch erhoben werden dürfte, so gehen dagegen die Antworten auf die Frage, welches Volk diese bechertragenden Steinbilder der Pontusländer auf den Gräbern seiner Todten aufgerichtet habe, weit auseinander.

Die russischen Chroniken schreiben dieselben den Palozen zu, der schon genannte Minorit Rubruquis (Ruysbrooke) den Cumanen, indem er sagt: „Comani faciunt magnum tumulum, et erigunt ei statuam versa facie ad orientem, tenentem ciphum ad umbilicum, faciunt etiam divitibus piramides, id est domunculas acutas et alicubi lapideas domus, quamvis lapides non inveniuntur ibi. Vidi quemdam noviter defunctum, cui suspenderunt pelles XVI equorum, ad quodlibet latus mundi quatuor, inter perticas altas; et apposuerunt cosmos (Kumis) ut biberet, et carnes ut comederet, et tamen dicebant de ille quod fuerit baptizatus“. Mit welchem Rechte Rubruquis die Cumanen als Erbauer der Kurgane und Verfertiger der bechertragenden Steinbilder erklärt, ist jedoch erst noch zu untersuchen. Wirklich gesehen hat er nur einige ihm sonderbar und mit dem Christenthume unverträglich erscheinende Gebräuche, nämlich dass die Cumanen die Felle von sechzehn Pferden auf hohen Stangen um den Verstorbenen aufhingen, vier nach jeder Weltgegend, und dass man ihm Fleisch und Kumis vorsetzte, keineswegs aber vermag er zu erzählen, dass die Cumanen in seiner Gegenwart hohe Grabhügel gebaut, und auf denselben die Steinbilder aufgestellt haben. Da er aber die unversehrten Grabhügel mit ihren noch wohlerhaltenen Steinbildern im Lande der Cumanen gesehen hat, weil er sagt, dass das Angesicht der Steinbilder nach Osten schaut, und da er bei den Cumanen

überhaupt absonderliche Leichengebräuche beobachtete, so mussten wohl nach seiner Meinung die Cumanen auch die Grabhügel mit ihren Statuen errichtet haben.

Pallas und Klapproth vindiciren dieselben den Hunnen ohne alle Berechtigung, da wir aus Ammianus Marcellinuus, wissen, dass diese weder Häuser noch Gräber kannten, und aus Jornandes, dass sie bei dem Begräbnisse Attilas gothischer Sitte folgten[1]). Eichwald schreibt die Grabstatuen wie Rubruquis den Cumanen zu, Bulgarin den Skythen; Güldenstedt hält sie für slavisch.

Dubois endlich bemüht sich den chinesischen Ursprung derselben zu erweisen, indem er in dem Atlas seines Werkes „Voyages du Caucase" Neufchâtel 1870, Série d'Archéol. Tafel XXXI zu den Abbildungen von mehreren solcher Grabstatuen zwei Chinesenköpfe hinzufügt, aus deren Vergleichung sich die nahe Verwandtschaft in der Gesichtsbildung und daher die Gleichheit der Rasse ergeben soll. Es ist jedoch überflüssig zu bemerken, dass Dubois bei seiner Erklärung kaum weiter hätte greifen können. Gar nichts, weder ein sonstiger archäologischer Fund, noch irgend eine historische Nachricht gibt uns auch nur eine leise Andeutung von einer ehemaligen Anwesenheit der Chinesen in jenen Ländern, und es kann nicht gestattet sein, lediglich aus den Gesichtszügen doch nur sehr roh gearbeiteter Steinbilder so gewagte Schlüsse zu ziehen. Ein Blick auf Abbildungen von derlei Statuen belehrt übrigens sofort, dass der Gesichtstypus derselben ein sehr verschiedener ist, und der kaukasischen Rasse mehr entspricht, als der mongolischen.

Dennoch schreibt auch Radozicki sie den Mongolen zu, gewiss deshalb, weil dieselben, wie bekannt, lange Zeit das herrschende Volk in dem grössten Theile des heutigen europäischen Russland gewesen sind, und weil es nahe zu liegen scheint, dass derartige hervorragende Monumente auch von einer mächtigen Rasse herrühren. Radozicki hätte für die Mongolen auch noch den bemerkenswerthen Umstand geltend machen können, dass noch heute jeder Mongole einen Becher in seinem Gewande oberhalb dem Gürtel bei sich trägt, wo er

[1]) Richtiger dürfte gesagt werden, dass Attila nicht von den Hunnen, sondern von seiner gothischen Umgebung begraben wurde.

verschiedenen unnennbaren Bewohnern willkommene Herberge bietet. Es würde sonach der im Gewande über dem Gürtel verwahrte Becher dem Becher ziemlich nahe kommen, welchen die Steinbilder der Kurgane mit den Händen vor dem Gürtel halten. Doch darf man von den Mongolen, als dem typischen Nomadenvolke, keine derartigen Aeusserungen ihrer Kunstliebe und Kunstfertigkeit erwarten, wie sie beide in den becherhaltenden Steinbildern sich offenbaren. Alle Schilderungen, welche Reisende von ihnen machen, treffen in dem Berichte von ihrer grenzenlosen Indolenz und Apathie zusammen; es verursacht ihnen schon unsägliche Mühe, irgend ein unentbehrliches Hausgeräth zu erzeugen, wie sollten sie sich zur Anfertigung solcher Steinbilder zu entschliessen und heranzubilden vermögen, die doch nur einem idealen Zwecke dienen? Zu dem kommt, was eben bei dem apathischen Wesen der Mongolen erklärlich ist, dass sie im Allgemeinen den Verstorbenen und ihren Gräbern wenig Pflege widmen, ja wir finden bei einem grossen Theile der mongolischen Völker die Sitte, dass sie ihre Todten einfach hinwerfen, indem sie deren Frass durch wilde Thiere für das ehrenvollste Begräbniss halten. Die Mongolen haben die Kurgane mit ihren Steinbildern gewiss nicht errichtet.

Indess hat dennoch der Ungar Jerney den Ursprung dieser Bilder von einem besonderen mongolischen Stamme, der heute allerdings am meisten vorgeschritten ist, sich aber auch seines mongolischen Charakters vielleicht gänzlich entäussert hat (Lenhossek), mit Aufwand vieler Mühe zuzueignen sich bestrebt. Auf einer im Jahre 1844 unternommenen Reise, um die alten Wohnsitze der Ungarn aufzusuchen, begeisterte er sich in Odessa an dem Anblicke zweier derartiger becherhaltenden Statuen, in denen er echten ungarischen Typus zu erkennen glaubte, und da jene Gegenden längere und kürzere Zeit von Ungarn und anderen ungarischen Stämmen bewohnt waren, so gab es für ihn keinen Zweifel mehr, dass er in jenen Steinbildern leibhaftige Ungarn vor sich habe. Es lässt sich auch in der That nicht in Abrede stellen, dass in den Gesichtszügen, im Bartwuchse, in der Kleidung manches dem heutigen ungarischen Wesen überraschend Aehnliche zu finden ist: der mit Schnüren benähte Rock, die engen Hosen, eine gewisse Neigung zu Fülle des Gesichtes, der Schnurrbart zeigen

eine fast bestechende Aehnlichkeit; selbst der Zopf, der noch heute in Ungarn nicht verschwunden sein soll, fehlt einzelnen jener Statuen nicht. Obwohl es aber nicht den Anschein hat, dass Jerney selbst mit der nöthigen Unbefangenheit die Auswahl seiner Vergleichsobjecte getroffen hatte, so bewahrten doch seine Landsleute die Ruhe und sprachen sich dahin aus, dass man die Statuen schon deshalb nicht den Ungarn zuschreiben dürfe, weil man nicht annehmen könne, dass ein Volk, welches in einem früheren Wohnsitze seinen Todten tausende von Statuen verfertigte, in einer neuen Heimat diese Sitte gänzlich aufgegeben haben sollte, obwohl hier noch lange Zeit verging, ehe es, etwa durch den Uebertritt zum Christenthum, daran verhindert worden wäre. Man entgegnete ferner, die engen Beinkleider seien kein specifisch ungarisches Gewandstück, sondern vielleicht von den Slovaken entlehnt, gewiss aber ein Bestandtheil der allgemeinen Tracht des Mittelalters. Dazu kommt denn doch noch die Frage, ob man einem so flüchtigen Nomaden- und Reitervolke, wie es die Ungarn am Pontus noch waren, jene hohe Sorgfalt für ihre Todten und jene kunstfertige Eignung zutrauen darf, die sich in der Errichtung der riesigen Grabhügel und ihrer Steinbilder ausspricht, und die man sonst wohl nur vor einem seit langer Zeit in festen Wohnsitzen lebenden und an emsige und friedliche Beschäftigung gewöhnten Volke erwarten kann? Die Ungarn haben von den Hunnen (Hungari, Hunogari, Heunen) den Namen erhalten, ohne Zweifel wegen ihrer Aehnlichkeit mit diesem wilden Volke, mit dem sie vielleicht auch in naher Verwandtschaft gestanden sind, und ich erinnere, dass die Hunnen weder Häuser noch Gräber gekannt haben.

Mit grösserem Rechte, als es bei irgend einem der genannten Völker geschehen, wurde auf die Skythen des Herodot als Erbauer der Tumuli in den Pontusländern und als Verfertiger der bechertragenden Steinbilder gewiesen. Man weiss ja, mit welchem Aufwande von Zeit und Aufgebote von Menschen die Skythen ihre verstorbenen Könige begruben, und in welchen pietätvollen Ehren sie ihre Gräber hielten, ist aus der Antwort an Darius hinlänglich bekannt. Bei diesen Thatsachen können wir auch wohl ohne Bedenken die Möglichkeit gelten lassen, dass sie die Gräber jener Männer, die sie im Tode noch ehren wollten, zu mächtigen Hügeln wölbten.

Allein bei den Skythen trifft noch ein anderer Umstand zu, welcher das allen Steinbildern gemeinsame charakteristische Symbol, den Becher in den Händen vor dem Gürtel erklärt. Herodot erzählt nämlich, dass Herakles in der Gegend des Pontus mit der Echidra zusammengeführt wurde, mit der er drei Söhne erzeugte, von denen jener die Herrschaft erhalten sollte, welcher des Vaters Bogen zu spannen, und dessen Gürtel, an welchem eine goldene Schale befestigt war, in gehöriger Weise zu umgürten vermöchte. Dies gelang dem jüngsten Sohne Skythes, auf den auch die Herrschaft überging. Von ihm stammen die Skythen, die nun zum Andenken an die Schale des Herakles auch zu Herodot's Zeiten noch Schalen an ihren Gürteln trugen.

Die Schale spielt bei den Skythen noch eine andere Rolle. Während der Regierung Targitai's sollen ein Pflug, ein Joch, eine Doppelaxt und eine Schale, alle aus Gold vom Himmel gefallen sein, die nur dessen jüngster Sohn wegzutragen im Stande war, während sich die anderen an dem glühenden Golde die Hände verbrannten.

Das was uns also in dieser Richtung von den Skythen bekannt ist, könnte in Bezug auf die Erbauer der Tumuli in den Pontusländern — prunkvolles Begräbniss der skythischen Könige und hohe Sorgfalt für die Erhaltung der Gräber — und auf die Verfertiger der bechertragenden Steinbilder — der bechertragende Stammvater der Skythen und die bechertragenden Skythen selbst — kaum zutreffender gedacht werden.

Henszelmann erhebt in seiner oben angeführten Abhandlung Bedenken gegen den skythischen Ursprung der pontischen Grabstatuen, weil er die Skythen für Nomaden hält, denen eine derartige Kunstübung fremd ist, und weil er glaubt, dass die Statuen nicht jener frühen Zeit angehören können, da sie, ob sie auch den Einfluss antiker Bildwerke nicht verläugnen, dennoch nicht der antiken Plastik in ihrem Aufstreben, sondern in ihrem Niedergange entsprächen. Indess irrt Henszelmann, wenn er die Herodotischen Skythen für reine Nomaden erklärt; sie hatten vielmehr ihr wohl durchbildetes Staatswesen, sie besassen eine bedeutende kriegerische Widerstandskraft; mit den in den Pontusstädten angesiedelten Griechen mussten sie einen schwunghaften Handelsverkehr unterhalten haben, und dem Einflusse desselben konnten sie

sich unmöglich entziehen. Indess genügt schon ihre nationale Sage von ihrer Herkunft, an die sich die Erzählung von dem himmlischen Geschenke eines Pfluges, eines Joches, einer Doppelaxt und einer Schale aus Gold knüpft, zu erweisen, dass die Skythen durchaus keine Nomaden gewesen sind. Pflug, Joch und Doppelaxt sind dem Nomaden völlig fremde Dinge, und nur dem Ackerbauer heilige Symbole, und wenn sie die skythische Sage vom Himmel fallen und aus Gold, dem allezeit kostbarsten Stoffe, gearbeitet sein lässt, so drückt das so viel aus, dass den Skythen ihre Segnungen wohl bekannt und von ihnen gewürdigt worden waren. Ohne Zweifel beweiset die Sage, dass die Skythen von Anbeginn Ackerbauer gewesen sind, oder strenger genommen, dass der ackerbautreibende Theil der Skythen seit Anbeginn die Herrschaft geführt hat.

Ich erinnere noch daran, dass die Griechen selbst erzählen, der Skythe Anacharsis habe ihnen Weisheit gelehrt und sie mit der Töpferscheibe bekannt gemacht, und glaube damit einen Beleg zu geben, dass die Skythen selbst in den Augen der Griechen ein cultivirtes Volk gewesen sein müssen, dem man wohl die Anfertigung solcher Statuen zutrauen darf, insbesondere da ihnen so treffliche Lehrmeister in den pontischen Küstenstädten zu Gebote standen.

Was den Umstand betrifft, dass die Steinbilder eher dem Charakter des Verfalles der griechischen Kunst als des Aufsteigens derselben entsprächen, so ist es vielleicht doch zu gewagt, bei solchen das nationale Gepräge so scharf ausdrückenden, zweifellos barbarischen Bildwerken einen solchen Ausspruch zu thun. Nimmermehr aber könnte eine solche Wahrnehmung, auch wenn sich Einiges dafür anführen liesse, die oben geltend gemachten Thatsachen, welche für den skythischen Ursprung der bechertragenden Steinbilder sprechen, entkräften.

Bisher sind mit mehr oder weniger Berechtigung oder auch ohne alle Berechtigung Skythen, Hunnen, Ungarn, Cumanen, Mongolen und Slaven als Urheber dieser Steinbilder genannt worden: ein Volk hat man hiebei unbeachtet gelassen, welches in Europa zu den cultivirtesten Völkern des Alterthums gehörte, in den Pontusländern nach dem räthselhaften Verschwinden der Herodotischen Skythen

ebenso räthselhaft erscheint und dort bis zum Einbruche der Hunnen die Herrschaft führt: die Gothen. Sie haben dort ein fest begründetes mächtiges Staatswesen und treten als der gewaltigste und innerlich am meisten geeignete Gegner Roms auf. Diesem liefern sie Staatsmänner und Heerführer, die es zu seinen bedeutendsten zählt; in Italien, in Spanien nehmen sie die Leitung des Gemeinwesens sofort aus den Händen der Römer, um es mit Geschick und der eines Culturvolkes würdigen Schonung gegen die Besiegten weiter zu führen, obwohl sie dadurch ihr eigenes nationales Wesen einbüssen. In der Zeit, aus der ihre schriftlichen Denkmale — gewiss nicht ihre ersten Versuche — uns erhalten wurden, sehen wir, trotzdem diese Denkmale in Folge der Gewalt, welche Zeit und Menschen an ihnen übten, nur ein unvollständiges Bild gewähren, dass ihnen ureigene Ausdrücke für ein Culturleben geläufig sind: für Ackerbau und Bürgerthum, für Hauswesen und Wissenschaft; sie kennen Richter und Könige, Dörfer und Städte, Ackerbauer und Bürger, Bücher und Gelehrte; sie pflegen Gemüsegärten, bauen Burgen; wir sehen sie im Besitze von Reichthümern, von prächtigen Goldgefässen[1]), ja von nationalen Goldschmieden[2]): ihnen wird sonach auch der Sinn für Kunst und einige Eignung hiefür nicht gefehlt haben und ich glaube, dass wir nach dem Vorangeschickten ihnen so viel Kunstfertigkeit ohne Bedenken zumuthen dürfen, als zur Ausführung jener einfachen Steinbilder nöthig ist.

Ihre Könige bestatten sie mit allem Aufwande von Prunk und legen ihnen ihre Schätze in das Grab, wie dem Allarich im Busento, dem Attila, der nach gothischer Sitte begraben ward, und wir dürfen annehmen, dass mancher pontische Tumulus einen gothischen König mit seinen Schätzen einschloss.

So viel können wir sagen, dass weder im Wesen der Gothen, noch in dem ihrer Zeit irgend etwas liegt, was der Annahme widerstreiten könnte, dass sie die Erbauer der pontischen Tumuli und die Verfertiger der bechertragenden Steinbilder auf denselben gewesen seien, wenn auch bis hieher keine

---

[1]) Kaiserl. Antikencabinet in Wien.

[2]) Nach Eugippius, Vita Severini, bei den Rugen in Niederösterreich, einem Zweige der Gothen.

Thatsachen geltend gemacht wurden, welche sie in so nahe Beziehung zu derselben brächte, wie die Skythen. Da erscheinen in dem spanischen Annex der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 „fünfzehn Gipsabgüsse von Statuen, welche alle einen Kelch oder Becher in der Gegend, wo der Gürtel getragen wird, mit einer oder beiden Händen an die Brust drücken". Neben diesen Abgüssen befand sich ein Buch, dessen Titel lautete: „Memoria sobre las notabiles escavaciones hechas en el Cerro de los santos, publicada por los P. P. Escolapios de Yecla. Madrid 1871", welches Auskunft über den Fundort der Statuen und einige Erklärung der Bedeutung derselben gab.

Der Cerro de los santos soll der Platz Alteas, der von den Alten genannten Hauptstadt Bäticas sein, und hat seinen Namen eben von den hier bereits früher vorgefundenen, vielleicht ähnlichen, offenbar für Heiligenbilder gehaltenen Statuen. Seine Berühmtheit erhielt er durch die im Jahre 1871 wissenschaftlich betriebenen Ausgrabungen, welche eine grosse Menge von Steinbildern und Fragmenten derselben lieferten.

Ueber die Steinbilder selbst bemerkt das spanische Buch, dass sich dieselben je nach der Tracht, Ausstattung und äusserer Würde in drei Classen eintheilen lassen. Ich vermeide es, auf die Beschreibung der Tracht näher einzugehen, da sie uns vorläufig nebensächlich erscheinen muss, und will nur beiläufig bemerken, dass mich die weibliche Tracht lebhaft an das Gewand der Rumänen erinnert. Die Steinbilder der ersten Classe sind von gebietender, religiöser Erscheinung, und sie halten mit beiden Händen ein Gefäss in der Höhe des Gürtels. Die Bilder der zweiten Classe sind einfacher, von abweichender Kleidung, „die Rechte ist an die Brust gelegt oder ausgestreckt, während die Linke einen Gegenstand hält, der nicht bestimmt werden kann, weil er blos in Bruchstücken vorgefunden wurde; zuweilen war es ein Buch. Auf dem unbedeckten Theile der Brust tragen sie eine Inschrift, deren Buchstaben von dem turdetanischen ganz verschieden sind. Eine der Statuen trägt statt der Inschrift ein Halsband mit einem runden schwerfälligen Medaillon, welches einer Stecknadel gleicht, die wir imperdibles nennen; Stücke von Bronze-Stecknadeln, welche den angeführten ähnlich sind, hat man gleichfalls ausgegraben".

„Die Statuen der dritten Classe haben ein martialisches Aussehen; sie sind wie die früheren in Tunika und Mantel gekleidet. Erstere hat eine Unzahl von Falten, der Mantel wird auf der linken Schulter von einer hammerförmigen Broche gehalten.“ „Sie haben am Handgelenke Armbänder; in der Rechten halten sie mit vier Fingern eine Art ziemlich flacher Trinkschale, der Daumen ist in seinem oberen Gliede derart gekrümmt, dass er einen kleinen unbekannten Gegenstand stützen kann.“ Von den in Gipsabgüssen ausgestellten Steinbildern hielten alle einen Becher.

Ausser den Menschenfiguren wurden auch zahlreiche Thierfiguren aus dem Hügel gegraben, Zwei- und Viergespanne von Pferden, Stiere und Löwen, ja auch phantastische Gestalten.

Genug an dem, dass auch die Steinbilder Spaniens keinen derartigen Typus an sich tragen, dass man sie für heidnische Göttergestalten halten dürfte. Sie sind vielmehr so wie die pontischen verschieden an Form und Gestalt, Ausstattung und Tracht, und sichtlich bestrebt, zu individualisiren, und daher bestimmte Persönlichkeiten darzustellen. Da nun bei den Grabungen thatsächlich auch Menschenknochen gefunden wurden, so unterliegt es keinem Zweifel, dass auch diese Bilder Grabstatuen sind.

Unter sich aber stimmt die Mehrzahl derselben, und diese sodann mit den pontischen Grabstatuen darin überein, dass sie mit beiden Händen oder auch mit einer Hand einen Becher in der Höhe des Gürtels an die Brust halten. Es fragt sich nun: wie ist diese merkwürdige Uebereinstimmung einer so charakteristischen Erscheinung im äussersten Osten Europas und im äussersten Südwesten zu erklären? Ist die Anfertigung von Grabstatuen und ist das charakteristische und gemeinsame Symbol derselben, der an der Brust gehaltene Becher, eine mehreren Völkern zugleich angehörende, vielleicht einem gewissen Zeitalter, ohne Begrenzung durch Völkerterritorien, zukommende Erscheinung, oder müssen wir annehmen, dass insbesondere das Bechersymbol ein nur einem besonderen Volke eigenthümliches, dasselbe sonach kennzeichnendes Merkmal sei? In letzterem Falle müsste das Volk, dem wir dieses Merkmal beimessen, aus dem äussersten

Osten nach dem äussersten Südwesten oder umgekehrt gewandert sein.

Da kommen denn die Gothen, bezüglich deren wir die Möglichkeit nachgewiesen haben, dass sie die Verfertiger der pontischen Steinbilder sein könnten, vor allen Anderen in Betracht. Weder Hunnen noch Slaven, noch ein anderes der früher genannten Völker, denen der Ursprung dieser Bilder zugeschrieben wurde, sind je bis nach Spanien gelangt; kein Volk hat seine Wanderung umgekehrt aus Spanien nach dem Pontus ausgeführt. Die Gothen allein haben ihren Zug von den Gestaden des Pontus bis zu jenen der Atlantis vollendet.[1]) Die Gothen allein hatten am Pontus und in Spanien eine dauernde Heimat und feste Reiche, und es ist gewiss merkwürdig, dass gerade diese beiden Länder sich als Fundort der bechertragenden Grabstatuen charakterisiren.[2]) Wenn aber die Gothen nicht die Verfertiger dieser Steinbilder gewesen sind, welchem anderen Volke dürften wir sie zuschreiben, welches andere Volk hatte in beiden Ländern eine Heimat gefunden? Und wenn es verschiedene Völker gewesen sind, welche in beiden Ländern die bechertragenden Steinbilder verfertigten,

---

[1]) Die Vandalen, ein gothischer Zweig, sind allerdings noch über Spanien hinaus und über die Meerenge von Gades gelangt; von ihnen mag ein Theil der blauäugigen, blondhaarigen Bevölkerung im nördlichen Afrika, und ein Theil der Dolmen herrühren, zu deren Bau zuweilen Steinplatten mit römischer Inschrift verwendet wurden, allein wir wissen nichts von einem Aufenthalte der Vandalen am Pontus. Die Alanen neben den Gothen kommen schon als flüchtiges Reitervolk nicht in Frage, aber auch darum nicht, weil ihre ursprünglichen Sitze jenseits des Don gelegen waren.

[2]) Ein Hinweis, dass die bechertragenden Steinbilder von Yecla den Gothen oder doch überhaupt einem germanischen Stamme angehören, scheint auch in dem Umstande zu liegen, dass bei der dritten Classe der Steinbilder, d. i. bei jener mit martialischem Aussehen, und mit Tunika und faltenreichem Mantel bekleideten, dieser Mantel auf der linken Schulter von einer hammerartigen Broche gehalten wird. Hammerartige Anhängsel sind auch in Schweden gefunden worden, und sie stehen ohne Zweifel zu dem germanischen Thorcultus in Beziehung. Henszelmann legt dieser Erscheinung, ich glaube mit Unrecht, keine Bedeutung bei, weil die spanischen Gothen schon Christen gewesen seien. Der Uebertritt vom Heidenthum zum Christenthum erfolgte aber nie und nirgends so urplötzlich und vollständig, dass ein Volk nach dem-

wenn diese merkwürdige culturelle Kunstübung nicht einem bestimmten Volke, sondern einer bestimmten Zeit angehören soll, warum finden wir ihre Zeugnisse nur in den beiden Ländern, wo die Gothenreiche ihre grösste Dauer und Blüthe erreichten, und im Gebiete irgend eines anderen Volkes keine Spur dieser Uebung wieder? Wie ist endlich die merkwürdige Uebereinstimmung einer so sonderbaren Erscheinung in so weit entlegenen Ländern zu erklären, und die grosse Lücke zwischen beiden, welche durch so weite, noch dazu archäologisch am besten durchforschte Strecken, gebildet wird?

Eine Antwort könnte man nur geben, wenn es gelänge nachzuweisen, dass diese Kunstübung an beide Orte durch den Einfluss eines ganz ausserhalb der in Frage kommenden Länderstrecken wohnenden Volkes übertragen und ausgebildet worden ist. Hierbei könnten selbstverständlich wohl nur die Phönizier in Erwägung kommen, denn sie allein hatten ihren Handel und ihren Einfluss nach den Pontusländern einerseits, bis nach Spanien andrerseits ausgedehnt. Aber warum fehlen dann die bechertragenden Grabstatuen in der Heimat der Phoenizier selbst, warum fehlen sie in anderen Ländern, die ihrem Einflusse in eben dem Maasse oder noch mehr ausgesetzt waren, als etwa die Pontusländer?

Alle diese Fragen aber bleiben, wenn wir der Bejahung des gothischen Ursprunges der bechertragenden Grabstatuen ausweichen wollen, unbeantwortet, und damit die Zweifel ungelöst. Wenn wir diese Steinbilder nicht einem bestimmten Volke, sondern einer bestimmten Zeit zuweisen, dann fehlen uns die unerlässlichen verbindenden Mittelglieder und wir fragen

---

selben auf einmal alles das aufgegeben hätte, ja physisch und psychologisch sofort hätte aufgeben können, was an den früheren Glauben erinnerte. Spinnt sich doch eine Unzahl von heidnischen Gebräuchen und ein fester Faden des alten Heidenglaubens nun schon durch anderthalb Jahrtausende trotz aller Verbote und Strafen bis in unsere Zeit fort! Und waren zahlreiche heidnische Anklänge selbst im neuen Gottesdienste trotz aller Mühe nicht sogleich zu beseitigen, so ist umsoweniger anzunehmen, dass sich ein Volk seines werthvollen, liebgewordenen, vielleicht durch Väterbesitz geheiligten Schmuckes, der an die heidnische Zeit gemahnen konnte, mit einem Male entäussert haben wird, wiewol es an Versuchen, solch Teufelswerk zu annectiren, nicht gefehlt haben mag.

umsonst, warum sich die Erscheinung auf so fern auseinanderliegende Gebiete beschränkt?[1])

Aber gerade ein solches verbindendes Mittelglied, das noch anderen Richtungen fehlt, sehen wir bei den Gothen und zwar in dem berühmten Schatze von Petreosa. Dieser zeigt uns die Gothen im erwiesenen Besitze plastischer bechertragender Bilder, bringt also die Gothen zu diesen Bildern in so nahe Beziehung wie kein anderes Volk des Alterthums, verbindet geographisch die beiden Gebiete, in denen bis jetzt bechertragende Grabstatuen gefunden wurden, und überbrückt somit gewissermassen die grosse Lücke zwischen den Pontusländern und Spanien.

Das vorzüglichste Stück des Schatzes ist bekanntlich eine in Gold getriebene Schale von circa 26 Cm. Durchmesser, in deren Mitte sich auf einem Sitze eine ebenfalls in Gold getriebene weibliche Gestalt befindet, welche mit beiden Händen einen Becher an die Brust hält. Der Sitz ist mit einer Weinranke verziert, um den Sitz im Kreise herum sind verschiedene Figuren getrieben, welche den Ueberfall einer Heerde, während Hirt und Hund schlafen, zur Darstellung bringen. Den übrigen grossen Raum gegen den Rand der Schale erfüllen 16 Göttergestalten, die zumeist ohne Zweifel der hellenischen und römischen Mythe entnommen, doch viel-

---

[1]) Es ist übrigens eine bekannte Thatsache, dass es schon bei den Römern Sitte gewesen ist, den Grabsteinen die Porträtbüste des Verstorbenen in Relief einzumeisseln; sie geht durch das ganze Mittelalter bis tief in unsere Zeit herein. Allein diese Reliefbilder lassen keinen oder doch nur einen sehr fernen Vergleich mit den pontischen, auf der Höhe der mächtigen Tumuli mit dem Gesichte nach Osten gekehrten Steinbilder zu. Bemerkenswerth aber sind die mit Reliefporträts ausgestatteten Grabmonumente der katholischen Priester, welche nicht selten mit einer oder mit beiden Händen in der Höhe des Gürtels einen Kelch halten. Allerdings wird mit diesem Symbole der Spender der Sacramente angedeutet; doch glaube ich dieser Erscheinung Erwähnung machen zu sollen, da sich vielleicht später doch einmal ein Zusammenhang derselben mit den pontischen und spanischen Becherträgern wird finden lassen. Ich möchte jedoch noch auf einen anderen Gebrauch katholischer Christen verweisen, der sich in einzelnen Ländern findet, und der vielleicht geeignet ist, einiges Licht auf die Becher der Grabstatuen zu werfen. Es ist nämlich

fach in barbarischer Weise beeinflusst und verändert, und daher zum Theile kaum wieder erkennbar sind. Den Rand bedeckt innerhalb einer schnurartigen Einfassung eine in gleicher Art ausgeführte Weinranke, wie sie den Sitz der bechertragenden Figur umschliesst.

Der bekannte Archäologe Bock, welcher den Schatz von Petreosa in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung der Baudenkmale (1868, S. 109) besprach, spricht sich über die in der Mitte der Schale angebrachte becherhaltende Figur nicht näher aus, und bemerkt nur, dass deren antike Tracht und der Kopfputz für die Entstehungszeit des Beckens charakteristisch sind. Ob die Figur eine Beziehung zu dem Zwecke desselben ausdrücken soll, will er unentschieden lassen.

Was aber diese Figur betrifft, so sagt darüber de Linas in seinem Werke „Orfévrie mérovingienne," 1864, S. 185 Folgendes: „In der Mitte erhebt sich die Statuette einer sitzenden Frau in der Höhe von 0·075 M. Sie trägt eine lange ärmellose Tunika, die an den Leib schliesst; ihre von der Stirn bis auf das Hinterhaupt getheilten Haare rollen sich zu einer Wellenkrone auf und bilden einen Chignon; die groben Gesichtszüge ermangeln jedes Ausdruckes, der Busen ist wenig gehoben; sie hält mit beiden Händen einen kegelförmigen Becher (calathus), den sie an die Brust drückt". Und

---

hie und da Sitte, auf den Gräbern Gefässe für Weihwasser anzubringen, damit von den Angehörigen und Freunden des Verstorbenen das Grab bei dem Besuche desselben mit Weihwasser angesprengt werden könne. Bei den Armen genügt wohl ein irdenes Töpfchen, das an das hölzerne Kreuz gebunden wird. Bei dem Reichen dagegen besteht dieser Weihwasserbehälter nicht selten aus Marmor, neben dem ein zierlicher Weihwedel statt des einfachen Aehrenbüschels der Armen hängt. Steht gar ein marmorner Grabstein oder ein Monument auf dem Grabe, so ist das Weihwasserbecken in diesem selbst eingemeisselt, zuweilen sogar in einer Art architektonischer Verbindung, am Fusse, oder in der Mitte der Vorderseite, manchmal auch auf der Höhe des Steines. Haben die aufrecht aufgestellten Holzbalken (Asen, Ansen), die Steinsäulen der Griechen und Germanen, die Hermessäulen u. s. w. menschliche Gestalt vorstellen sollen, so ist es uns nicht schwer, uns die Grabsteine mit den eingemeisselten Weihwasserbecken statt der bechertragenden Grabstatuen zu denken.

weiter S. 194: „H. Filimonow (russischer Commissär bei der Pariser Ausstellung) erkennt in dieser Statuette den Typus jener Götter, die in alten Statuen des südlichen Russlands, aus einem Steinblocke gehauen, häufig vorkommen, man nennt sie dort Kamenaia Baba (etwa Steinmütterchen); sie sind Symbole des Lebens, der Fruchtbarkeit und Schöpferkraft der Natur. Die Bemerkung Filimonow's beweist, dass die Asen, ehe sie sich in Europa vertheilten, in Russland ansässig waren. Ich möchte jedoch in Bezug auf diese Kamenaia Baba eine Frage wagen, ohne dieselbe selbst beantworten zu wollen. H. E. d'Eichwald, Mitglied der kaiserlichen Gesellschaft der Aerzte zu St. Petersburg, hat mir vor einigen Tagen die Zeichnung von vier, im Jahre 1820 aufgefundenen kolossalen Figuren zugeschickt, eine von Konskye Rasdory, einem Dorfe des Gouvernements Charkow (Klein-Russland), die anderen drei aus dem südlichen Russland, zwischen Kherson und Berislau, mehr östlich auf der Strasse von Marianopol nach Taganrog. Diese Steinstatuen stellen zwei Männer und zwei Weiber dar, mit dem calathus in den Händen, ähnlich jener von Petreosa. Doch geht die Aehnlichkeit nicht weiter, indem die Tracht und die Gesichtszüge der russischen Kolosse einen mongolischen Charakter verrathen. Haben die von H. Filimonow untersuchten Denkmäler etwa denselben Charakter?"

Wir haben in diesen Bemerkungen zweier fremder Gelehrter, des Franzosen de Linas und des Russen Filimonow, sonach zwei unbedenkliche, und darum um so giltigere Zeugnisse für die Gleichartigkeit der bechertragenden Figur in der Schale des Schatzes von Petreosa mit den bechertragenden Grabstatuen des südlichen Russland. Wenn nun auch de Linas beifügen zu müssen glaubt, dass die Gleichartigkeit nicht weiter gehe, als auf den Umstand, dass die Figuren da wie dort Becher in den Händen tragen, so ist ja gerade dieses symbolische Bechertragen das Wesentliche und Charakteristische, in dem dieselben zusammen treffen. Dass die Tracht und die Gesichtszüge der russischen Steinbilder einen anderen Typus zeigen, als die Figur der Goldschale, ist leicht erklärt. Die Goldschale ist zweifellos Erzeugniss eines griechischen Künstlers; auch de Linas erklärt sie für ein solches. Dieser hatte offenbar nur den Auftrag, seine Schale mit einer bechertragenden

Figur auszustatten; er ordnete ihr Haar und versah sie mit einem eben solchen Gewande, wie das der Göttergestalten, die er auf dem Grunde der Schale schuf, beides in antiker Weise. Die Steinbilder der russischen Kurgane dagegen wurden von einheimischen Meistern gemacht, sie hatten bestimmte Persönlichkeiten darzustellen, sie mussten daher die Gesichtsbildung derselben möglichst zum Ausdrucke bringen und durften mit keinem anderen Gewande versehen werden als mit dem volksmässigen. Dass beide gerade mongolischen Charakter an sich tragen, ist doch nur eine Vermuthung, welche de Linas auf Grund von blos vier Abbildungen ausspricht, während viele andere Abbildungen diesen vermeintlichen mongolischen Charakter nicht zeigen.

Nun ist es eine bekannte Thatsache, dass der Schatz von Petreosa gothisches Besitzthum, wahrscheinlich gothischer Nationalbesitz [1]) gewesen ist. Schon die bisher besprochene Schale zeigt, obwohl sie unverkennbar Gestalten griechischer Mythe darzustellen beabsichtiget, doch so viel fremdartigen Einfluss, dass nach der Anschauung aller Gelehrten, welche den Gegenstand behandelten, an fremder Beimischung nicht zu zweifeln ist, und es könnten sonach immerhin die 16 Gestalten auf dem Grunde der Schale einen Götterkreis darstellen, welcher den Anschauungen der Gothen, deren nationale Götter durch den langen Verkehr mit den Griechen der pontischen Küstenstädte mit den hellenischen sich vielfach vermischt haben konnten, entsprach. De Linas, welcher die Schale für eine Arbeit der Verfallszeit der antiken Plastik hält, und ins vierte Jahrhundert setzt, erklärt zugleich mit Odobesco, dem rumänischen Commissär der Pariser Ausstellung, die 16 Relieffiguren geradezu aus der **nordischen** Mythologie, wenn er auch hierbei gewiss zu weit geht.

Es ist aber auch bekannt, dass mit den übrigen Gegenständen des Schatzes von Petreosa zugleich ein Ring gefunden wurde, welcher eine Inschrift trägt, die nunmehr von der Mehrzahl der Ausleger als Runenschrift, sonach mit Rücksicht auf Zeit und Ort, denen der Fund angehört, als gothisch anerkannt

---

[1]) Die riesigen Fibeln konnten doch nicht als Kleiderhafte dienen und waren offenbar Votivgegenstände, also nicht für Privatbesitz bestimmt.

wird. Mögen auch die Lesungen der Inschrift noch auseinander gehen, es ist genug, wenn sie überhaupt ein neues Zeugniss gibt für den gothischen Besitz des Schatzes und speciell der Schale von Petreosa.

Als ein ferneres Zeugniss für den gothischen Besitz können nun auch die prächtigen, aus dem südöstlichen Ungarn stammenden Goldgefässe des kaiserlichen Antikencabinetes in Wien angeführt werden, welche durch ihre zweifellosen gothischen Inschriften sich als gothisches Eigenthum documentiren. Sie bezeugen einerseits die Vorliebe der Gothen für Ansammlung von Goldschätzen, und ihre Sitte, dieselben mit Inschriften zu versehen. [1])

Auch Bock spricht sich ganz entschieden für den gothischen Besitz des Schatzes von Petreosa aus, den er durch negative und positive Gründe unterstützt, indem er nachweist, dass alle anderen Völker, welche um die Zeit, in welche die Anfertigung des Schatzes versetzt werden kann, von demselben ausgeschlossen werden müssen, während alle positiven Gründe direct auf die Gothen weisen. Dass es ein durch irgend eine Bestimmung heiliger Schatz gewesen, bezeugt die Inschrift; dass er dem Athanarich gehört habe, ist mehr oder weniger indifferent.

Damit steht denn auch nicht im Widerspruche, sondern in wünschenswerthester Harmonie, wenn de Linas die Gegenstände des Schatzes theilweise für orientalischen, theilweise für antiken und theilweise für gothischen Ursprunges hält, und insbesondere die Schale den Griechen oder Byzantinern des Pontus Euxinus oder Thraziens und dem vierten Jahrhundert nach Christi, den Ring mit der Inschrift gothischen Goldarbeitern zuschreibt.

Endlich muss ich noch der Möglichkeit des Vorkommens von bechertragenden Steinbildern auf den Tumulis einer unserer Heimatländer gedenken. Zufolge einer gütigen Mittheilung eines Freundes in Mähren sollen nämlich auch in diesem Lande Steinfiguren auf den Tumulis gefunden worden sein. Vorläufig beruht diese Mittheilung allerdings nur auf Ueberlieferungen, indess ist bei dem unerreichten Eifer und der bewährten Liebe

---

[1]) In dieser Beziehung wäre auch noch der von Karajan entzifferten gothischen Inschriften aus einem Grabe in Wien zu gedenken.

unseres Freundes zur vorgeschichtlichen Forschung mit Bestimmtheit zu erwarten, dass in dieser Beziehung bald greifbare Thatsachen zu Tage treten werden. Sollte sich diese Vermuthung erfüllen, so werden wir auch mit dem Vorkommen dieser Erscheinung in Mähren rechnen müssen. Doch weiss man, dass auch Mähren von gothischem Einflusse nicht unberührt geblieben ist; ein gothischer Zweig, die Rugen, waren nördlich der Donau bis nach Mähren hinein lange Zeit sesshaft, und die Herrschaft der Ostgothen in Italien erstreckte sich bis in diese Gegenden. Das Vorkommen von Steinbildern auf Tumulis in Mähren wird uns daher kaum mehr überraschen, als der schon erwähnte Fund einer gothischen Inschrift in Wien.

Fassen wir die unserer Beurtheilung zugänglichen Thatsachen zusammen, so ergibt sich Folgendes. In den Ländern am Pontus Euxinus, namentlich in dem vom Pruth und Don eingeschlossenen Gebiete befinden sich zahlreiche Tumuli von meist nicht unbeträchtlicher Höhe, auf welchen einst Steinbilder standen, die Rubruquis im Jahre 1253 mit ihrem Gesichte nach Osten gekehrt noch gesehen hat, und deren vielleicht heute noch zuweilen zum Vorschein kommen mögen. Ob man in ihren Gesichtszügen und in ihrem Gewande mongolischen oder ungarischen oder sonst irgend welchen Typus erkennen mag, alle Steinbilder stimmen darin überein, dass sie bestimmte Personen darstellen sollen, sonach mit Rücksicht auf den Ort ihrer Aufstellung als Grabstatuen zu betrachten sind, und dass sie mit den Händen einen Becher in der Höhe des Gürtels an die Brust gedrückt halten. Bei der Frage um die Erbauer dieser Tumuli und die Verfertiger der Steinbilder können von allen am Pontus sesshaft gewesenen Völkern nur die Skythen des Herodot und die Gothen in Betracht kommen.

In gleicher Weise wurden in den letzten Jahren in Spanien derartige Steinbilder an den Tag gebracht, welche mit den pontischen in ihrem Wesen übereinstimmen, d. i. darin, dass sie conrecte Personen darstellen, mit Rücksicht auf ihren Fundort über Gräbern ebenfalls als Grabstatuen anzusehen sind und endlich in ihrer Mehrzahl mit den Händen Becher in der Höhe des Gürtels an die Brust halten.

Bei keinem der Völker des Alterthums ist eine derartige culturelle Kunstübung und namentlich das Symbol des Becherhaltens bekannt, und nichts liegt bis jetzt vor, was uns nöthiget,

diese Uebung in Verbindung mit diesem Symbole nicht einem einzelnen Volke, sondern einer ganzen Zeitperiode zuzuschreiben. Es drängt sich somit die Frage auf: in welchem Zusammenhange stehen diese beiden so sonderbaren und doch so übereinstimmenden Erscheinungen im äussersten Südwesten und im äussersten Osten Europas? Das heisst, hat die bechertragenden Steinbilder am Pontus und in Spanien ein Volk verfertiget und welches?

Von den Herodotischen Skythen, auf welche so deutliche Fingerzeige hinweisen, wissen wir, dass sie die Grenzen ihres Gebietes nie verlassen haben, am wenigsten bis nach Spanien gelangt sind. Ebenso wenig ist irgend ein anderes der als Verfertiger der pontischen Grabstatuen genannten Völker je nach Spanien gewandert. Nur die Gothen gelangten auf ihrem Zuge durch Europa bis an jene äussersten Marken und gründeten dort dauernde Reiche. Von ihnen allein lässt sich sonach annehmen, dass sie die Sitte, ihren Verstorbenen bechertragende Grabstatuen zu setzen, aus ihrer Heimat am Pontus in ihre neue Heimat in Spanien übertragen und dort fortgeübt haben.

Ein Verbindungsglied zwischen beiden Ländern und ein weiteres Zeugniss für den gothischen Ursprung bechertragender Bilder gibt der Goldschatz von Petreosa, welcher uns die Gothen im zweifellosen Besitze solcher Bilder zeigt.

In Spanien, wo jeder Hinweis auf ein anderes Volk fehlt, scheinen die Gothen die alleinigen Verfertiger der bechertragenden Grabstatuen gewesen zu sein; es drängt sich aber die Frage auf, ob sie es auch am Pontus gewesen, und ob wir dort den Skythen, auf welche, wie wiederholt bemerkt wurde, so deutliche Fingerzeige weisen, nicht etwa den Ursprung der Sitte zuweisen müssen? Und wenn, wie es in der That der Fall zu sein scheint, die Skythen begonnen haben, die Verstorbenen durch Aufstellung ihrer Bilder auf ihren Gräbern zu ehren und ihnen derart ein bleibendes Andenken zu schaffen, haben die Gothen von den Skythen diese Sitte üben gelernt, wie so ungefähr manche andere Gepflogenheit von einem Volke auf das andere übergeht, oder haben sie die Gothen von den Skythen als väterliches Erbtheil übernommen? Die Skythen am Pontus, ein mächtiges und für ihre Zeit hochcultivirtes Volk, verschwinden räthselhaft und spurlos, wir vermögen kaum einen solchen Gedanken zu

fassen: aber ein anderes Volk ist ebenso räthselhaft, und ohne dass wir sagen könnten, woher es gekommen, sofort an ihrer Stelle da. Vielleicht sind gar Skythen und Gothen ein Volk!

Notizen über das Feilen der Zähne bei den Völkern des ostindischen Archipels.

Von

A. B. Meyer.

Bei den Muhamedanern des ostindischen Archipels ist das erste Feilen der Zähne ein religiöser Act, welcher ohne den Willen des Betroffenen vor sich geht; der Priester verrichtet die Handlung zur Zeit der Geschlechtsreife, allein es wird dabei nur sehr wenig von den zwei mittleren oberen Schneidezähnen abgenommen, und zwar wird gerade herunter, das freie Ende der Zähne dünner gefeilt.

Während diese erste Feilung als nicht zu umgehende Religionsceremonie angesehen werden muss, ist die spätere Behandlung der Zähne nach dieser Richtung hin, vollständig in das Ermessen ihres Besitzers gestellt; er kann weiter feilen oder nicht, wie er will, und es herrscht nur die eine Beschränkung, dass die Frau sich jedesmal die Erlaubniss ihres Mannes einholen muss, wenn sie ihre Zähne weiter abfeilen will; „jedesmal", denn es kommt vor, dass man diese Procedur oft, fünf, sechs Mal wiederholt, um den Zähnen immer wieder eine andere Form zu geben. Ertheilt der Mann nun die Erlaubniss nicht, besteht aber die Frau auf ihrem Vorhaben, so entscheidet der Priester diesen ehelichen Zwist.

Es herrscht fast in keiner Gegend des ostindischen Archipels nur eine Art des Feilens vor, sondern überall, wo es überhaupt geschieht, sind mehrere Arten Mode. Zwar fügt man sich oft einer solchen Mode oder Sitte, allein es kann geschehen, dass z. B. von drei Brüdern ein jeder die Zähne anders gefeilt trägt, denn jeder wählt nach seinem Geschmacke; noch weniger bindet sich ein Stamm, eine Familie an eine Art. Es wird im grossen Ganzen die Sitte daher nur als Schmuck gelten können, nicht als ein Zeichen der Zusammen-

gehörigkeit; dennoch lassen sich vielleicht, unter dem ausgesprochenen Vorbehalte, dass fast nirgends nur eine Art des Feilens vorkomme, und unter dem weiteren, dass das Spitzfeilen von muhamedanischen Malaien überhaupt nicht geübt zu werden scheint, verschiedene Gruppen unterscheiden, d. h. es finden sich gewisse Moden oder Sitten localisirt, es werden gewisse Arten des Feilens mit mehr Vorliebe in bestimmten Gegenden geübt.

So feilen die Eingebornen Java's (Sundanesen, Javanen und Nichtsundanesische Batavia-Leute) die Zähne meist horizontal, aber nicht sehr kurz ab. Die Leute von Grissé bei Surabaya auf Java dagegen feilen sie sehr kurz ab. Auf der Insel Madena bei Java bedient man sich einer Feile zu diesem Act, während man sonst meist nur irgend welche andere Instrumente von Bambus, Eisen u. dgl. zur Hand nimmt. Die gefeilten Zähne, welche in der Novara-Reise, Anthr. Th. Taf. 24, Fig. 2 unter der Bezeichnung „Javane" abgebildet sind, kommen bei Javanen wohl nicht vor.

Die Makassaren auf Celebes feilen ebenfalls horizontal ab, kürzer wie die Sundanesen, aber nicht so kurz wie die Leute von Grissé.

In Palembang auf Sumátra herrscht vielfach die Sitte des verticalen Abfeilens, also die Zähne werden dünner gemacht. Der Act wird von Männern vorgenommen, welche ihn als Gewerbe betreiben und dafür Bezahlung nehmen; es geschieht hier mit einem schwarzen Stein, demselben, auf welchen man Gold auf seine Echtheit prüft.

Muhamedanische Malayen — dieses Wort im weiteren Sinne gebraucht — scheinen das Spitzfeilen der Zähne nie zu üben, sondern nur das Querfeilen; dieses jedoch in allen Abstufungen und Modificationen. Ich glaube daher nicht, dass die l. c. Fig. 2c abgebildeten Zähne einem „Malayen" angehört haben.

Das Spitzfeilen scheinen nur wildere, uncivilisirtere und nicht-muhamedanische Völkerschaften zu üben, die sich damit vielleicht eine Thierähnlichkeit, etwas Furchtbares, geben wollen. Wenn es festgestellt ist, dass das Spitzfeilen bei den Niassern Sitte sei, so scheint es doch ebenso sicher, dass nicht alle Bewohner der betreffenden Insel es üben; denn auf Nias leben auch viele Malayen, welche sich ebenfalls Niasser nennen, und

es laufen andererseits auf Java viele Leute dieses Namens umher, deren Zähne nicht spitz gefeilt sind. Zur Differentialdiagnose kann daher dieser Charakter nicht dienen. Die „Nias"-Schädel europäischer Museen stammen jedenfalls meist von „Niassern" die auf Java sterben.

Bei den Negritos der Philippinen üben, ebensowenig wie bei den Papuas auf Neu-Guinea, alle Stämme die Sitte des Spitzfeilens, sondern nur einige, so z. B. bei ersteren die von Mariveles auf Luzon; bei diesen aber glaube ich, führen alle Individuen es aus, wenn ich auch über diesen Punkt nicht ganz sicher mich aussprechen kann. (Siehe auch Bemerkungen über hier einschlagende Punkte in meiner Abhandlung in dieser Zeitschr. Bd. IV: „Einige Bemerkungen über den Werth" u. s. w.)

Literaturberichte.

1.

Franz Ferk, Professor der Geographie und Geschichte an der k. k. Lehrer-Bildungsanstalt in Graz: **Ueber Druidismus in Noricum** mit Rücksicht auf die Stellung der Geschichtsforschung zur Keltenfrage. Graz 1877, bei Leuschner & Lubensky. Lexiconformat, 50 Seiten und zwei Tafeln.

Im Jahre 1851 fand bei einer Umgrabung seiner Hutweide der Bauer Franz Pfeifer hinter dem Dorfe Stretweg, der Stadt Judenburg in Steiermark gegenüber, unter einer mässigen Erderhöhung eine Menge alter bronzener Gegenstände, Stücke von Vasen, Kelte, Figuren. Das wichtigste war ein kleiner Wagen, ganz aus Bronze, mit vier achtspeichigen Rädern, jedes 5 Zoll im Durchmesser. Die vier Räder tragen ein mit starken Rahmen eingefasstes länglichviereckiges Bronzeblech, 12 Zoll lang, $7^1/_4$ Zoll breit, an den vier Ecken sind Thierköpfe angebracht. Der Wagen hat nach vorne und hinten die gleiche Gestalt, war folglich zum Hin- und Herfahren bestimmt. Auf dem Wagen steht eine Figurengruppe: vorne auf dem Achsengestelle angenietet ein Hirsch, welchen zwei Männer bei den grossen Geweihen in der Mitte halten, hinter denselben eine männliche Figur, ein Beil in der Hand schwingend. Dieselbe Gruppe ist auch hinten auf dem Achsengestell. In der Mitte des Wagens ragt zur Hälfte über die Umgebung eine schlanke weibliche Figur hervor, welche beide Hände über den Kopf emporgehoben hat und damit ein auf ihrem Kopfe anliegendes, jetzt nur noch in mangelhaften Bruchstücken vorhandenes Gefäss von der Form und Grösse eines Tellers hält, über welchem wahrscheinlich noch ein weiterer Aufsatz war. In den Flanken des Wagens sind je zwei Reiter aufgestellt, mit den Hinter-

seiten einander gegenüber. Alle Figuren sind völlig nackt, nur die Reiter haben eine flachspitzige Kopfbedeckung, sie sind sammt den Pferden 5 Zoll hoch, die Hauptfigur dagegen ist 9 Zoll hoch. Die Figuren sind gegossen.

Begreiflich, dass dieser Fund, der Eigenthum der Alterthümer-Sammlung im Johanneum zu Graz wurde, grosses Aufsehen erregte und noch erregt. Bei der Weltausstellung in Wien prangte er unter den Alterthümern. In den grossen Antiquitäten-Cabineten findet man in der Regel eine Nachmachung. In der grossen Sammlung von keltischen Alterthümern zu St. Germain, die Napoleon III. veranstaltete, sah Referent ein so treues Abbild, dass er es kaum von dem Original zu unterscheiden wusste.

Was ist die Bedeutung dieser Gruppe und welchem Volke gehört diese Arbeit an? Nachgrabungen, welche Dr. Robitsch[1]) unternahm, zeigten, dass der Fundort eine Begräbniss- oder Opferstätte war. Der Platz war vom Feuer geschwärzt, unter Asche und Holzkohlen fand man angebrannte Knochenreste, Thonscherben, bronzene oder eiserne Gegenstände, auch Stücke von Gold. Die Bodenebene war gepflastert und mit grösseren, mitunter mehr als centnerschweren unbehauenen Steinen eingefasst. Der gründliche Kenner slavischer Alterthümer, Davorin Terstenjak, vindicirte die Arbeit den Slaven und suchte nachzuweisen, dass die slavische Göttin Lada vorgestellt sei und zu Wagen (Lada na Kollah, d. h. Kollada), die Göttin des Lichtes und Lebens: die Sonnenscheibe, auf der sie steht, und ihre Umgebung sind für diese Anschauung ganz passend. Andere dachten an Kelten, an Römer, Etrusker. Dass auch sonst in der Steiermark solche Wagen vorhanden waren, zeigt ein Fund in Radkersburg, ein ganz ähnlich gemachter Wagen, nur ohne Figuren, dagegen war ein Gefäss darauf. Ein ähnlicher Wagen war auch schon 1843 in der Nähe der Ostsee bei dem Dorfe Peccatel gefunden worden, der eine grosse Vase von Bronze trug. Auch bei Ystad in Schweden fand sich ein ähnlicher Wagen. Ewald machte auf die salomonischen Tempelgefässe aufmerksam, die gleichfalls auf Wagen standen (I. Könige 7. 3), auf altgriechische Mischgefässe, welche auf Rädern standen (Ilias, 18, 372. 379). Diejenigen, welche die Gestalten auf dem Judenburger Wagen mythologisch deuteten, verwiesen auf die römischen Götterwagen.

Der Verfasser der Schrift, die wir besprechen, hält den Wagen für keltische Arbeit und nahm von ihm Anlass, in der Gegend von Stretweg weitere Nachforschungen anzustellen und einen Theil der Resultate derselben hier zu veröffentlichen. Er beginnt mit einer Uebersicht über die Geschichte der Kelten, geht von da auf die Streitfrage über, von wo die Bronzekelte herrührten, geht sodann auf die Dolmen, Menhirs, Steinkreise über, welche er den Kelten vindicirt, dann auf die Frage, ob es in Noricum auch

[1]) Vgl. Robitsch, Alterthümer von Ausgrabungen bei Judenburg. Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark. III. Heft. Graz 1852.

Druiden und Druidinnen gab, wobei er die Bemerkung macht, dass der steirische Archivar Pratobevera in den Gestalten des Judenburger Wagens Druiden und Druidinnen erkannt habe [1]) — wobei uns aber die Frage erlaubt sein mag: womit hat Dieser seine Ansicht bewiesen? Auf richtigerem Wege ging der Verfasser voran, als er nach den Sagen in jener Gegend forschte, und was er mittheilt (S. 40 fg.), zeigte allerdings, dass Gestalten aus der heidnischen Götterlehre als Gespenster noch in den Sagen jener Gegend fortleben. Doch müssen wir erst weitere Mittheilungen, die der Verfasser verspricht, abwarten, ehe wir die Sache für vollkommen spruchreif halten. Bemerkt sei, dass Herr Ferk auf dem Stretweg nahen Feldberg unter Gebüsch einen Steinkreis fand, den er sogleich als „Druidencirkel" bezeichnet. Es unterliege keinem Zweifel, dass der Kegel des Berges durch Menschenhand geebnet wurde. Nachdem die gebrochenen und vermorschten Bäume und die vielen Aeste, welche wohl seit gar vielen Jahren diesen Boden bedeckten und stellenweise schon neuen Humus abgaben, weggeschafft waren, zeigten sich mit der Platte übereinstimmend, Steine, welche analog der planirten Kegelform in einer Korblinie liegen, weiter, gegen die mittlere Form des Kegels zu Steine, welche genau in einer Kreislinie und genau fünf Schritte von einander entfernt sind. Die äussere Form der Steinsetzung war elliptisch, die innere aber kreisförmig. — Diese Steinsetzung findet Herr Ferk in Harmonie mit gewissen Einschnitten in der Platte des Judenburger Wagens. — „Jene Gelehrten, welche über dieses grosse archäologische Räthsel geschrieben, haben die Wagenplatte entweder ganz ausser Acht gelassen oder sie beachteten nur die durchbrochene Scheibe in der Mitte derselben, die sie für die Sonne hielten und schenkten der sonstigen Beschaffenheit dieses Wagentheiles keine weitere Aufmerksamkeit. — Die Uebereinstimmung des Tempels auf dem Falkenberg mit der Platte des Judenburger Wagens ist eine thatsächliche, woraus sich der Beweis gegen die fremdländische Herkunft, ich sage vorläufig nur der Wagenplatte, von selbst ergibt." Beides findet Herr Ferk in Uebereinstimmung mit dem Plane des grossen Steinkreises zu Stonehenge, wesshalb auch auf der einen Tafel die Bodenplatte des Judenburger Wagens, auf der anderen der Grundriss des Sonnentempels zu Stonehenge abgebildet ist.

Dass die Noriker zum keltischen Stamme gehörten, ist die Behauptung der bedeutendsten alten Schriftsteller. Was soll aber diese Uebereinstimmung, und woher hat der Verfasser die Gewissheit, dass der Steinkreis von Stonehenge und andere von den Kelten herstammen, und dass diese Kelten nicht mit demselben Staunen wie wir auf diese Kreise hinsahen! Dass sie zu dem Zweige dieses Stammes gehörten, welcher über die Ebene nördlich vom schwarzen Meer oder die Meerenge südlich derselben

[1]) Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark. III. Heft 77, 124—30.

nach dem Abendlande kam, liegt auf der Hand. Dass in abgeschlossenen Berggegenden die Bevölkerung sich leichter unvermischt und die Sprache und Ueberlieferung sich reiner erhält, als in Ebenen am Meere, an der Heerstrasse der Nationen, versteht sich von selber. In Namen von Orten, Bergen, Flüssen, welche eine Bevölkerungsschichte von der anderen übernahm, liegen also Andeutungen über die älteste Geschichte, wie in alten Göttersagen oder Geistergeschichten, nur müssen sie mit grosser Sorgfalt verwerthet werden. Combinationen können angewendet werden, nur dürfen sie nicht so gewagt sein, wie die von Sanefra und Senefru (S. 26—27), von Hopotatsch und Harpechrud (S. 48). — Das müssen wir dem Verfasser bemerken bei aller Anerkennung seiner Kenntnisse und seines Eifers für Erforschung der vaterländischen Geschichte.

Um aber auf den Wagen [1]) wieder zurückzukommen, möchten wohl die Leser dieses Blattes fragen, welches denn die Ansicht des Recensenten darüber sei? Ich halte ihn für einen Tafelaufsatz und weiter Nichts, der ein Lieblingsstück eines reichen oder vornehmen Mannes war und diesem ins Grab mitgegeben wurde. Die Hauptsache beim Wagen zu Radkersburg, zu Peccatel ist ja, dass sie Gefässe waren. Der Judenburger Wagen mag Honig auf der Tafel getragen haben, der in alter Zeit, wie jetzt der Zucker, bei den Speisen und Getränken verwendet wurde, und mag auf dem Tische von einem Gaste dem anderen zugeschoben worden sein, wie heute die Flaschenwagen in England und in der Umgegend von Bordeaux. Die Figuren sind Verzierungen, ob sie ein Opfer darstellen, das der Magna mater Deum dargebracht wird, der Spenderin des Lebens und seiner Genüsse, lässt sich nicht bestimmen. Die Arbeit erscheint mir phönikisch. Wagen bei Gefässen anzuwenden, war bei diesem Volke der Industrie und des Handels besonders gern im Gebrauch. Mit Rädern waren im solomonischen Tempel die vom Tyrier Hiram gefertigten Tempelgefässe versehen, mit Rädern versehen waren die Mischkrüge, von denen in oben citirter Stelle Homer spricht. Wahrscheinlich kamen in ihren Bergwerken die Phöniker zuerst auf den Gedanken von Korbwagen. Selbst das Gepäck, das sonst die Krieger tragen mussten, scheinen phönikische Soldaten auf zwei Rädern gezogen zu haben, das zeigt ein Fund in einem phönikischen Grab bei Cagliari; der Stil der Arbeit ist derselbe wie beim Judenburger Wagen. Die weite Verbreitung phönikischer Fabrikate durch ganz Europa ist sichergestellt. Was Nilsson ahnte, hat die Vergleichung der Bronzekelten bei der archäologischen Sammlung der letzten Pariser Weltausstellung bestätigt, nämlich dass sie durchgängig aus einer phönikischen Fabrik stammen.

Graz, 24. December 1876. **Dr. Weiss.**

[1]) Neu wieder abgebildet in dem Werke von Peingué delacourt Technologie archéologique Peronne!

2.

Dr. Fligier, Zur prähistorischen Ethnologie Italiens. Wien 1877, bei Alfred Hölder. 55 S.

In ähnlicher Weise, wie es der Verfasser in seiner Abhandlung über die prähistorische Ethnologie der Balkanhalbinsel (Mittheil. der anthropologischen Gesellsch. in Wien, VI. Bd.) gethan, sammelt derselbe die historischen Nachrichten über die älteste Bevölkerung der italischen Halbinsel. Seine Deductionen gründet er wesentlich auf Orts- und Völkernamen, und belegt dieselben mit einer grossen Zahl von Citaten, die er überdies noch durch die Resultate der craniologischen Forschungen italienischer Gelehrter zu stützen sucht. Ob die Berufung auf die Gleichartigkeit der Orts- und Völkernamen zu mitunter sehr weit gehenden Folgerungen überall genüge, und ob die Resultate der craniologischen Forschungen, die ja doch erst im Beginnen, und deren Objecte bis jetzt doch nur sehr vereinzelte sind, so durchaus sichere Resultate gewähren, dass man sie so unbedenklich als Stütze solcher Folgerungen verwerthen könnte, ist freilich noch in Frage. Wir wissen, dass man ja noch immer erst eine einheitliche Methode der Craniologie sucht, und dass sie selbst noch auf sehr unsicherer Basis steht. Das scheint denn auch der Verfasser zuzugestehen, indem er selbst zugibt, dass mit seiner, jedenfalls sehr werthvollen Arbeit „die prähistorische Ethnologie Italiens" keineswegs abgeschlossen erscheint.

Dr. Much.

Berichtigung.

Seite 115, Zeile 14 von oben, lies: Bielowski, statt: Bielowskiego.

Vereins-Mittheilung.

Fachgenossen, welche über einen, in die von der anthropologischen Gesellschaft gepflegten Disciplinen einschlägigen Gegenstand einen Vortrag zu halten oder kürzere Mittheilungen zu machen wünschen oder diesbezügliche Abhandlungen in den „Mittheilungen" der Gesellschaft zu veröffentlichen beabsichtigen, werden gebeten, sich diesfalls an den ersten Secretär, Dr. M. Much, VIII. Bezirk, Josefsgasse Nr. 6, zu wenden.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Dr. **M. Much**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

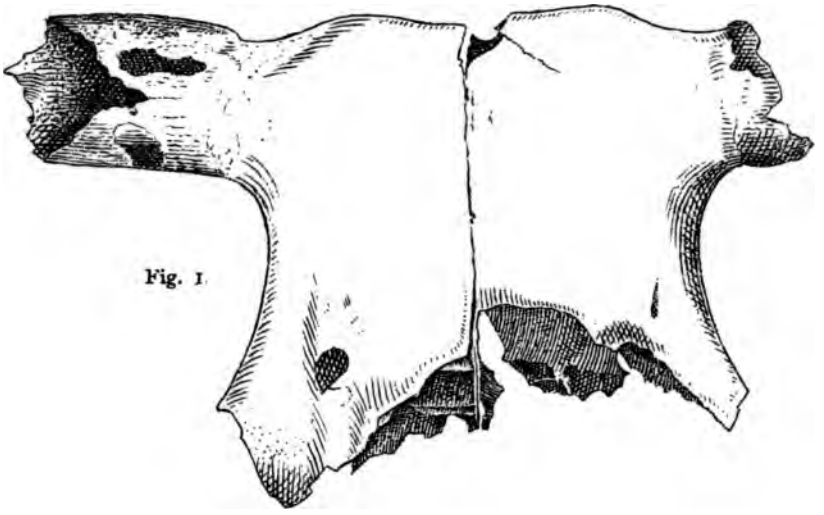


Fig. 1.

Bos taurus brachycephalus
aus dem Laibacher Moor.

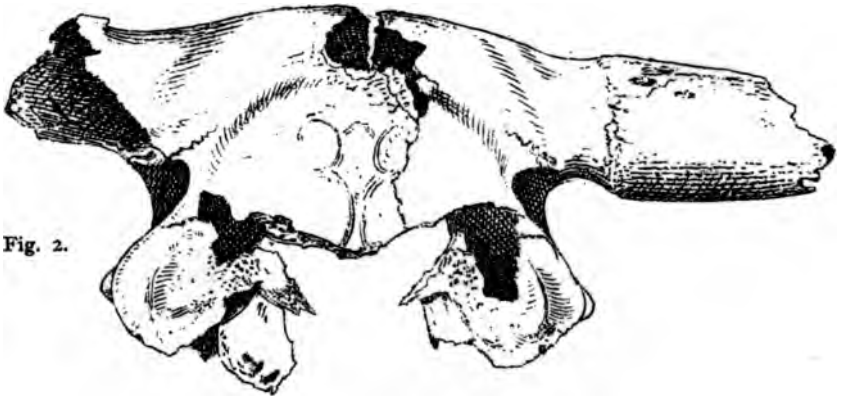


Fig. 2.

Bos taurus brachycephalus
aus dem Laibacher Moor.

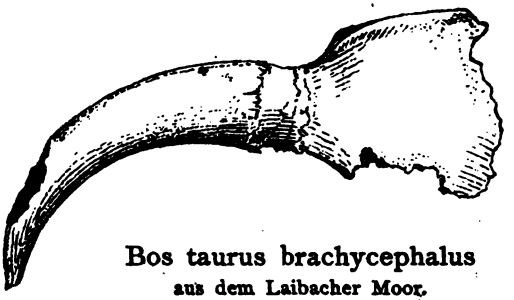


Fig. 5.

Bos taurus brachycephalus
aus dem Laibacher Moor.

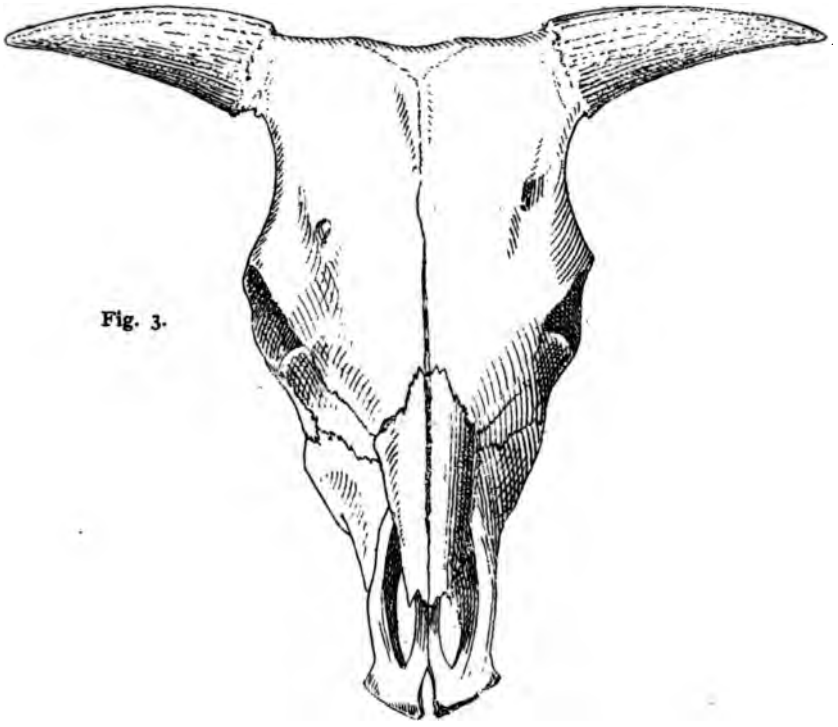


Fig. 3.

Jetztzeitige Brachycephalus-Rasse
(Duxer Stier).

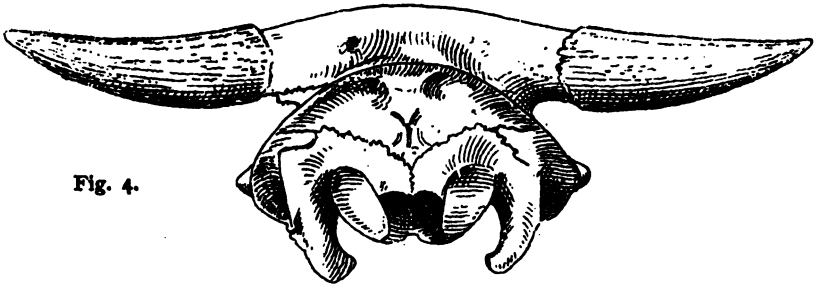


Fig. 4.

Jetztzeitige Brachycephalus-Rasse
(Duxer Stier).

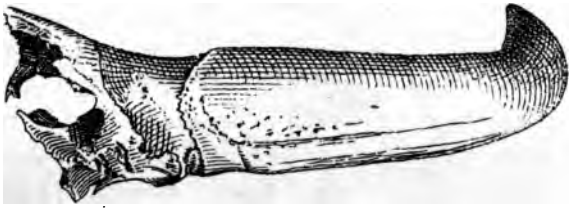
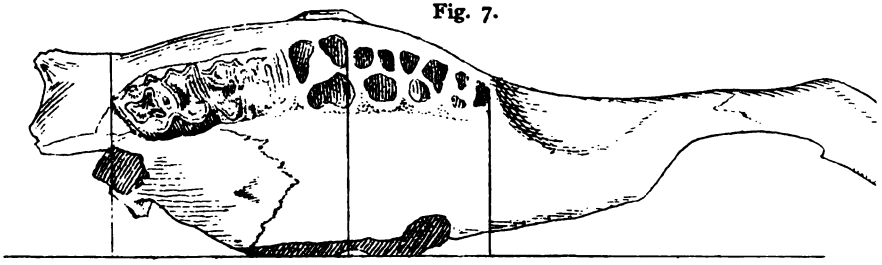


Fig. 6.

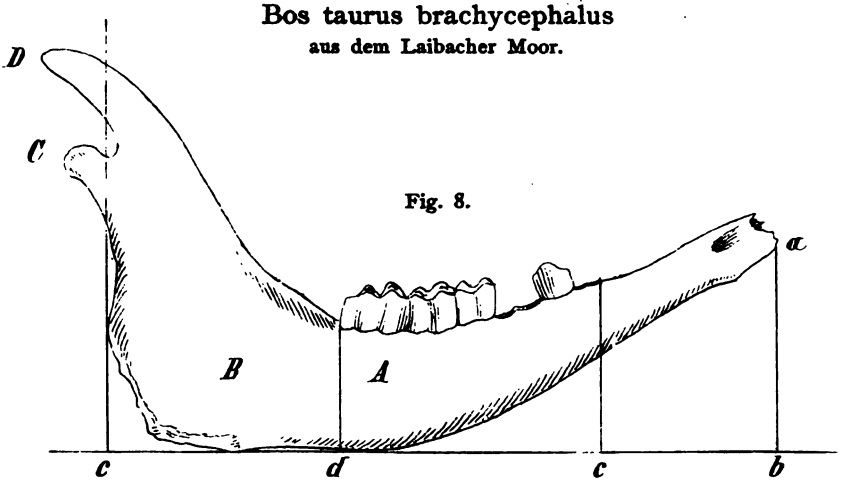
Bos taurus brachycephalus
aus dem Laibacher Moor.

Fig. 7.



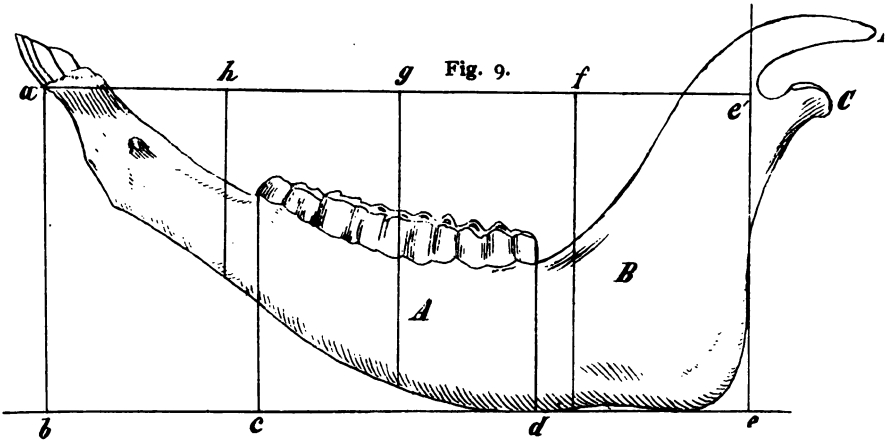
Bos taurus brachycephalus
aus dem Laibacher Moor.

Fig. 8.



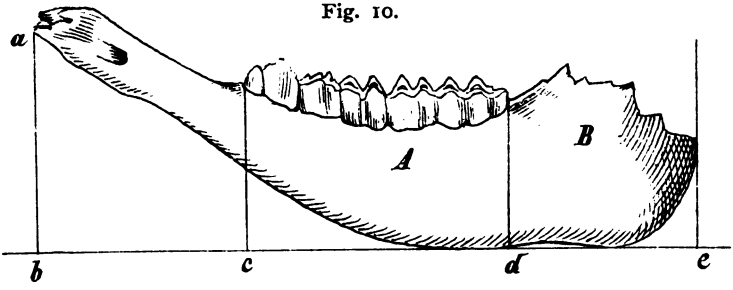
Bos taurus brachycephalus
aus dem Laibacher Moor.

Fig. 9.



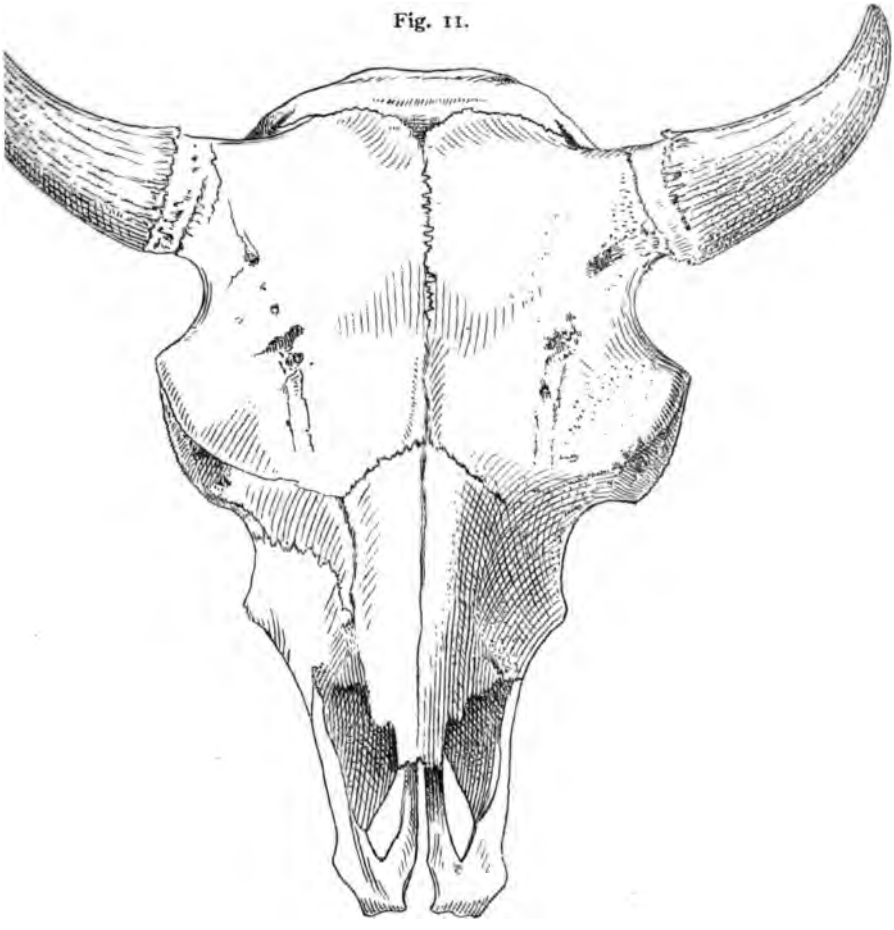
Jetztzeitige Brachycephalus-Rasse
(Duxer Kuh).

Fig. 10.

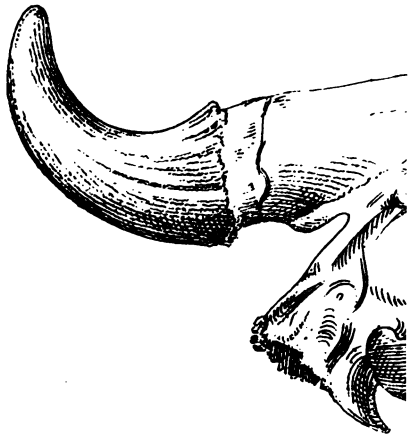


Bos taurus frontosus
aus dem Laibacher Moor.

Fig. 11.

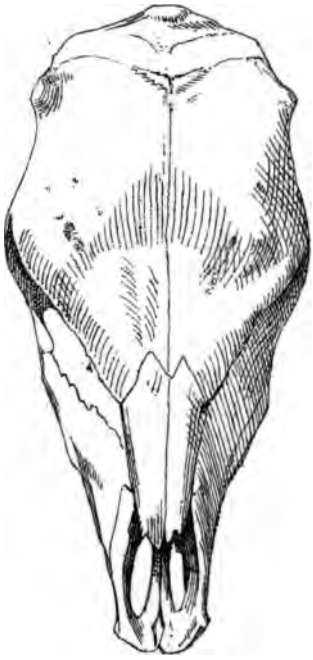


Bison americanus masc.
der Jetztzeit.



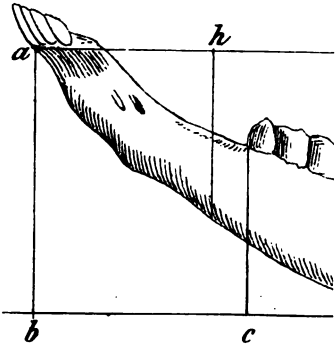
Bison america

Fig. 13.

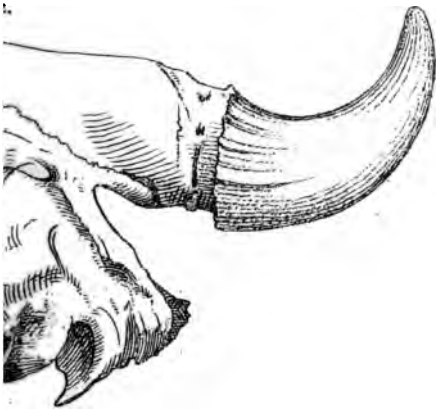


Neugeborenes Mariahofer Kalb
der Jetztzeit.

Neugebore



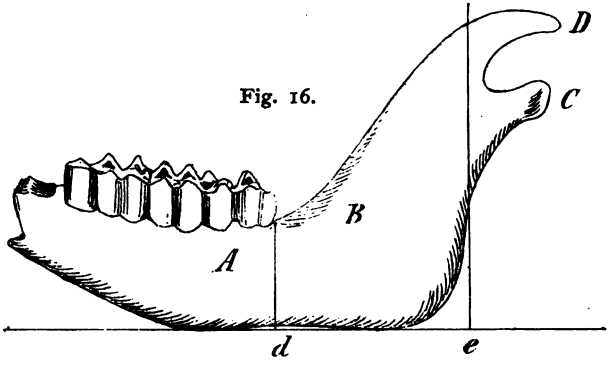
Unterkiefer



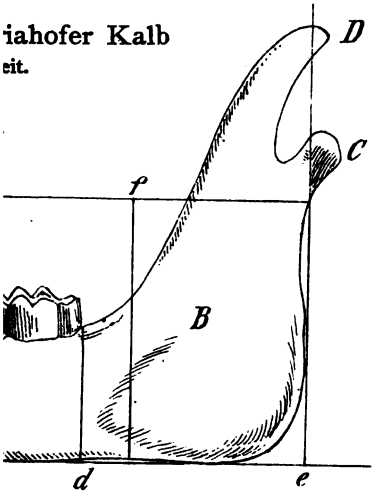
sc. der Jetztzeit.

iahofer Kalb
eit.

Fig. 16.



Unterkiefer von Bison priscus
aus dem Laibacher Pfahlbau.



on americanus
it.

VII. Band. Ausgegeben den 19. October 1877. Nr. 9.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt: Die Forschungen der kaiserlichen archäologischen Commission zu St. Petersburg. III. Von **Joh. Hawelka** in Moskau. — Ueber eine Bernsteinperle mit phönikischer Inschrift in der Sammlung nordisch-germanischer Alterthümer zu Oldenburg. (Mit Tafel.) Von **Dr. Much.** — Kleinere Mittheilungen: Ueber die Perforation des Penis bei den Malayen. Von **A. B. Mayer.** — Bernstein in Italien. Von Sr. — Funde bei Cles. Von Sr. — Literaturberichte. — Vereinsnachricht.

Die Forschungen der kaiserlichen archäologischen Commission zu St. Petersburg.

Von
Joh. Hawelka
in Moskau.

III.

Die Ausgrabungen in Sibirien.

Die Ausgrabungen, welche die kaiserliche archäologische Commission in Sibirien vornehmen liess, wurden von keinem günstigen Resultate begleitet. Man hat in den Jahren 1862, 1865, 1866, 1869 gegraben, es wurden beinahe 400 grössere und kleinere Hügel geöffnet, und trotzdem war die Ausbeute eine so geringe, dass auf Grundlage dieser Ausgrabungen an eine Lösung der vielen Fragen in den sibirischen Alterthümern wohl nicht zu denken ist. Die meisten Grabhügel waren schon ausgeplündert. Diese Plünderung datirt fast schon seit der Eroberung Sibiriens durch die Russen, und insbesondere seitdem es den aus dem Reiche verwiesenen Sträflingen zum Wohnungsorte angewiesen wurde. Man zwang die Sträflinge zum Suchen von Erzminen. Da geschah es oft, dass man auf Grabhügel kam, welche keine Erzminen, wohl aber schöne Objecte enthielten, deren Verkauf immer einigen Nutzen brachte. Es ist leicht einzusehen, dass dieses arme, verwahrloste Volk sich begierig an solche Hügel machte, aus welchen es eine sichere Beute erwarten konnte. Dieses Suchen nahm später so sehr

und auch ganze umfassende Werke verbreiteten Licht über viele immer noch dunkle oder ganz unbekannte Stellen der sibirischen Alterthumskunde; man gründete gelehrte Gesellschaften, richtete bei ihnen Sammlungen sibirischer Alterthümer ein, gab specielle Zeitschriften heraus, kurz, that Alles, um Sibirien vom archäologischen Standpunkte aus gründlich zu erforschen.

Es wäre zu weitläufig, wollte ich alle gelehrten Abhandlungen anführen, die in den letzten Jahren in verschiedenen inländischen Zeitschriften über sibirische Archäologie erschienen sind; es wäre auch zu lang, wollte ich alle gelehrten Gesellschaften und privaten Personen namentlich anführen, die sich um die sibirische Archäologie besonders verdient gemacht haben; doch ein Institut kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Es ist dies die „Sibirische Abtheilung" der kaiserlichen russischen geographischen Gesellschaft, welche im Jahre 1851 in Irkutsk gegründet wurde, und sich die geographische und naturwissenschaftliche Erforschung von Sibirien zur Hauptaufgabe gemacht hatte; doch auch die historisch-archäologische Untersuchung wurde eifrig betrieben, und die gemachten Funde bilden die Grundlage des archäologischen Museums, das man in Irkutsk gegründet hatte. Sie gibt die „Izviestia sibirskago otdiela geografi českago obščestva" heraus, in welcher sich neben Abhandlungen aus der Geographie auch gediegene Artikel über sibirische Archäologie und Ethnographie befinden. Die Gesellschaft arbeitet seit dem Anfange ihres Bestandes an der Erforschung Sibiriens mit unermüdlichem Fleisse bis zum heutigen Tage fort.

Bei allem diesen lobenswerthen Eifer in der Erforschung sibirischer Alterthümer muss man doch bekennen, dass alle Versuche zur Erklärung der Frage des Ursprunges alter sibirischer Denkmäler, und alle Schlüsse und Folgerungen über den Ursprung und die Entwicklung der Völker, denen die Alterthümer angehören, mindestens als verfrüht anzusehen sind. — Die Schlüsse und Folgerungen werden bis jetzt auf Grundlage sehr weniger Facta gemacht. Die Beantwortung der Fragen wird ungemein erschwert durch die ungeheuere Zerstreuung der archäologischen Objecte, die auf eine leicht erklärliche Weise in die Hände von Privatpersonen geriethen und somit den weiteren gelehrten Kreisen fast gänzlich verschlossen sind.

Auch die Ausgrabungen der kaiserlichen archäologischen Commission haben diese Frage der Entscheidung nicht näher gerückt.

Die Ausgrabungen leitete im Namen der archäologischen Commission Herr Dr. Radloff.

Im Jahre 1862 machte er 46 Grabhügel auf, und zwar einen in der Kulindin'schen Steppe, einen am linken Ufer des Irtysch, Semipalatinsk gegenüber, zwei im Thale von Tersakan, einen am rechten Ufer des Flusses Karakara, einen nicht weit von der Festung Vierny, 22 um Kapal herum, vierzehn bei Sergiopol und vier bei Barnaul.

Im Jahre 1863 grub Herr Dr. Radloff am linken Ufer des Abakan, auf dem Berge Ajtak, und öffnete 100 Grabhügel.

Im Jahre 1865 grub Herr Dr. Radloff am Altai und zwar an vier verschiedenen Stellen und öffnete:

1. bei Ursul in der Richtung von Angodai — 7 Hügel,
2. am Flusse Tobajok in der Steppe Tschuja — 12 Hügel,
3. an den Ufern der Katonda — gegen 50 Hügel,
4. in der Steppe des Berel — 7 Hügel; im Ganzen gegen 80 Hügel.

Auch im Jahre 1866 machte Herr Dr. Radloff Ausgrabungen an vier verschiedenen Stellen, er öffnete:

1. in der Barabinschen Steppe, am rechten Ufer der Om, unweit der Stadt Kainsk — 73 Hügel,
2. in der Kirgisischen Steppe am rechten Ufer des Irtysch, zwischen dem See Tschaoy und der Stadt Pavlograd — 26 Hügel,
3. um Semipalatinsk herum — 5 Hügel,
4. im Districte von Kokbekty, in der Nähe der Stadt Kokbekty — 1 Hügel; im Ganzen 105 Hügel.

Endlich im Jahre 1869 grub Herr Dr. Radloff an den Ufern des Flüsschens Il mehrere Hügel auf, und ausserdem im Tschuj'schen Thale noch über 35 Hügel.

Wie aus diesem Verzeichniss zu ersehen ist, hat man eine ansehnliche Zahl von Grabhügeln aufgemacht; leider waren fast alle, mit wenigen Ausnahmen schon ausgeplündert.

Die Grabhügel Sibiriens sind bei den Russen unter dem Namen der Tschud'schen Grabhügel bekannt. Ihre Form ist verschieden. Schon Gmelin, mit welchem auch Müller und

Pallas[1]) übereinstimmen, unterscheidet bei den sibirischen Hügeln fünf verschiedene Formen:

1. Majaky oder Mogilniky, welche die Form eines länglichen Parallelogramms haben, sie sind 50 Schritt breit und 60 lang. Sie bestehen aus länglichen Steinen, die senkrecht in die Erde gegraben sind. An den vier Ecken erheben sich die grössten Steinplatten, bis 2 Meter Höhe, deren Flächenseiten gegen Süden und Norden gewendet sind. Auf der Nordseite ist gewöhnlich eine kleine Oeffnung, welche wahrscheinlich als Eingang diente. 4 bis 8 Meter vom Vierecke, gegen Südosten entfernt, stehen grosse Steine, an welchen Darstellungen von Menschen ausgehauen sind. Es sind diess die früher erwähnten sogenannten „Kamennyja baby", d. h. Steinfiguren, welche gewöhnlich weibliche Gestalten, und zwar schon ältere, darstellen.

Diese Steinfiguren von Sibirien haben eine überraschende Aehnlichkeit mit den Steinfiguren im südlichen Russland, z. B. von Jekaterinoslav.

In der Mitte des Parallelogramms befindet sich gewöhnlich ein viereckiges Grab, das bis 2 Meter tief ist, und je nachdem als Begräbnissplatz für einzelne Personen oder auch für die ganze Familie diente.

Der Boden war entweder mit Steinplatten gepflastert oder ganz glatt gemacht; im letzteren Falle pflegte er durch aufrecht stehende Steinplatten in 2, 3 oder 4 kleinere Vierecke eingetheilt worden zu sein.

2. Slantzy; dies sind Gräber ohne Erdaufwurf, gewöhnlich über der Erde mit einigen Lagen von Steinplatten bedeckt, an den Seiten haben sie aber keine senkrecht stehenden Steine, wodurch sie sich besonders von den Majaky unterscheiden. Unter den Platten ist Erde, und unter der Erde das eigentliche Grab, etwa einen Meter tief in den Boden gegraben.

3. Tvorylnyje kurgany; das sind quadratförmige Stücke Bodens, welche von senkrecht bis auf 2 Meter tief in die Erde eingegrabenen Platten umgeben sind, so dass man sie kaum sehen kann. In der Mitte unter dem Lager der Erde befindet

---

[1]) Alle diese Gelehrten sprechen von Grabhügeln im District von Minussinsk, die sich aber in ihrer Form von andern Grabhügeln Sibiriens nicht wesentlich unterscheiden.

sich das eigentliche Grab, gewöhnlich so tief in die Erde gegraben, wie die dasselbe umgebenden Steinplatten.

4. Erdhügel; Gräber von 4—8 Meter Höhe und 40 Meter im Umfange, manchmal sind diese Erdhügel mit grossen, tief in die Erde gegrabenen Steinen umgeben, manchmal stehen sie aber ganz frei. Unter dem Hügel befindet sich ein länglicher Kasten aus Steinplatten, meistens aber aus Lärchenbrettern; oben ist das Grab mit Brettern und Birkenrinde zugemacht. Der Körper liegt entweder im Grabe, oder ganz frei auf der Erde unter dem Erdaufwurfe.

5. Die Kirgisischen Hügel. Das Kennzeichen dieser Gräber besteht darin, dass das Grab bis zur Oberfläche der Erde ganz mit Steinen angefüllt ist. Der Erdaufwurf ist nicht gross, und hat die Form kleiner Erdhaufen.

Die unter Nr. 2 und 3 angeführten Gräber sind nur eine Formveränderung der Majaky, und deshalb werden alle drei Arten der Gräber zusammen auch „steinerne Gräber" genannt, während die zwei letzteren Arten ganz einfach Kurgane oder Erdhügel heissen.

Die steinernen Gräber kommen nach den Zeugnissen der Reisenden meistens am linken Ufer des Jenisei, in den Thälern der Flüsse Uschur, Trchulym, des weissen und schwarzen Juss und Abakan; die Kurgane hingegen am rechten oberen Ufer des Jenisei und am Flusse Tuba vor.

Was nun die Ausgrabungen des Herrn Dr. Radloff anbelangt, so gehören die meisten aufgemachten Gräber zu den sogenannten Erdhügeln, wie sie in Nr. 4 angeführt sind; sie sind von Erde aufgeworfen, und die Gräber entweder mit Kieferbalken oder mit Brettern, die in mehrere Lagen gelegt sind, zugedeckt; inwendig sind sie auch mit Steinen ausgepflastert. Die im Jahre 1863 an den Ufern des Abakan untersuchten Hügel zeigen durchgehends Skelete auf der Oberfläche des Bodens die unmittelbar unter dem Aufwurfe liegen.

Dieser Umstand ist um so merkwürdiger, als er der von Einigen aufgestellten Meinung nicht zu widersprechen scheint, dass eine solche Bestattungsart nur eine zufällige und nur deshalb angewendet worden wäre, weil man wegen der stark gefrorenen Erde keine Gräber machen konnte. Solche Bestattungsweise wurde auch in 15 Hügeln nachgewiesen, welche Herr Dr. Radloff am Ubinischen See unweit der Stadt Kainsk auf-

gemacht hatte. — Eine von den oben angeführten Formen der Hügel ganz verschiedene fand Dr. Radloff in einer wasserarmen trockenen Steppe etwa 6 Meilen vom See Tschany entfernt. Dort sind die Kurgane von einem ziemlich tiefen Graben umgeben, und liegen in Gruppen zu drei beisammen. Die Richtung geht von Osten nach Westen, und der mittlere Hügel ist immer am grössten. Dr. Radloff hat nur eine einzige Gruppe ausgegraben. Im mittleren Hügel, dessen Aufwurf aus grossen Stücken Eisenschlacken bestand, mit gebrannter Erde und grossen Klumpen Braunkohle vermischt, fanden sich keine Spuren der Beerdigung vor; der eine der Seitenhügel war schon ausgeplündert, im zweiten Seitenhügel befand sich eine $3^1/_2$ Meter tiefe Grube, welche mit fünf Lagen Kieferbrettern bedeckt war. Unter ihnen lag das menschliche Skelet gegen Nord-Osten gekehrt, die Hände ganz neben dem Körper an den Seiten ausgestreckt.

Bevor ich zur Beschreibung der Funde übergehe, will ich noch eine Erwähnung thun von denjenigen Constructionen, welche unter dem Namen der Tschud'schen Gorodischte bekannt sind. Solcher Gorodischte hat Lerch im Jahre 1865 zwei durchforscht und Dr. Radloff eins.

Herr Lerch wurde im Jahre 1865 von der archäologischen Commission in die nördlichen Gouvernements von Russland geschickt, um dort nach vorhistorischen Alterthümern zu forschen. Auf seiner Reise kam derselbe im Gouvernement Vologda auf ein sogenanntes Tchud'sches Gorodischte, und im Gouvernement Viatka auf ein zweites. Im Compte-rendu vom Jahre 1865 wird über die ersten Ausgrabungen kurz erzählt, dass sich oben auf dem Rücken des Gorodischte (im Gouvernement Vjatka) ein alter Kirchhof befindet, wo die Todten entweder in alten ausgehöhlten Baumstämmen, oder ganz einfach auf der Erde ohne Särge begraben worden sind. Die Schädel gehörten sowohl zu den Mikro- wie auch zu den Makrocephalen; die letzteren waren meistens Frauenschädel. Von dem Gorodischte, das Dr. Radloff durchforchte, liest man im Compte-rendu vom Jahre 1866, dass dasselbe mit einem gegen 320 Meter langen Graben umgeben war, dass man darin nur Scherben ganz gewöhnlicher irdener Gefässe, gebrannte Erde und Braunkohle gefunden habe. Der Compte-rendu ist deshalb so karg in der Beschreibung dieser alterthümlichen Constructionen, weil sich

ausführliche Schilderungen ähnlicher Gorodischte in den Reiseberichten fast aller Sibirien-Reisenden vorfinden.

Das Resultat, das sich aus diesen Beschreibungen ergibt, ist etwa folgendes: die sogenannten Gorodischte Sibiriens sind Befestigungen, aus dem fünfzehnten, sechszehnten oder siebenzehnten Jahrhunderte; durch welche die Bewohner den anrückenden Feind zurückzuhalten, oder ihr Eigenthum zu beschützen trachteten.

Deshalb wurden sie auf Hügeln errichtet, und zwar so, dass sie immer wenigstens von einer Seite einen natürlichen Schutz besassen.

Wenn keine natürlichen Hügel da waren, so gab man ihnen eine runde oder viereckige Form, der Erdaufwurf war dann auch viel höher und um den ganzen Befestigungsplatz wurde ein breiter und ziemlich tiefer Graben gezogen. Dabei muss noch auf einen auffallenden Umstand aufmerksam gemacht werden, dass nämlich alle in den Reiseberichten beschriebenen Gorodischte sich auf der rechten, östlichen Seite des Jenisei befinden.

Diese Gegenden von schwachen, ruhigen Hirtenstämmen bewohnt, mussten sich schon im Alterthume vielfach vor den räuberischen Völkern der westlichen Seite des Jenisei vertheidigen. Es ist nichts wunderbares, wenn man diese Völker kleine Befestigungen oder Verschanzungen errichten sieht, in welchen sie wenigstens dem ersten Einfalle der feindlichen Stämme widerstehen konnten.

Um uns ein klares Bild von der Bestattungsweise des in den sibirischen Kurganen begrabenen Volkes zu machen, müssten wir unsere volle Aufmerksamkeit denjenigen Grabhügeln zuwenden, welche von Dr. Radloff unangerührt gefunden worden sind. Leider gibt es ihrer nur sehr wenige. Die bei weitem grössere Zahl derselben, wurde schon vor langer Zeit von Plünderern heimgesucht, die werthvolleren Gegenstände entwendet und nur die weniger kostbaren in Unordnung liegen gelassen.

Im Ganzen hat Dr. Radloff folgende Gräber unangerührt gefunden:

1. einen Kurgan in der Kulindinischen Steppe, am Kulindinischen See (zwischen den Flüssen Ob und Irtysch);

2. 1 Kurgan bei der Stadt Kapal;

3. 4 grosse Kurgane bei der Stadt Barnaul an der Ob;

4. einige von den 100 ausgegrabenen Kurganen am linken Ufer des Abakan (ihre Construction ist ganz dieselbe, wie die der im Jahre 1862 geöffneten Kurgane);

5. 2 Kurgane am Altaj;

6. 4 Gräber von einem grösseren Kirchhofe in derselben Oertlichkeit;

7. in der Steppe Berel einen grösseren Hügel, bekannt unter dem Namen Berel'scher Hügel;

8. 3 andere kleinere Hügel in derselben Steppe;

9. 3 Hügel in derselben Steppe, etwa 6 Werst von den vorigen entfernt;

10. 3 Hügel am Ubinischen See in der Barabinischen Steppe;

11. einen grösseren Hügel in derselben Steppe;

12. 3 Hügel bei der Stadt Kainsk von einem Kirchhofe, der etwa aus 200 Gräbern besteht;

13. 3 Hügel an den Ufern des Irtysch:

14. 2 kleine Hügel im Thale der Tschuja, unweit der Stadt Tokmak.

Aus dieser kurzen Aufzählung ersieht man, dass man von gegrabenen Hügeln nur etwa 30 unangerührt gefunden hatte. Jedenfalls ein ungeheuerer Verlust für die Wissenschaft.

In allen den genannten Gräbern fand man das menschliche Skelet mit dem Kopfe gegen Norden gewendet, es fanden sich in einem Grabe auch mehrere Skelete, die dann entweder durch eine Steinplatte oder durch einen Holzbalken von einander getrennt sind. Nur in zwei Gräbern vom Jahre 1869 im Thale der Tschuja fanden sich zwei Skelete in einem Grabe über einander gelegt, durch eine Erdschichte von einander geschieden. Im ersten Grabe lagen keine Objecte, im zweiten Grabe kam man nur auf ein irdenes Gefäss von ganz grober Arbeit.

Die Gräber wurden mit Steinen zugedeckt, oder mit Balken aus Kiefernholz, oder endlich mit Birkenrinde in mehreren Lagen. Ein Charakteristikon dieser Gräber besteht darin, dass man fast in jedem grösseren Hügel Pferdeskelete vorfindet. Diese letzteren wurden über dem Menschen begraben, und auf sie der Erdaufwurf aufgeschüttet. Wenn man keine Pferde mitbegraben hatte, so legte man wenigstens Steigbügel

oder Pferdegebisse mit ins Grab. Reichere und angesehenere Leute haben sich wahrscheinlich nicht damit begnügt, ein einziges Pferd mit ins Grab zu legen, sondern man begrub ihrer mehrere, z. B. drei oder sogar sechs, wie es aus dem sogenannten Berelischen Hügel leicht zu ersehen war. Dieser ziemlich grosse Hügel, der ganz aus Steinen aufgeworfen war, enthielt selbst im Aufwurfe ein Pferdeskelet, mit zwei eisernen Steigbügeln und dergleichen Pferdegebiss. In der Erde selbst aber kam man auf eine grosse Grube, in welcher Knochen von 16 Pferden in 4 Reihen zum Vorschein kamen. Der Hügel musste zu Ehren einer angesehenen Person aufgeworfen worden sein, weil die Pferderüstung mit goldenen Plättchen geschmückt war, wie man ihrer unter den 16 Pferdeskeleten sehr viele gefunden hatte. Auch die anderen Hügel derselben Steppe enthielten mehrere Pferde. So befanden sich in einem der drei Hügel, die man hier noch aufmachte, drei Pferdeskelete, von denen eines mit silbernem und vergoldetem Geschirr versehen war.[1])

Ausser Pferdeknochen fand man Kameelknochen (in einem Hügel an der rechten Seite des Flusses Karakara), Hirschgeweihe (in demselben Hügel) und Schafknochen (in einem Kurgane bei der Stadt Kapal, in mehreren Hügeln bei der Stadt Sergiopol, in vier nicht grossen Hügeln bei Barnaul, wo die Schafknochen an der Brust eines Skeletes lagen).

Was die Lage des Körpers im Grabe anbelangt, so lag derselbe gewöhnlich gegen Norden oder Nordosten, hatte die Arme an beiden Seiten entweder ausgestreckt, oder auf der Brust gekreuzt, die Füsse gewöhnlich gebogen. Die Lage mit gekreuzten Händen und gebogenen Füssen lässt sich aus dem Hügel am Kapal nachweisen. Die andere Gewohnheit, die Hände der Todten an beiden Seiten des Körpers auszustrecken, ersieht man aus den Ausgrabungen am See Tschany und bei der Stadt Kainsk.

Eine andere Frage, die in Betracht kommt, ist die, ob man mitunter auch die Todten verbrannte. Die Nachrichten der Sibirien-Reisenden über diesen Gegenstand sind folgende:

---

[1]) Diese Gräber, namentlich jene mit der Beigabe von 16 Pferden erinnern ganz und gar an jene, welche Rubruquis bei den Cumanen des europäischen Russland beschreibt; vergl. hierüber Seite 196. D. R.

Müller, der in den Jahren 1734—1744 Sibirien durchreiste, sagt hinsichtlich der Begrabung, wie folgt: „In vielen Gräbern fand man die menschlichen Knochen, in anderen auch Pferdeknochen in solchem Zustande, aus welchem man urtheilen kann, dass die Körper vor dem Begräbnisse nicht verbrannt worden sind; in anderen aber sah man deutliche Spuren der, der Bestattung vorhergehenden Zerstörung des Körpers durch das Feuer; dieses folgert man theilweise aus der unregelmässigen Lage der Knochen, theilweise auch daraus, dass einige Knochen ganz fehlen, andere aber in Asche verwandelt waren. Töpfe oder Urnen, in welche andere Völker die Asche der Todten zu legen pflegten, fand man hier nicht; aber die Ueberreste der Körper, oder auch ganze Körper wurden mit feinen goldenen Plättchen bedeckt, und so der Erde übergeben. Nicht selten fand man in einem Grabe mehrere Skelete, ein Zeichen, dass hier entweder eine Schlacht stattfand, oder dass einige Familien einen Hügel gemeinschaftlich hatten, und dass es nicht Sitte war, über jedem Todten einen besonderen Hügel aufzuwerfen". — Mehr und auch genauere Nachrichten über diesen Gegenstand bringt uns der zweite Sibirien-Reisende, Gmelin. Da er sich wegen seiner naturwissenschaftlichen Forschungen an mehreren Orten längere Zeit aufhalten musste, so hatte er auch einige Grabhügel geöffnet, die nach seiner Ansicht noch nicht angerührt waren. Gmelin war auch der Erste, welcher die Grabhügel in fünf verschiedene Formen eingetheilt hatte, und welcher der Ansicht war, dass die ersten drei Arten, oder die steinernen Grabhügel, älter sind als die letzteren zwei, die Erd-Grabhügel. In den sogenannten Majaky, sagt er, lag das unverbrannte Skelet im viereckigen Grabe, jedoch fehlten ihm einige Knochen. Ausser dem Skelete, das in der Mitte des Grabes lag, befand sich mitunter in einer Ecke noch ein zweites oder nur die Asche von demselben. In den Slantzy fanden sich öfters gebrannte Knochen, obwohl auch manchmal ganze Skelete darin lagen. In den Tvorylnyje-Hügeln fanden sich nur ganze Skelete, sowie in den Erdhügeln.

Pallas, der etwa vierzig Jahre später in Sibirien reiste und mit Ausgrabungen einiger Grabhügel sich befasste, fand in den steinernen Gräbern die Knochen meist ganz verfault, Spuren vom Verbrennen kamen ihm mit Ausnahme eines einzigen Grabes nicht vor.

Was nun die von Dr. Radloff geöffneten Gräber anbelangt, so finden wir in den Compte-rendus der archäologischen Commission über diesen wichtigen Umstand gar keine Erwähnung. Freilich betreffen die oben angeführten Nachrichten meistens Völker des Minussinskischen Districtes, des sowohl im Alterthume, wie auch jetzt am meisten bevölkerten Theiles von Sibirien; es ist leicht möglich, dass das Volk, welchem die von Dr. Radloff untersuchten Kurgane angehören, von den Völkern des Minussinskischen Districtes verschieden war, es ist aber auch möglich, dass man auf diesen Umstand wenig Aufmerksamkeit gewendet hatte; denn wiewohl es die ersten Ausgrabungen waren, welche nur wissenschaftlich archäologische Zwecke verfolgten, so führte man dennoch keine genauen Tagebücher der vorgenommenen Ausgrabungen.

Was den Inhalt der Gräber anbelangt, so haben sich die früheren Reisenden durch eigene Erfahrung überzeugt, dass die steinernen Gräber reicher sind, als die Erdgräber. Insbesondere erzählt Gmelin, dass sich in den Majaky selten etwas Anderes befand als Gold und Silber; in den Ohrringen pflegten auch Perlen vorzukommen. Vom Hausgeräth fand man am meisten kleine silberne Töpfe mit Deckeln oder auch ohne denselben; sie waren meistens glatt, andere aber mit Figuren versehen, und einige auch vergoldet. Es kamen auch thönerne Töpfe vor, und zwar von sehr feiner Arbeit, einige sogar mit einer Glasur überzogen. Auch eiserne Objecte kamen in diesen Gräbern vor, es sind meistens Steigbügel und Pferdegebisse, diese sind auch sehr oft mit feinen goldenen Plättchen verziert. Aehnliche Funde zeigten auch die Slantzy.

Nicht so reiche Ausbeute gewährten die Tvorylnyje Mogily, deshalb standen sie auch nicht bei den Hügelausgräbern in so grossem Ansehen.

Ausser Kupfer, insbesondere kupfernen Lanzen und Streithämmern und kleinen unansehnlichen thönernen Töpfen findet sich in ihnen fast gar nichts. Wenn auch manchmal zufälliger Weise goldene Plättchen vorkommen, so sind sie so fein und unbedeutend, dass sie bei weitem die Mühe nicht lohnten, welche das Wegschaffen des Erdaufwurfes erheischte.

In den Erdhügeln selbst aber kamen weder Gold noch Silber, sondern nur eiserne Messer, Lanzen und Pfeilspitzen vor.

Im Folgenden werde ich einen detaillirten Ueberblick der Ausgrabungen geben, welche Dr. Radloff an verschiedenen Orten Sibiriens vorgenommen hatte.

Ausgrabungen vom Jahre 1862.

a) In der Kulindinischen Steppe:

1 Grabhügel von 11 Meter im Diameter, 2 Meter Höhe, darin ein viereckiges Grab, an dessen Boden zwei menschliche Skelete mit dem Kopfe gegen Norden, neben einander lagen; neben ihnen ein Pferdeskelet.

Beigaben: 2 eiserne Schwerter mit Handgriff an der linken Seite jedes Skeletes, 2 kupferne Ringe an der linken Hand, Ueberreste eines hölzernen Köchers mit eisernen Ringen und 4 Pfeilspitzen, an der linken Schulter; Knochen eines Thieres zwischen den Füssen des zweiten Skeletes; 2 eiserne Steigbügel an jeder Seite des Pferdeskeletes; 1 eisernes Gebiss am Kopfe des Pferdeskeletes.

b) Bei Semipalatinsk:

1 Grabhügel, geöffnet, darin gefunden: 1 eiserne Spange, 1 Glasperle.

c) Im Thale von Tersakan:

2 Kurgane, ausgebeutet.

d) An der rechten Seite der Karakara:

1 Kurgan, ausgebeutet.

Zerstreute Funde: Knochen vom Kameel, vom Pferde, 1 Hirschgeweih, Ueberreste von Eisen.

e) Beim Fort Vjerny:

1 Kurgan, mit menschlichem Skelet ohne Beigaben.

f) Um Kapal herum:

22 Kurgane, von denen nur einer unangerührt war, das Grab ist aus Steinen gemacht, das menschliche Skelet hat über der Brust gekreuzte Hände, ein wenig gebogene Kniee; Objecte fanden sich in diesem Grabe keine vor.

In den anderen Gräbern fand man: Darstellung eines kleinen vierfüssigen Thieres (wahrscheinlich des wilden Schafes, wie es auch schon Pallas gefunden hatte) aus Plattgold, am Rande mit kleinenLöchern versehen; eine aus Achat gedrechselte Perle, Wirbelknochen eines Schafes.

g) Bei Sergiopol:

14 Kurgane, die Gräber sind aus grossen gehauenen Steinen gemacht; in ihnen fand man nur Knochen von Menschen und Schafen; auch Scherben irdener Gefässe, Alles in Unordnung.

h) Bei Barnaul:

4 Kurgane von mittlerer Dimension; in zwei von ihnen waren je 1 menschliches Skelet, in den andern je 2; an der Brust eines jeden Skeletes lagen Schafknochen.

Beigaben: 1 bronzene Spange eines Gürtels, 1 runder durchlöcherter Stein zwischen den Füssen; im dritten Grabe: Ueberreste von Eisen und Leder.

Ausgrabungen vom Jahre 1863.

Am linken Ufer des Abakan, auf dem Berge Ujtak wurden gegen 100 Kurgane geöffnet; nur wenige waren nicht ausgeraubt. Ihr Verhalten war ähnlich jenen im vorigen Jahre aufgemachten; ein kleiner Unterschied bestand darin, dass hier die Todten nicht in Gräbern lagen, sondern auf der Erde unmittelbar unter dem Erdaufwurfe. Bei den Skeleten fand man hie und da Scherben von gewöhnlichen thönernen Gefässen, verschiedene kupferne und eiserne Messer, Degen, Pfeilspitzen, Köcher, Steigbügel und Pferdezäume.

Ausgrabungen vom Jahre 1865.

Sie wurden am Altai an vier verschiedenen Orten vorgenommen:

a) Bei Ursul in der Richtung von Angodai wurden 7 viereckige mit Steinplatten umgebene Kurgane geöffnet, 2 waren ausgeplündert, in 4 waren keine Gräber, im siebenten ein menschliches Skelet mit einer thönernen Vase beim Kopfe.

b) Am Flusse Tobajok in der Steppe Tschuja:

4 viereckige Kurgane, ohne Gräber; 8 runde Kurgane, in 4 von ihnen je ein menschliches Skelet; in einem Pferdeknochen; die drei letzten ohne Skelete.

Beigaben: eisernes Messer, Pferdezaum.

c) An den Ufern der Katonda. Hier fand man 4 Kirchhöfe, von denen der erste aus 30 oder 40 kleinen steinernen Hügeln besteht. Die meisten sind schon ausgeplündert gewesen.

Beigaben: kupferne Ohrringe, eiserne Hacke, silberner Ring, steinerner Meissel, Ueberreste eines Kleides mit kupfernen Glöckchen versehen, Pfeilspitzen aus Eisen und Knochen, eisernes Messer, eiserne Lanze, Pferdeknochen.

Der zweite Kirchhof besteht aus einem grösseren Grabhügel und 20 kleineren; nur vier sind unangerührt geblieben. In einigen fehlten die Skelete. In den meisten lagen unter dem Aufwurfe in einer Tiefe von $1^1/_2$ Meter Pferdeknochen, und unter diesen $^1/_3$ Meter tiefer Menschenskelete.

Beigaben: eine eiserne Lanze, 29 Pfeilspitzen von Eisen und einige von Knochen, Ueberreste eines seidenen Kleides an der Brust, eisernes Gebiss mit Ringen versehen. Im dritten und vierten Kirchhofe nahm man keine Ausgrabungen vor.

d) In der Steppe Berel: Aufgegraben wurde ein Hügel von 30 Meter im Umfange, 5 Meter senkrechte Höhe, der aus Steinen aufgeworfen ist. Im Aufwurfe fand man ein Pferdeskelet mit 2 Steigbügeln und einem eisernen Gebisse, und in der Erde selbst, unter dem Kurgan eine ungeheuere Höhle, in welcher 16 Pferdeskelete in vier Reihen lagen. Die ganze Höhle war mit Lehm und Steinen angefüllt, und oben mit Birkenrinde zugedeckt. Auf der südlichen Seite dieser Höhle fand man einen ausgehöhlten Baumstamm, in dessen vier Ecken je ein Vogel aus gegossenem Kupfer war. Zwei dieser Vögel hatten die Flügel ausgebreitet. An beiden Seiten des Baumstammes sah man viereckige, grosse Steinplatten. Ganz am Boden der Höhle lagen einzelne Menschenknochen, um sie herum einige goldene Schmucksachen; in der südwestlichen Ecke aber eine Menge von Kohlen und Asche.

Ferner drei Hügel in derselben Steppe; in einem derselben fanden sich in einer Höhle Knochen von drei Pferden, unter ihnen $^1/_3$ Meter tiefer ein menschliches Skelet.

Beigaben: 1 hölzerner Stock mit silberner Garnitur, mehrere goldene Ringe, 2 eiserne Messer, 1 eisernes Schwert, 1 eiserner Kürass, Pferdegeschirr mit goldenen und silbernen Plättchen, die als Schmuck dienten.

Drei Hügel etwa $^1/_3$ Meile von den vorigen entfernt. Im ersten Hügel lagen 3 Pferdeskelete mit eisernem Gebiss, im dritten kam man auf eine weite viereckige Höhle, in welcher sich Knochen von 5 Pferden vorfanden. In einer Ecke derselben Höhle befand sich ein menschliches Skelet, dessen Kleider mit goldenen Plättchen geschmückt waren. Ausserdem auch in der Höhle goldene und silberne Plättchen als Schmuck der Pferdegebisse, und zerbrochene thönerne Töpfe.

Ausgrabungen vom Jahre 1866.

In diesem Jahre unternahm Dr. Radloff die Ausgrabungen im westlichen Sibirien, und zwar an vier verschiedenen Orten:

1. am Ubinischen See, im Norden der Stadt Kainsk, am rechten Ufer der Om. Die Hügel lagen gewöhnlich an einer erhöhten Stelle, in Gruppen; hatten eine runde Form, 4—25 Meter im Diameter, und $^1/_3$—$1^1/_2$ Meter senkrechte Höhe.

Man hat untersucht:

21 Hügel, von denen nur drei unangerührt waren; in jedem Grabe lag ein menschliches Skelet gegen Osten mit dem Kopfe gerichtet, die Hände an den Seiten hingestreckt und mit drei Lagen von Birkenrinde bedeckt. In einigen Gräbern waren auch Pferdeknochen. Die Beigaben waren dieselben, wie bei den früheren Ausgrabungen: eiserne und knöcherne Pfeile, Reste eines Bogens, eine kupferne Spange, Scherben von thönernen Gefässen.

Ein Hügel, gewöhnlich rother Hügel genannt, weil er aus rother gebrannter Erde aufgeworfen ist. Im Aufwurfe selbst war ein Birkenbalken, unter welchen neun kleine Steinplatten lagen. Diese bedeckten 3 Pferdeskelete, sonst war der Hügel ausgeplündert. Um den Ubinischen See herum finden sich mehrere Kirchhöfe, welche aus 10—25 Grabhügeln bestehen. Dr. Radloff untersuchte sie an mehreren Stellen. Das Grab war $^2/_3$—$1^1/_2$ Meter tief in die Erde gegraben; darin lag ein Menschenskelet, mit Birkenrinde bedeckt. Am Kopfende eines jeden Skeletes lag ein eiserner Spaten, an der Seite eiserne und kupferne Schwerter, Messer, Pfeile, Ueberreste von Bögen etc.; die männlichen Skelete hatten gewöhnlich einen Gürtel, die weiblichen einen Kopfschmuck, bestehend aus Glasperlen, kupfernen Spangen und Plättchen.

Im Norden von Kainsk ist ein Kirchhof, der etwa aus 200 Grabhügeln bestand. Dr. Radloff untersuchte 2 grosse und 20 kleine derselben. Die grossen dienten als Begräbnissplätze von mehreren Personen. Die Art und Weise zu begraben war ganz dieselbe, wie sie bei andern Hügeln constatirt wurde.

Ausserdem grub Dr. Radloff in dieser Gegend ein Gorodischte und eine Gruppe von drei Hügeln am See Tschany auf. Von diesen Ausgrabungen habe ich andern Orts gesprochen.

2. Am Irtysch südlich und nördlich von der Stadt Pavlodar, untersuchte Dr. Radloff unter der Masse grösserer und kleinerer Hügel, die sich dort befinden, 26 Grabhügel, von denen die meisten ausgeplündert waren; die wenigen, welche unangerührt blieben, boten nichts Besonderes dar.

3. Bei der Stadt Semipalatinsk machte Dr. Radloff 5 Grabhügel auf; in einem Grabe, in welchem 2 Menschenskelete lagen, fand man bei einem Skelete Jaspisperlen als Halsschmuck, auf der Brust einen kupfernen Spiegel und bei den Füssen einen Kessel.

4. Bei der Stadt Kokbekty zeigte sich beim Graben der Hügel jedesmal Wasser.

Ausgrabungen vom Jahre 1869.

Die Ausgrabungen dieses Jahres, die im District Semirečinsk und bei der Stadt Tokmak gemacht wurden, hatten keine besonderen Resultate. Man öffnete hier über 30 Hügel, von denen die meisten schon ausgeplündert waren; nur bei zwei noch unangerührten Gräbern entdeckte man, dass in einem Grabe zwei Leichname begraben waren, die über einander lagen, und durch eine feine Erdschichte von einander getrennt waren. Funde kamen sehr selten vor und diese wenigen waren auch unbedeutend.

Dies sind die Ausgrabungen der kaiserlichen archäologischen Commission an den oben angeführten drei Orten, ausserdem hat sie aber noch umfangreiche Forschungen auf der Halbinsel Krym bei Kertsch vorgenommen, welche von den glänzendsten Resultaten begleitet waren. Ich werde auf dieselben bei einer andern Gelegenheit zurückkommen.

Ueber eine Bernsteinperle mit phönikischer Inschrift in der Sammlung nordisch-germanischer Alterthümer zu Oldenburg.

(Mit einer Tafel.)

Im VI. Bande der Mittheil. der anthropolog. Gesellschaft (Seite 129) berichtete Dr. Wankel in einer eingehenden Abhandlung über eine Inschrift auf einem Steine, welcher im Jahre 1874 in der Nähe von Smolensk in Russland auf der Spitze eines aus Steinblöcken aufgeführten Hügels gefunden worden war. So viel stand nach dem Urtheile von Sachkennern gleich anfangs fest, dass die Schriftzeichen der Inschrift keine Runen seien; dagegen erklärte sie Dr. A. Müller in Olmütz sofort als phönikisch und versuchte auf Grund dieser Anschauung deren Lesung, die Dr. Wankel in der eben erwähnten Abhandlung veröffentlichte.

Durch diese Publication angeregt, fand sich der Vorstand der Sammlung nordisch-germanischer Alterthümer in Oldenburg bewogen, das Photogramm eines Stückes Bernstein, welches mit eingravirten Schriftzeichen versehen ist, an Dr. Müller in Olmütz zur Beurtheilung zu übersenden, und zwar aus dem Grunde, weil die Schriftzüge dieses Bernsteinstückes manches Verwandte mit den Schriftzeichen des Smolensker Granitblockes zu haben schienen.

Dr. Müller unterzog nun auch die Inschrift auf dem Bernsteinstücke einer eingehenden Prüfung; indem ich das Resultat derselben mittheile, erfülle ich nur das Amt eines Berichterstatters, das mir durch meine Stellung zu den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft auferlegt ist.

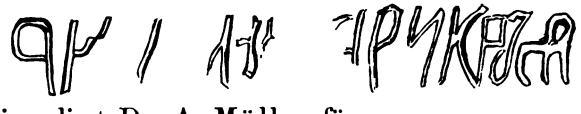
Zuvor sei noch bemerkt, dass das Bernsteinstück auf einer Römerstrasse (pontes longi) in der Nähe von Lohne im südlichen Theile des Grossherzogthums Oldenburg gefunden worden ist, und sich jetzt zu Oldenburg in der Sammlung nordisch-germanischer Alterthümer Sr. k. H. des Grossherzogs befindet.

Form und Grösse des Bernsteines sind aus der beiliegenden Abbildung ersichtlich, welche mit der möglichsten Ge-

wissenhaftigkeit nach dem in natürlicher Grösse aufgenommenen Photogramme angefertigt wurde [1]).

Das fragliche Bernsteinstück ist dunkelgoldig gefärbt, und wiegt 106·43 Gramm; es ist an allen Seiten geschliffen, obgleich der Schliff nicht so tief geht, dass er alle Vertiefungen weggenommen hätte. Nicht völlig in der Mitte geht ein Loch hindurch, so dass man annehmen kann, dass es an einer Schnur getragen worden, oder sonst in irgend einer Weise als Schmuckgegenstand gedient hat. Hält man den Bernstein so vor sich, wie ihn das Bild zeigt, so dass die spitzigere Seite nach unten, die gerade Seite nach rechts zu stehen kommt, so ist die erwähnte Inschrift über dem Loche nahe am Rande des Steines sichtbar. Die Zeichen sind in einer Zeile angeordnet in ähnlicher Weise wie bei der Inschrift auf dem Smolensker Steine und zeigen in der That manches Verwandte mit den Zeichen dieses Steines, ohne dass hiemit etwas über ihren inneren Werth gesagt sein will.

Herr Dr. A. Müller in Olmütz sprach sich nun in einem an mich gerichteten Schreiben dahin aus, dass er, obgleich es ihm zwar nicht gelungen ist, alle Theile der Inschrift zu entziffern, dennoch nicht abgehalten werde, sie für phönikisch zu halten. Auf Grund dieser Anschauung scheinen ihm die Zeichen der Inschrift die hier in vergrössertem Massstabe folgenden Zeichen darstellen zu sollen:



Diese liest Dr. A. Müller für:

צר	. . ? . . .	תנ	. . . נקר	. . . יטחא
Tyrus		*?*		*Jatcha? Jitcha?*
				Eigenname.

נקר = bohren, ausbohren, durchbohren, aushöhlen, ausstechen, durchstechen. Demnach würde die erste, rechtsstehende Gruppe von Zeichen bedeuten: „Jatcha (oder Jitcha?) hat (es) gebohrt". Hierauf kommt eine unentzifferbare Gruppe, zuletzt „Tyrus". Diese Lesung passt auch für den durchbohrten Bernstein.

[1]) Da es bei der Sache weniger auf diese, als vielmehr auf die genaue Darstellung der Schriftzüge ankommt, deren correcte Wiedergabe bei einer Zeichnung durch die Hand angezweifelt werden könnte, so stellt Freih. v. Alten, Oberkammerherr Sr. k. H. des Grossherzogs von Oldenburg, im Interesse der Sache Jenen, die sie interessirt, Photogramme des Steines in freundlichster Weise zur Verfügung.

Soweit Dr. Müller, wozu ich bemerke, dass man nun auch dieser Lesung, wie jener des Smolensker Steines, vorwerfen könnte, dass sie „inhaltleer und unbeholfen“ sei; der gleiche Vorwurf liesse sich aber auch in allen Fällen machen, in denen der Verfertiger eines Gegenstandes an diesem bloss seinen Namen anbringt, sei es nun eine römische Thonlampe, ein gothisches Goldgefäss oder ein Gemälde von Albrecht Dürer. Wer kann auch behaupten, dass die Erbauer des Smolensker Steinhügels, oder der Verfertiger der Oldenburger Bernsteinperle durch ihre Inschrift der Nachwelt die Kenntniss eines welterschütternden Ereignisses überliefern wollten? Ihnen lagen ganz gewiss nähere Ziele vor Augen. War der Smolensker Steinhügel ein Grenzzeichen, was ja auch Wetzstein in seiner Kritik der Lesung der Smolensker Inschrift [1]) zugibt, so konnte der Beisatz „hier haben wir es eingemeisselt“ recht gut den Sinn haben: „bis hierher haben wir Besitz ergriffen“. Es stünde überhaupt schlimm um die epigraphische Forschung und um die Unbefangenheit der Forscher, wenn sie genöthiget wären, in die zu lesende Inschrift auch immer eine recht weittragende Bedeutung zu legen, um dem Vorwurfe zu entgehen, dass ihre Lesung inhaltleer und unbeholfen sei. Ebensowenig, als man diesen Einwurf gelten lassen kann, kann man annehmen, dass man es bei der Inschrift der Oldenburger Bernsteinperle mit einer Reihe neben einander hingesetzter Eigenthumsmarken nach Art der von Wetzstein in der Smolensker Inschrift vermutheten Eigenthumsmarken zu thun habe. Denn ein gemeinsames Eigenthumsrecht Mehrerer an einem Schmuckgegenstande ist wohl das letzte, an was wir denken dürfen; bei einer Aufeinanderfolge des Besitzes aber würde gewiss der nachfolgende Besitzer die Marke des früheren weggeschliffen und lediglich die seinige auf der Perle belassen haben.

Bei diesen allgemeinen Bemerkungen liegt es dem Berichterstatter ferne, etwas für oder gegen die mitgetheilte Lesung der Inschrift auf der Bernsteinperle sagen zu wollen, er hielt sich jedoch für verpflichtet, Inschrift und Lesung durch die Veröffentlichung dem Urtheile der Sachkenner vorzulegen.

Dr. Much.

---

[1]) Zeitschrift für Ethnologie IX Verhandlungen etc. 12.

Kleinere Mittheilungen.

1.

Ueber die Perforation des Penis bei den Malayen.

Herr von Maclay hat kürzlich in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (Z. f. Ethnologie 1876 p. 22 ff.) über diesen Gegenstand einige Mittheilungen gemacht, welche den Anschein erwecken könnten, als handle es sich um etwas noch Unbekanntes und Neues. Dieses ist nicht der Fall, sondern es liegen in der Literatur hierüber bereits Schilderungen und auch Abbildungen vor. Da dieselben jedoch meist in holländisch-indischen Zeitschriften, also für Europa relativ schwer zugänglich, zu finden sind, so dürfte es nicht unangezeigt sein, einige der betreffenden Stellen ans Licht zu ziehen und in der Uebersetzung aus dem Holländischen wiederzugeben.

In der Tydschrift voor Indische taal-, land- en volkenkunde IV. 1855, Batavia, p. 457, befindet sich in einer Arbeit von H. von Deevall „Aanteekeningen omtrent de Norrdoostkust van Borneo" unter der Ueberschrift: „de Kaleng of oettang" folgende Schilderung:

„Der Kalang oder Utang. Einige Dajak-Stämme in Kutei und Beran, wie auch in Bulungan tragen ein sehr sonderbares Instrument am membrum virile, nämlich ein kupfernes Stäbchen, 34 bis 42 Linien lang, das quer durch die Glans des Penis, und diese horizontal durchstechend, getragen wird. Diese Stäbchen sind ungefähr von der Stärke der Zinke einer stählernen Gabel. Die Breite dreier dicht aneinander geschlossener Finger in der Mitte des Mittelgliedes gibt das richtige Maass. Diess Stäbchen heisst Kaleng oder Kaling. Die beiden Enden treten in statu erectionis, an beiden Seiten einige Linien hervor. Gewöhnlich steckt man hölzerne, einige Linien im Durchmesser grosse Scheibchen daran, die sich um ihre Achse drehen können. Ein Endchen Faden, an der Aussenseite der Scheibchen um die Stäbchen gewickelt, verhindert das Abrutschen der Scheibchen. Manche Modangs und Bahans (Namen von Stämmen) tragen noch ein zweites Stäbchen hinter dem ersten. Der Kaleng wird meist bei bejahrten Frauen angewandt. Bei den Long-wai's und Long-bleh's (im Norden von Kutei) ist der Kalang im Gebrauch, und diess Instrument wird selbst als Geschenk benutzt, um sich Zugang zu verschaffen und um eine Annäherung herbeizuführen. Jedoch darf Niemand den Kaleng tragen, ehe er nicht auf die Kopfjagd aus gewesen ist. Die Long-wais (Ober-Kutai) tragen selbst zwei und drei Kalengs. Der erste ist horizontal, wie oben erwähnt, der zweite wird hinter dem ersten getragen in einer etwas von oben nach unten und von hinten nach vorn sich neigenden transversalen, schiefen Richtung, unter einem Winkel von 45 Grad, gleichviel ob die schiefe Richtung von der rechten nach der linken Hand oder umgekehrt geht. Das non plus ultra von Vollkommenheit sind drei Kalengs. Der dritte geht alsdann

nur durch die oberste Haut in der Mitte der Ruthe, alle in einer horizontalen Richtung. Ein Long-wai steckte an jede Seite des Kaleng noch einen in der Mitte durchlöcherten Generalitäts-Gulden, der durch ein Schräubchen oder etwas dergleichen fest gehalten wurde und sich um das Stäbchen herumdrehte. Nebst der Breite von drei Fingern, wie oben erwähnt, gibt auch die senkrechte Weite des geöffneten Mundes das Längenmaass an. Bei den Long-wais wurde ein Kaleng von 51 Linien, dicker als die vorerwähnten, angetroffen.

„Wie die Modangs und Bahans, Long-wais und Long-blehs gebrauchen auch ihre Nachbarn, die Kajan-segais in Beran den Kaleng, sie nennen ihn „uttang". Sie haben zur Vervollkommnung dieses Instrumentes an beiden Enden des Stäbchens kleine Quasten, feine Korallen oder ein Büschelchen Federn angebracht."

In der Naturkundig Tydschrift voor Nederl. Indie XX. 1859—60, Batavia, p. 231, finden sich folgende Bemerkungen über denselben Gegenstand aus der Feder des Herrn von Gaffron:

„Zum Schlusse erlaube ich mir mitzutheilen, dass bei vielen Dajak-Stämmen die Gewohnheit besteht, dass die Männer sich den Penis in der Eichel oberhalb der Harnröhre durchstechen und dann in der Oeffnung ein Stäbchen von Kupfer oder Silber tragen, von der Länge von zwei rheinländischen Zollen. Dies Stäbchen endet jederseits in einer Kugel, von denen eine abgenommen werden kann um das Stäbchen herauszuziehen.

„Die Kügelchen sind von Metall, Stein oder Horn.

„Man trifft diesen Gebrauch meistens bei den Dajak-Stämmen, welche an dem grossen Kahajan(-Fluss) wohnen und folgende Namen tragen: Bahan, Long-wai, Pari, Ambalan, Mendalam, Siban, Taman, Mandai und Modang. Die Frauen dieser Stämme sind so auf den Gebrauch dieses kleinen Instrumentes, palang (ampalang) genannt, erpicht, dass sie dem, der es nicht besitzt, die Alternative stellen, sich scheiden zu lassen oder das Instrument anzuschaffen. Der Genuss des Coitus wird hiedurch für die Frauen vermuthlich sehr erhöht, ja selbst in solchem Maasse, dass, wenn man mit den Frauen dieser Stämme über den Gebrauch des Ampalang spricht, sie ihn mit Salz vergleichen, und sagen: was das eine beim Essen sei, sei das andere beim Coitus.

„Im Allgemeinen schreibt man es aber dem Gebrauche dieser Ampalangs zu, dass selbst noch junge Frauen schon unfruchtbar sind, in Folge von Gefühllosigkeit."

Weitere Belegstellen aus der Literatur liessen sich unschwer beibringen.

Herr von Schierbrandt, der viele Jahre auf Borneo zugebracht hat, erinnert sich, wie ich einer mündlichen Mittheilung verdanke, in Banjermassing die Durchbohrung des Penis an der unteren Seite unterhalb der glans gesehen zu haben. Der Apparat wurde von der Frau in einer kleinen aus Rotton geflochtenen

Dose aufbewahrt. Das Stäbchen bestand aus zusammengedrehtem sehr feinem Messingdraht, der an den Enden bürstenartig auseinander gezogen war, ganz ähnlich den Drahtbürstchen, deren sich in Indien die Gold- und Silberarbeiter bedienen, welche aber viel dicker sind. Das durch das Bohrloch zu steckende Ende wird wahrscheinlich vor der Einführung in dasselbe zusammengedrückt und erst vor der Ausübung des Beischlafes wieder auseinander gebogen. An den Enden befanden sich Fäden.

In der Minahatta auf Celebes hörte auch ich mehrfach von ähnlichen Gebräuchen.

Bei den Franzosen sollen hinter die Glans gelegte Kragen von der abgezogenen, kurz abgeschnittenen Fahne einer Federspule gebräuchlich sein.

Die Japaner introduciren Achat-Kügelchen in die Vagina. Der raffinirte Wollüstling Casanova soll sich ähnlicher goldener Hohlkügelchen bedient haben. Wenn man das Gebahren jener auf einer niedrigen Culturstufe stehenden Völker daneben betrachtet, so liegt es nahe auszurufen: les extrêmes se touchent!

Verbreiteter noch als dieser eigenthümliche Gebrauch scheint die Päderastie bei den Völkern des ostindischen Archipels zu sein; von Java ist es bekannt; von Borneo wird vielfältig davon berichtet (u. A. von Schwaner), auf Celebes (im Süden) und auf den Philippinischen Inseln hörte ich selbst davon; wie weit diese Verirrung auf letzteren ursprünglich ist, will ich nicht beurtheilen, im Süden von Celebes dürfte sie keinenfalls von den Europäern eingeführt worden sein, und werde ich gelegentlich hierüber und damit zusammenhängende eigenthümliche Sitten berichten.

A. B. Mayer.

Dresden, August 1877.

2.

Bernstein in Italien.

Herr Helbig gibt (R. Accad. dei Lincei. Roma.) Mittheilungen über den Bernsteinhandel in den prähistorischen Zeiten und bemerkt hiebei, dass der bei Villanova und Marzabotto aufgefundene Bernstein nicht aus Italien stamme, wie Prof. Capellini der Ansicht ist, denn Herodot, welcher zu einer Zeit der etruskischen Entwickelung von Marzabotto lebte, macht keine Erwähnung von Bernstein-Vorkommen in Italien, sagt aber ausdrücklich, dass der Bernstein und das Zinn, den Griechen von dem entferntesten Ocean geliefert werde. — Theophrast erwähnt wohl der fossilen Bernsteine in Italien, bemerkt aber hiebei, dass er in Ligurien an wenigen Stellen und sehr sparsam vorkomme, daher kann der italienische Bernstein auch zu diesen Zeiten kein wichtiger commercieller und industrieller Gegenstand gewesen sein.

Nach Helbig wurde der Bernstein in Italien von dem baltischen Meere her eingeführt; — die alten Preussen benannten das

Gold „Ausin", wahrscheinlich identisch mit dem lateinischen „Ausum", welches Wort in älteren Zeiten statt „aurum" ausgesprochen wurde; — das Gold gelangte nach Preussen an die Ostsee, ohne Zweifel zum Ankauf des von den Italienern in den ersteren Perioden ihrer Entwickelung sehr gesuchten Bernsteines.

Vom fünften Jahrhunderte an, verminderte sich in Griechenland und nach und nach auch in Italien die Einfuhr des Bernsteins, und es kam der Handelsverkehr auch in Vergessenheit, nur bei den Völkern in Mittel-Europa dauerte dieser Handel ununterbrochen fort. — Zur Zeit des Kaiserreiches kam der Bernstein in Italien wieder in die Mode.

Sr.

3.

Funde bei Cles.

Bibliothekar Ambrosi gibt zur Nachricht, dass in den Torflagern bei Cles (Tirol) in einer Tiefe von circa $1^1/_2$ Meter, theils im Torfe selbst, theils in der unterlagernden Mergelschichte 20 Bernsteinstücke aufgefunden wurden, unrein und von sehr dunkler Farbe; sie sind von rundlich gedrückter Form, mit $3^1/_2$ Cm. im Umfang, durchlöchert. — Ein Stück davon jedoch ist ein $^1/_2$ Cm. dickes, fast rechtwinkeliges Täfelchen, 4 Cm. lang, 3 Cm. an einer Seite und $4^1/_2$ Cm. an der andern Seite breit, durch dessen Mitte der Länge nach eine Oeffnung geht, während 12 andere, unter sich in gleicher Entfernung parallele Bohrlöcher sich der Breite nach mit der in der Mitte vorfindlichen Oeffnung kreuzen.

Diese Stücke wurden alle einzeln aufgefunden, haben aber ohne Zweifel zu einer Halskette gehört, die aus mehreren Umgängen bestand, welche durch das viereckige Bernsteinstück, durch dessen Löcher die Fäden der Umgänge liefen, zusammengehalten wurden. (Bull. di Paletnolog. ital. disp. 3 de 33.)

Sr.

Literaturberichte.

Graf Béla Széchenyi: Funde aus der Steinzeit im Neusiedler Seebecken mit einigen Mittheilungen aus dessen Vergangenheit. Erinnerung an den internationalen Congress der Anthropologie und der vorgeschichtlichen Archäologie. Buda-Pest, im September 1876.

Nachdem einmal durch die Auffindung von Pfahlbauten mit zahlreichen und merkwürdigen Fundstücken im oberösterreichischen Seengebiete die geographische Verbreitungsgrenze derartiger Wohnstätten vom Westen her näher gerückt, auf der anderen Seite aber, im Osten das Vorkommen von Pfahlbauten selbst in historischer Zeit noch durch die Berichte Herodot's verbürgt war, so konnte es nicht zweifelhaft und nur als eine Frage der Zeit erscheinen, dass auch noch in den zwischenliegenden Gegenden Pfahlbauten zur Kenntniss gelangen werden. In dieser Erwartung

konnte man vorzüglich auf den Neusiedler See und den Platensee sein Augenmerk richten, insbesondere konnte man mit Bestimmtheit die Auffindung von Pfahlbauten im Neusiedler See hoffen, als derselbe (wohl schon seit dem Jahre 1854) allmälig

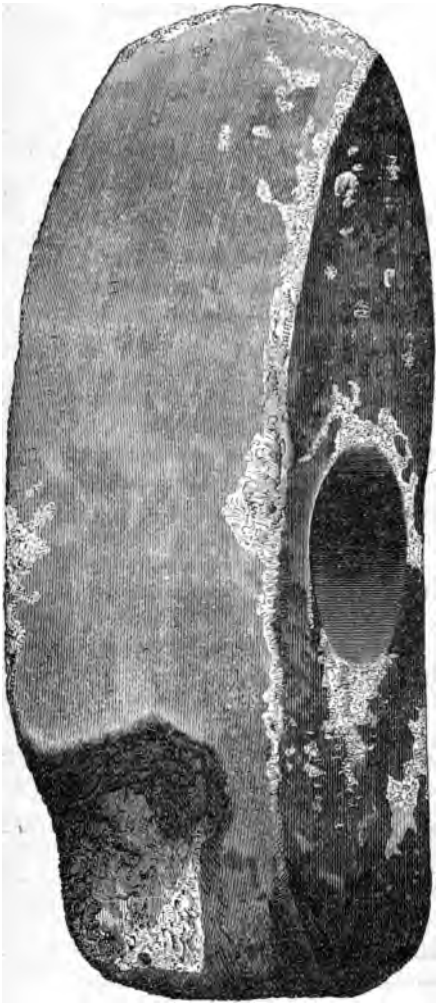


Fig. 1.

Fig. 2.

abzunehmen begann und dessen Bett im Jahre 1868 endlich völlig trocken dalag. Obwohl sich im Seebecken bereits im folgenden Jahre wieder Wasser zu sammeln begann, so waren doch noch im Jahre 1874 weite Strecken des Beckens trocken, wodurch es dem Grafen Béla Széchenyi und seinen Freunden möglich wurde,

namentlich an zwei Stellen zahlreiche Reste von Ansiedlungen zu finden, worüber Graf Széchenyi in der oben citirten, prächtig

Fig. 3.

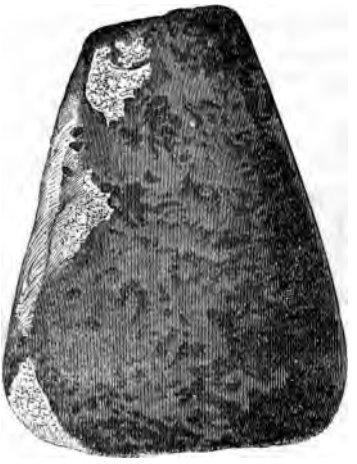


Fig. 4.

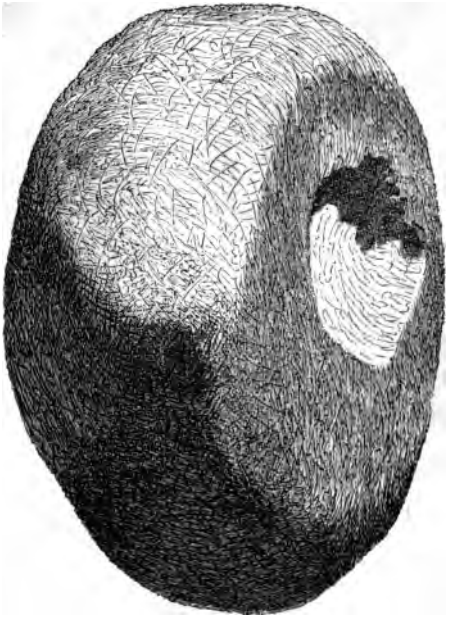


Fig. 5.

ausgestatteten Schrift in anziehender Weise berichtet. Gewissermassen als Daraufgabe und offenbar durch die Funde hiezu ver-

anlasst, schliesst der Verfasser seinem Fundberichte eine förmliche Monographie des Sees an, dessen wechselnde Geschichte insbesondere von grossem Interesse ist.

Da ich überzeugt bin, dass die Ergebnisse der Forschungen des Grafen Széchenyi auch für unseren Leserkreis, namentlich wegen der grossen Nähe zu unseren eigenen Forschungsgebieten von Wichtigkeit erscheinen muss, so sei mir gestattet, das wesent-

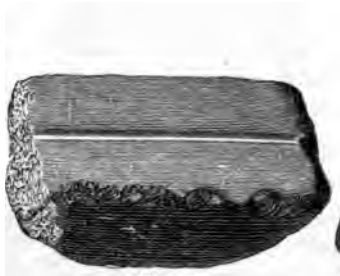


Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

lichste derselben mitzutheilen. Graf Széchenyi hat über mein Ansuchen die Benützung seiner trefflich ausgeführten Clichés in freundlichster Weise gestattet und ich benütze diese Gelegenheit, ihm hiefür den Dank der Gesellschaft auszudrücken.

Sämmtliche Funde wurden am südlichen Rande des ausgetrockneten Seebeckens gemacht, etwa 200 bis 500 Meter vom alten Seeufer entfernt. Sie lagen ganz frei da, oder waren von der alten Sand-, Thon- und Schlammschichte theilweise bedeckt,

wohl auch ganz und gar in diese Schichte bis zu einer Tiefe von 3 Fuss eingebettet. Einzelne Stücke kamen wohl überall auf der ganzen $1^1/_4$ Meile langen Strecke zerstreut vor, nur an zwei Stellen lagen sie dichter beisammen und in grösserer Zahl zu Tage. Letzterer Umstand veranlasste den Verfasser auf Stellen, die durch die hie und da bemerkbare, schwärzliche Erde und üppigeren Graswuchs gekennzeichnet waren, was auf organische Reste schliessen liess und von einstigen Niederlassungen herrühren konnte, ackern und graben zu lassen, ohne indess viel Neues zu erzielen, da diese Arbeiten nur einige Steinäxte und Topfscherben ergaben. Das Graben musste überdiess bald eingestellt werden, da man in der Tiefe von einem Meter auf Wasser stiess, welches ein weiteres

Fig. 12.

Fig. 13.

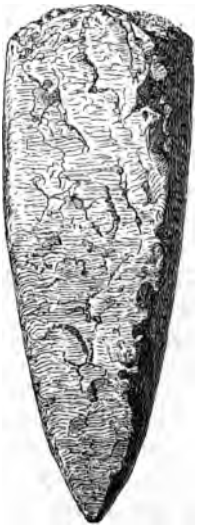


Fig. 14.

Fig. 15.

Arbeiten sehr erschwerte. Einige Knochen und Hornstücke, einzelne Hirschgeweihtheile waren das Ergebniss dieser Versuche.

Die gefundenen Gegenstände vertheilten sich folgender Massen:

Durchbohrte Steinäxte oder axtartige Hämmer[1]) 31

Hievon zwei Exemplare im gebrauchten Zustande, doch gut erhalten, die übrigen der Länge oder Quere nach zerbrochen.

---

[1]) Die Bezeichnung „durchbohrte Steinäxte oder axtartige Hämmer" ist doch nur eine uneigentliche, da unter diesen durchbohrten, zur Aufsteckung an einen Stiel bestimmten Steingeräthen, ganz insbesondere unter jenen des Neusiedler Sees sich eine nicht geringe Anzahl befindet, die keine Schneide besitzen, zuweilen sogar nur aus einem gänzlich unbearbeiteten rohen Steine bestehen, also niemals als Axt gedient haben konnten. Diese hammerartigen Steingeräthe sind wahrscheinlich ausschliesslich Waffen gewesen, wozu sie mit und ohne Schneide dienen konnten, und der Gebrauch der „Streithämmer" geht, wie wir uns in den Museen überzeugen können, wenn auch in wech-

Beile	73
Beilfragmente	23
Meissel	6
Messer oder Schaber aus Feuerstein	3
Feuerstein-Späne	6
Feuerstein-Splitter und Knollen (aus jaspisartigem Hornstein)	32
Arbeitssteine	3
Schleifsteine	3
Kornstosser (Getreidequetscher)	4
Mahlsteinfragmente	4
Netzbeschwerer	1
Schmuckgegenstände	2
Thongefässe, Urnen (noch ziemlich erhalten)	3
Scherbenstücke	259

Hierunter waren:

78 Henkel,
7 Lampen (?),
2 Löffel (wahrscheinlich zum Schöpfen),
2 Spinnwirtel,
62 Scherben mit Streifen, Linien oder mit Eindrücken versehen.

Die Knochenreste vertheilten sich auf

20 Bruchstücke von Röhrenknochen,
4 Hirschgeweihfragmente,
3 Hornzopfen (einer von bos primig.),
9 ungespaltene Knochen von Wiederkäuern,
20 Zähne, wovon 2 vom Pferde, 17 vom Rinde (wahrscheinlich bos taurus brachyceros) und 1 vom Schweine (sus scrofa palustris) herrühren.

Die Steinwerkzeuge des Neusiedler Seebeckens bestehen nach den Bestimmungen des Herrn F. von Luschau aus den auch anderwärts hiezu verwendeten Steinarten, vornehmlich aus Serpentin, Diorit und Feuerstein. Professor Hofrath von Hochstetter

---

selnden Formen, durch das ganze Mittelalter hindurch. Es dürfte sich daher empfehlen, bei der gewohnten, die Sache treffenden, und wegen der Aehnlichkeit dieser Steingeräthe mit unseren heutigen Hämmern leicht verständlichen Bezeichnung „Hammer" zu verbleiben. Dagegen hat der Verfasser die undurchbohrten, immer mit einer Schneide versehenen und meist sehr sorgfältig bearbeiteten Steingeräthe, entgegen der sonst fast allgemein üblichen Bezeichnung „Keil" in völlig zutreffender Weise „Beil" genannt, wofür wohl auch das synonyme „Axt" gebraucht werden kann. Der Ausdruck „Keil" für irgend derartige Steingeräthe ist ganz und gar unrichtig und sollte daher gänzlich beseitigt werden, denn diese vermeintlichen Keile konnten gar nie als solche gedient haben, da sie auf den ersten Schlag zersplittert wären. Ihre Verwendung als Beil und nicht als Keil sollte übrigens schon längst aus den, namentlich in Pfahlbauten gefundenen Fassungen und Stielen klar geworden sein; die wirklichen Keile waren aus Holz, wie solche ebenfalls in Pfahlbauten mit den deutlichen Spuren ihres Gebrauches und ihres Zweckes gefunden worden sind.

legt ein besonderes Gewicht auf den Umstand, dass alle die zu den Instrumenten verwendeten Serpentine im Leithagebirge vorkommen; dasselbe gilt auch von den übrigen Steinen.

Fig. 1 zeigt einen Hammer aus Chloritschiefer in natürlicher Grösse, Fig. 2 einen solchen aus Serpentin, Fig. 3 ein zum Theile verwittertes Beil aus weichem, grünem Serpentin, Fig. 4 eines in sehr gutem Zustande aus Diabas, Fig. 5 ist ein runder Arbeitsstein aus Gneis, Fig. 6 ein kleiner Schleifstein aus Chloritschiefer, welcher mit einer Rinne versehen ist, um einen Gegenstand spitz zuzuschleifen. Neben diesem besitzt die Sammlung der Funde auch grössere Schleifsteine. Die Fig. 7 und 8 zeigen Feuerstein-Schaber, Fig. 9, 10, 11, 12 und 13 verschiedene Feuerstein-Späne. Fig. 14 und 15 sind Meissel aus Diabas.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 18.

Von Knochen- oder Horngeräthen wurde nur ein Stück gefunden (Fig. 16), ein bearbeitetes Stück Hirschgeweih von unbekanntem Gebrauche.

Auch die Schmuckgegenstände sind unter den Funden nur schwach vertreten und zwar durch zwei Ringelchen (Fig. 17). Sehr zahlreich waren dagegen die Gefässscherben, welche zerstreut überall mehr oder weniger vorkamen. Sie haben alle den gleichen Charakter, zeichnen sich durch grobe Arbeit aus. Ziemlich ganz erhaltene Gefässe wurden nur drei gefunden, wovon eines Fig. 18 zeigt. Wie die Arbeit ist auch die Masse eine sehr grobe, stark mit Quarzkörnern gemengte; die Gefässe sind nur mit der Hand

geformt und es lässt sich höchstens bei den kleineren die Benützung einer Drehscheibe vermuthen. Graf Béla Széchenyi meint, dass die Gefässe vielleicht nur an der Sonne getrocknet oder am offenen Feuer, jedenfalls bei nicht heftiger Gluth gehärtet worden seien. Indess sind diejenigen Scherben, die ich zu Gesicht bekommen habe, doch weitaus härter als die der oberösterreichischen Pfahlbauten und selbst härter als jene aus den niederösterreichischen Ansiedlungen gewesen und es beweist schon der schwarze Bruch derselben, der doch nur von der Verkohlung der dem Thone beigemengten organischen Substanzen herrühren kann, dass die Gefässe im Feuer gestanden haben mussten.

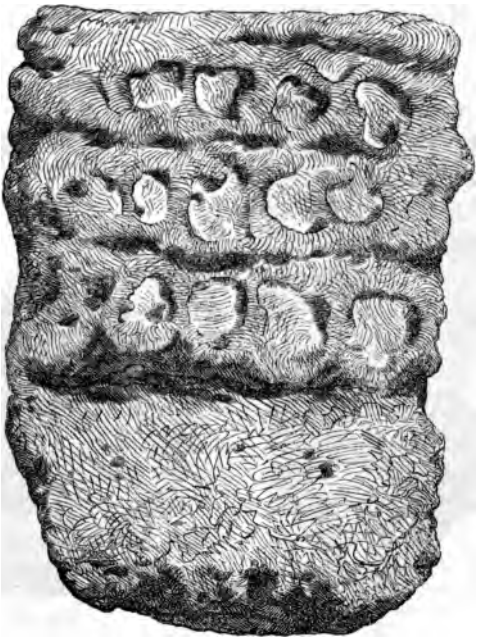


Fig. 19.

Die meisten Scherben sind ohne Verzierung, doch fehlen auch nicht Stücke, an denen verschiedene primitive Verzierungen sichtbar sind, wie Finger- und Nägeleindrücke, Punkte und Striche. Verzierungen ersterer Art zeigt Fig. 19, bei der ein dreifach um das Gefäss laufender Wulst mit Fingereindrücken ersichtlich ist. Bei Fig. 20 wurden dagegen die Vertiefungen mit einem eigens hiezu vorbereiteten Geräthe angebracht. In zahlreichen Formen erscheinen die 78 Henkel, wovon Fig. 21 einen Doppelhenkel wiedergibt.

So stellen sich im Wesentlichen die Funde dar, welche Graf Széchenyi im ausgetrockneten Becken des Neusiedler Sees ge-

macht hat. Der Finder gibt indess in einem besonderen Abschnitte dem Bedenken Ausdruck, ob man es bei diesen Funden in der That mit einem Pfahlbau zu thun habe, denn Pfähle wurden nicht gefunden und das Seebecken ist wiederholt trocken gelegen. Ich glaube indess, dass man eine solche Frage unbedenklich mit Ja beantworten muss. Graf Széchenyi sucht die Pfähle in grösserer Tiefe, indem er annimmt, dass dieselben im Verlaufe von vielleicht einigen Jahrtausenden wahrscheinlich mit Sand und Schlamm so überdeckt worden sind, dass sie nun nicht so leicht aufgefunden werden können. Wenn man aber erwägt, dass in den Neusiedler See nur ganz unbedeutende Bäche münden, welche im Sommer so versiegen, dass sie oft den See nicht mehr erreichen, und daher nur eine ganz geringe Menge von Sand mitführen können, die bei der grossen Ausdehnung des Sees kaum von einiger Wirkung

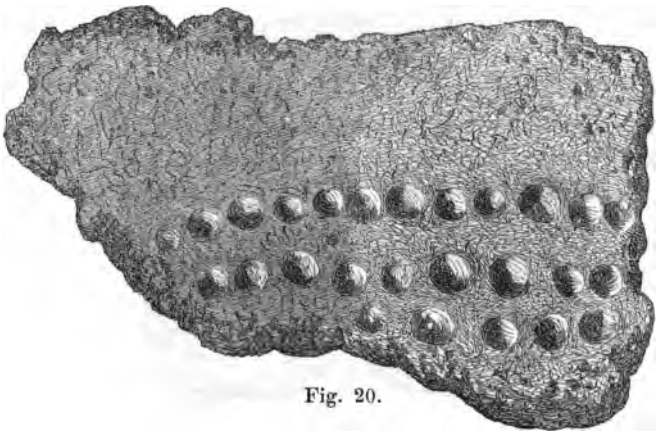


Fig. 20.

sein kann, ja dass der See zum grossen Theile sogar durch Stauwasser gespeist wird, so wird man wohl auf diese Erklärung des Mangels der Pfähle verzichten müssen. Dazu kommt noch, dass, wenn die Pfähle mit Schlamm und Sand überdeckt worden wären, wohl auch sämmtliche Artefacte in demselben Maasse hätten überdeckt werden müssen. Will man annehmen, dass letztere durch Wellenschlag und dergleichen wieder blossgelegt worden seien, dann hätten wohl auch die Pfähle wieder zum Vorschein kommen müssen. Dieser Erklärungsgrund genügt also hier nicht, indess deutet der Verfasser der vorliegenden Abhandlung selbst darauf hin, dass die oberen Theile der Pfähle bereits verwittert sein können, ohne dass er jedoch diesen Umstand näher beleuchtet. Das ist denn auch das richtige, denn die Pfähle von Pfahlbauten konnten sich im Neusiedler See überhaupt nur unter besonders günstigen Umständen, also nur ausnahmsweise erhalten; im Allgemeinen wird man sie wohl vergeblich suchen. Es ist Jenen, welche

selbst Baggerungen in Pfahlbauten vorgenommen haben, nicht unbekannt, dass die Pfähle der Pfahlbauten sich überhaupt nur so weit erhalten haben, als sie im Grunde des Sees stecken; aber auch der erhaltene Theil der Pfähle ist, vielleicht mit alleiniger Ausnahme jener aus Eichenholz, so weich, dass man die Stücke mit der Hand wie einen nassen Schwamm auspressen und zu einer sägespänartigen, bröslichen Masse zerdrücken kann. Bleiben solche Pfähle an der Luft, so zerklüften sie nach allen Richtungen, ändern ihre Form gänzlich, und gehen namentlich in einem Boden, in welchem ein häufiger Wechsel von Nässe und Trockenheit stattfindet, rasch in Zerfall über, und verlieren sich schneller als anderes Holz spurlos. Nun berichtet Graf Széchenyi in seiner Abhandlung selbst, dass das Becken des Neusiedler See wiederholt trocken gelegen ist, und zwar lange genug, vielleicht durch Genera-

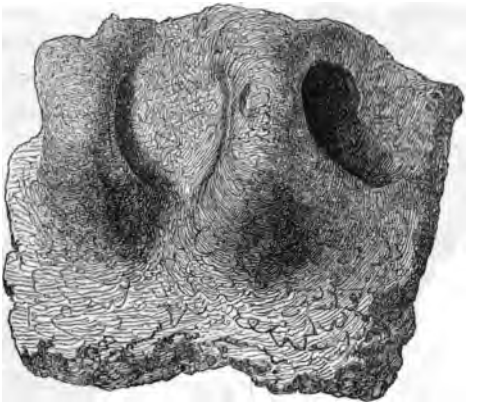


Fig. 21.

tionen hindurch, so dass auf den trockenen Flächen ganze Dörfer entstehen könnten. Die Pfähle der alten Pfahlbauten mussten also wenigstens so tief hinab verschwinden, als die Austrocknung des Bodens reichte. In sandigem, leicht austrocknendem, und in schlammigem, viele Verwesungsstoffe einschliessendem Untergrunde musste die Vermoderung und Aufzehrung der Pfähle sehr rasch und vielleicht zur Gänze erfolgen, und nur in tieferen Lagen, die zur Zeit der Austrocknung doch noch eine hinreichende, gegen die Luft hermetisch abschliessende Wassermenge bewahrt haben, werden noch Pfähle erwartet werden können. Der Mangel der Pfähle im Neusiedler See spricht also nicht gegen den Bestand von Pfahlbau-Ansiedlungen.

Am Schlusse seines Werkchens gibt der Verfasser noch eine ansprechende Geschichte des Neusiedler Sees; er erzählt uns von Versuchen schon zur Römerzeit, den See trocken zu legen oder doch möglichst nutzbar zu machen. Sein alter Name, lacus Peiso,

wird vielleicht nicht mit Unrecht einem altdeutschen Pei-see (Pei-See) gleich erachtet, sowie man ja einst auch Attarsee (Attersee), Manin-see (Mondsee) sagte. Uebrigens wird er nicht immer als See, sondern auch als Sumpf, als aus kleinen Teichen bestehend, ja sogar als Fluss angeführt. Und so scheint er denn seit je ein wechselvolles Spiel getrieben zu haben. Im Jahre 1230 wurde in seinem Becken eine grosse Anzahl von Ortschaften überfluthet, offenbar da er sich wieder füllte, nachdem er wahrscheinlich während einiger Generationen trocken war. Und so begann der See auch im Jahre 1854 langsam wieder zu vertrocknen, erst allmälig, dann immer rascher, bis im Laufe des Sommers 1868 die 6 Quadratmeilen grosse Fläche völlig trocken dalag, die sich bald mit einer Vegetation bedeckte, ja selbst zur Cultivirung des Bodens und zum Baue von Höfen einlud.

Doch schon „seit dem Jahre 1869", erzählt Graf Széchenyi, sammelte sich allmälig wieder Wasser an. Im Jahre 1874, wo die Funde aus der Steinzeit gemacht wurden, war schon den ganzen Sommer hindurch Wasser von einem Schuh gegen die Mitte des Sees vorhanden, das im folgenden Jahre 1875 noch um einen halben Schuh beiläufig zunahm. Das Jahr 1876 sollte den See wieder in seiner vollsten Pracht zeigen; jetzt wo ich diese Zeilen schreibe (Zinkendorf, am 23. April) ist nur Spiegelwasser in einer Ausdehnung von 6 Quadrat-Meilen zu sehen, die ausgetrocknete Krume des Hanság mit Wasser durchtränkt, hebt sich allmälig, vorzeitig gebaute Höfe stehen unter Wasser, wir sind wieder bei den Zeiten des Plinius angelangt".

Dr. M. Much.

2.

La Grèce avant les Grecs. Étude linguistique et ethnographique. Pelasges, Lélèges, Sémites, Joniens par Louis Benloew, Doyen de la Faculté des lettres de Dijon. Paris. Maisonneuve. 1877. 8°. 260.

Es hat mir zur nicht geringen Freude gereicht, dass einige Monate nach dem Erscheinen meiner Abhandlung über die prähistorische Ethnologie der Balkanhalbinsel Professor Benloew in Dijon, ein Schüler Franz Bopp's, fast zu denselben Resultaten wie ich gelangt ist.

Die Vorzeit von Hellas gehört zu den schwierigsten Gebieten der prähistorischen Ethnologie, daher muss das Werk Benloew's besonders freudig begrüsst werden. Folianten von schwerem Gewicht haben classische Philologen über die Herkunft der Pelasger zusammengeschrieben, die wohl von ihrem Fleiss und ihrer Geduld oft ein sehr günstiges, von ihrer Methode und ihrem Scharfsinn noch öfters ein höchst ungünstiges Zeugniss ablegen. Wahrhaftig, Polygnot hätte kein besseres Symbol für ein resultatloses Unterfangen finden

können, als einen philologischen Prähistoriker, der über die Herkunft der Pelasger schreibt oder schwatzt.

Georg von Hahn, österreichischer Consul für das westliche Griechenland, war der erste, der in den Pelasgern Illyrier sah, die von den später einwandernden Hellenen unterjocht wurden, und dass die heutigen Albanesen nur einen kümmerlichen Rest der uralten, weit verbreiteten illyrischen Nation bilden. Er fand damals (1854) keinen Beifall, da die anthropologisch-ethnologischen Studien noch kein Interesse erregten, und da die Philologen und Historiker nicht für nöthig erachteten, sich mit seinem Werke näher bekannt zu machen. Nur Pott in Halle, nächst Bopp, der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, hat die albanischen Studien Hahn's beifällig begrüsst und über die Methode der philologischen Prähistoriker einige Bemerkungen geknüpft, die den genannten Forschern als interessante und belehrende Lecture nicht genug empfohlen werden können.

Von den Forschungen Hahn's angeregt, erklärt Benloew die vorgriechische Bevölkerung als illyrisch, hat aber auch, gleich Hahn, die nach den Illyriern eingewanderten Thracier von seinen Studien ausgeschlossen — und darin weichen beide von meinen Studien ab.

Es wiederholt sich für Griechenland dasselbe, was von den übrigen Theilen Europas bekannt ist. Wie diese Theile Europas vor dem Erscheinen arischer Stämme, von Völkern nicht-arischer Herkunft bewohnt waren, ebenso hatten schon lange vor den Hellenen, Thraciern und Illyriern anarische Völker den classischen Boden Griechenlands bewohnt. Diese Gebiete sind bedeckt von Werkzeugen, die in ihrer Construction an die Steinfunde aus der Epoche des Höhlenbären erinnern sollen. (Dumont, Revue archéologique, 1867, p. 142 u. f. Benloew 145—150). Werkzeuge und Waffen aus Porphyr und Serpentin aus neolithischer Zeit sind in der Nähe von Chalkis und auf der Insel Amorgos gefunden worden. Derselben Epoche gehören auch die durch vulcanische Eruptionen zerstörten und verschütteten Reste von Ansiedlungen auf der Insel Santorin an.

Mit dem Erscheinen der Aryer beginnt die Bronzezeit, die von der Eisenzeit durch eine längere Periode getrennt zu sein scheint. Hesiod (Werke und Tage 150 u. f.) sagt von dieser Zeit:

> Sie hatten Waffen von Erz, Häuser von Erz (?)
> Sie arbeiteten mit Erz, es fehlte das schwarze Eisen.

Nach einem Fragment der Dichterin Phoronis haben die Dactylen, deren thracischen Ursprung wir an einer anderen Stelle erwiesen haben, das Eisen zuerst bearbeitet, und die thracischen Sintier auf Lemnos tauschten für Eisen griechischen Wein ein. Die Einführung der Bronze in Griechenland muss demnach den Illyriern (Pelasgern) als den ersten Aryern zugeschrieben werden, während sich die

später eingewanderten Thracier ganz besonders mit der Bearbeitung des Eisens beschäftigt zu haben scheinen.

Die Hellenen stiessen somit bei ihrer Einwanderung auf eine ziemlich bedeutende Cultur. Vor Allem sind es die gewaltigen cyclopischen Mauerbauten, durch die sich die illyrische Urbevölkerung gegen den Angriff fremder Stämme schützte, welche die späteren Griechen mit ehrfurchtsvollem Staunen betrachteten. Es ist auch sehr wahrscheinlich, dass die von Schliemann gemachten Funde in Mykenae der vorgriechischen Periode angehören. Sie zeugen von der Glanzperiode vorhellenischer Stämme, die durch die Kriege und Eroberungen der Jonier und Dorier auf lange Zeit verdunkelt wurde. Nächst Krieg war der Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Pelasger. Die Hellenen können aber den Ackerbau nicht von ihnen übernommen haben, da die albanesischen Bezeichnungen für Pflug parmente, Arbeiter tsaij, Milch kjumeste, Butter gjalpe, Käse djathe, Roggen thekere oder kokje, der Hirt kulos, die Wiese ljubath oder tsair, vom Griechischen gänzlich verschieden sind (Benloew p. 152).

Mit der pelasgischen Cultur zugleich haben die Hellenen von der Urbevölkerung eine Anzahl Gottheiten übernommen. Von diesen Gottheiten bemerkt Benloew (p. 159) sehr richtig, dass sie mit denjenigen, welche die Aryer am Indus und Ganges verehrt haben, nicht in Verwandtschaft gesetzt werden können. Die enthusiastische Verehrung des Bacchus, der halb ausgelassene, halb traurige Cultus des Attis sind allen übrigen Aryern fremd. Endlich waren die Aryer am Indus weit entfernt die Çpenta Armaiti, die heilige Erde mit so mystischen Gebräuchen in Verbindung zu bringen, wie es die Thracier auf Samothrake und auf dem Boden Griechenlands gethan haben. Eine pelasgische Gottheit ist Apollo. Durch ganz Kleinasien verbreitet finden sich seine Culte. Er ist Gott des Lichtes, daher sieht auch Benloew in dem Beinamen Apollos Surios das albanesische Wort συρι „Blick". Auch in Lykosura, dem Namen der ältesten Stadt Griechenlands ist das albanesische συρι enthalten. Wir wollen noch bemerken, dass wir in dem Namen der durch den Cultus des Apollo berühmten Insel Delos das albanesische δγελ „Sonne" mit Diefenbach erkannt haben und wirklich wurde auch bei den illyrischen Paeoniern Zeus unter dem Namen Dyalos verehrt. Apollo (die ältere Form ist Apellon) ist somit ursprünglich eine illyrische Gottheit; daher versetzt auch Pindar in der 3. Olympionike V, 10—20, nach Norden an die Quellen des Ister, wie er sich ausdrückt, die Verehrer des Apollo. Benloew p. 168 erklärt seinen Namen vom albanesischen απ verlassen und ἐρ̀ρε „Finsterniss, Nacht". Indem Apollo seine Mutter Letho (von λανθάνω) die Göttin der Finsterniss verlässt, wird er nun Lichtgott. Artemis seine Schwester, die als Göttin der Jagd in den Gebirgen Arkadiens hauste, wurde unter dem Namen Kadreatis verehrt. Der Name Kadreatis findet seine Erklärung in albanesisch κόδρε „Hügel, Berg".

Der schnellfüssige Achilleus wurde in dem illyrischen Epirus unter dem Namen Aspetos verehrt, wovon das albanesische speite „schnell" die gewünschte Erklärung bietet. Es ist interessant, dass auch der Name seiner Mutter, der Meeresgöttin Thetis nur aus dem albanesischen ϑετι „Meer" erklärt werden kann.

Mit der Erklärung des Namens der Leda vom hebräischen ladeh „Jugend" können wir uns nicht einverstanden erklären, und glauben, dass das lykische lade „Frau" bei Savelsberg „Beiträge zur Entzifferung der lykischen Inschriften" Bonn, 1874, p. 28, mit Leda identisch ist.

Den Hauptbeweis für die illyrische Abstammung der Urbewohner Griechenlands bieten die Ortsnamen. Freilich ist die Erklärung der altgriechischen Ortsnamen aus dem albanesischen, sowohl bei dem zerstörten Sprachschatz des Schkipetar, als auch bei dem grossen zeitlichen Abstande zwischen dem albanesischen und dem alt-illyrischen eine schwierige, und oft von problematischem Werthe.

Einige Erklärungen scheinen uns aber von besonderem Interesse zu sein.

Den Namen der Albanesen Schkipetar von alban. skep oder skip „Fels" glaubt Benloew schon im Alterthum finden zu können. An den Namen Schkipetar erinnert der Ort Skupi im Gebiete der Dardaner, Skepsis am Berge Ida in Troas und der attische Demos Ξυπέτη. Der ältere Name muss Skypete gelautet haben, wie z. B. ξίφος für σκίφος steht. Nach Strabo und Stephan von Byzanz soll derselbe auch den Namen Troja geführt haben. Den Namen der Tosken (Süd-Albanesen) hat man in den tyrrhenischen Tuskern gesucht. An die Gegen (katholische Nordalbanesen) erinnern die Ogygier Lyciens und der lateinische Geganius. Der Name der Ogygier verhält sich zu dem der Gegen wie Gyges zu Ogyges, Briareos zu Obriareos. In der That erinnert in Lycien Vieles an Albanien, wie z. B. die albanischen Orte Chimara, Parga, Suli in den lycischen Chimaera, Perge und Syllion wiederkehren. An die Lapen in Epirus (alban. λιαβερεῖς) erinnern ferner die Λαβαρεῖς in Karien. Diefenbach setzt die mythischen Lapithen mit den Lapen in Zusammenhang.

Das waldige Pylos erinnert an alban. πυλι „Wald" und πύλαιον ὄρος auf Lesbos, die Burg Pergamum an περγιάγ „ich beobachte" von oben, die Stadt Khadros auf Kreta bekannt durch cyclopische Befestigungen an alban. χάδρε „fest, befestigt" u. s. w.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu ersehen, welches Interesse das genannte Werk dem Ethnologen einflössen muss. Wir hoffen, dass der gelehrte Verfasser diesen schwierigen Studien auch weiter seine Kraft zuwenden möge, wenn auch einige seiner Resultate nicht unbestritten bleiben dürften.

Dr. Fligier.

3.

Les premiers Habitants de l'Europe d'après les auteurs de l'antiquité et les recherches les plus récentes de la linguistique par H. D'Arbois de Jubainville, Correspondant de l'Institut. Paris. Dumoulin 1877. 8°. 348.

Der Verfasser unternimmt für diejenigen, welche sich mit den celtischen Alterthümern beschäftigen, eine Art Einleitung zu bieten, wobei er sich das classische Werk von Zeuss, „die Deutschen und ihre Nachbarstämme", zum Vorbilde nahm. Eine gründliche philologische Bildung, verbunden mit der Kenntniss der Linguistik und der neuesten diesbezüglichen Literatur, gereichen diesem in mancher Beziehung gründlichen Werke zur besonderen Zierde.

Wir müssen aber auch gestehen, dass der Verfasser, ein auch sonst bekannter Historiker und Philolog, die prähistorischen und anthropologischen Forschungen, durch welche sich seine Landsleute so viel Ruhm erworben haben, vollständig ignorirt und dadurch zu einigen Resultaten gelangt ist, die auf heftigen Widerspruch stossen müssen.

Die Unkenntniss der prähistorischen Literatur hat sich gleich beim ersten Abschnitt über die Höhlenbewohner Europas am Verfasser bitter gerächt. Für die Existenz von Höhlenbewohnern kann er keine anderen Beweise vorbringen als Mythen bei Hesiod, Aeschylus, Vergil, Lucretius u. s. w. Die Funde von Lozère, Cro-Magnon, die so viel zum Aufschwunge der Anthropologie beigetragen haben, sind ihm vollständig unbekannt.

Die primitive Bevölkerung Europas möchte der Verfasser den Finnen beizählen und stützt sich hierbei im Jahre 1877 auf Grimm's Geschichte der deutschen Sprache in einer Zeit, wo diese finnische Theorie von den Anthropologen so oft discutirt worden ist und wohl jetzt als gänzlich beseitigt gelten kann.

Als vorarische Bevölkerung Europas gelten dem Verfasser Iberer und Tyrrheno-Pelasger. Ueber die uralte Verbreitung iberischer Stämme in Britannien, Frankreich, Italien, Corsica, Sardinien verbreitet er sich mit vieler Gründlichkeit und grosser Kenntniss der classischen Literatur. Schade nur, dass ihm die craniologischen Untersuchungen von Professor Busk und Falconer nicht bekannt waren, welche die Verbreitung der Iberer in England beweisen.

Die Iberer sollen zuerst von den arischen Ligurern bedrängt worden sein. Die Ligurer hält der Verfasser deshalb für Aryer, weil ihre geringen Sprachreste arischen Ursprungs sind. Wohl sind sie arischen, ja sogar keltischen Ursprungs (cfr. Cuno im Rhein. Museum für Philologie 1873) und beweisen nur, dass die Ligurer in römischer Zeit keltisirt waren. Schon Diodor von Sicilien IV, 6, V, 39, hat auf die grosse anthropologische Verschiedenheit hingewiesen, welche zwischen den Ligurern und Kelten bestand. Der Verfasser hätte wohlgethan, die Abhandlung Nicolucci's (la stirpe ligure in Italia ne' tempi antichi e moderni. Napoli 1863)

genau zu studieren. Es ist auch geradezu befremdend, dass er die schönen Forschungen seines berühmten Landsmannes Roget de Belloguet (Ethnogénie gauloise. Paris 1861) über die Ligurer gar nicht berücksichtigt hat. So viel steht heute schon fest, dass die Ligurer gleich den Iberern der vorarischen Bevölkerung Europas angehören.

Ebenso falsch ist die mit apodictischer Gewissheit hingeste Gleichstellung der Ligurer und Siculer. Dieselbe stützt sich .. einen Ausspruch des Philistus von Syrakus, wonach Siculus ein Anführer der Ligurer war; damit ist wahrhaftig nicht gesagt, dass auch die Ligurer Siculer sind. Die alten Ortsnamen Siciliens kehren ebenso wie ihre Volksnamen in Illyrien wieder; folglich waren auch die Siculer Illyrier. Es kommt noch dazu, dass die Ligurer brachykephal sind, während für Sicilien sich das Gegentheil herausstellt.

Die Pelasger müssen aber den Aryern zugezählt werden, da ihre Nachkommen, die Albanesen ein arisches Idiom sprechen. Diese Beispiele beweisen zur Genüge, dass eine einseitige Behandlung der Ethnographie ohne Berücksichtigung der Anthropologie oft nur zu irrigen Resultaten führen muss, auch wenn man ein so grosses Wissen vereinigt, wie der Verfasser des genannten Buches. Nur in der möglichst gründlichen Vereinigung der Anthropologie mit der Ethnologie beruht die Zukunft unserer Wissenschaft.

Dr. Fligier.

4.

Die Volksstämme der europäischen Türkei, von Dr. Lorenz Diefenbach. Frankfurt am Main. Christian Winter 1877. 116.

Vor mehr als einem Menschenalter hat schon der gelehrte Verfasser der Ethnologie seine Aufmerksamkeit zugewendet, und in seinen beiden grösseren Werken „Celtica (1842) Origines europeae“ (Frankfurt 1861) diese Wissenschaft bedeutend gefördert. Sein Interesse war vorwiegend den keltischen Sprachen zugewendet, aber auch die Sprachen anderer untergegangener Völker, wie z. B. Iberer, Ligurer, Veneter, Thraker, Kleinasiaten, hat er berücksichtigt. Mit Recht kann daher der Verfasser in seinem neuesten Werke von sich sagen, dass er seit Jahren bei ethnologischen Sammlungen und Forschungen die Gebiete bevorzugt habe, in welchen schwierige und noch ungelöste Fragen vorkommen. Die Ethnologie der Balkanhalbinsel bietet grosse Schwierigkeiten, wie kein anderes Gebiet Europas. Da gibt es romanisirte Thraker, rumänisirte Slaven, Bulgaren und Kumanen; bulgarisirte Thrako-Rumänen wie die Sopen, serbisch sprechende Neroper von thrakischer Herkunft, albanisirte Slaven und slavisirte Nachkommen der alten Pannonier und Dalmatier, hellenisirte Albanesen, hellenisirte Macedo-Rumänen und hellenisirte Slaven, ferner Türken von griechischer, albanesischer, slavischer Herkunft, u. s. w. Es ist daher von grosser

Wichtigkeit, dass ein Mann, wie Diefenbach die Schilderung der Völker der europäischen Türkei unternommen hat. Wir hoffen mit dem Verfasser, dass der relative Werth des Büchleins nicht von der Dauer der jetzigen Krisis abhängen werde.

Dr. Fligier.

5.

La Roumanie économique, géographie, état économique, anthropologie, par le docteur Obédénare, professeur à l'Université de Bucarest. 8°. 435. Paris, Leroux, 1876.

Nur der anthropologische Theil dieses Werkes interessirt uns. Der Verfasser prüft die verschiedenen Ansichten über die Herkunft der Dacier und Rumänen, und gelangt zu dem Resultate, dass in Dacien zwei Volksschichten existirt haben, die eine von gallischer, die andere von thracischer Herkunft, aus der ersteren bestand die Aristokratie, aus der zweiten das gemeine Volk.

Der Verfasser hat für seine Ansicht keine stichhaltigen Beweise beibringen können, wenn auch Celten in der Nähe thrakischer Stämme gewohnt haben. Zwischen beiden Völkern bestand ein so bitterer Hass, dass die keltischen Bojer Pannoniens beinahe gänzlich von den Daciern ausgerottet wurden. Der Name des dacischen Adels Tarabosten lässt sich nicht aus dem gallischen, sondern vielmehr aus dem persischen erklären. Dagegen müssen wir sehr loben, was der Verfasser gegen die Zusammenstellung der Dacier und Illyrier zu einem Volke vorbringt. Beide sind ganz verschiedene Völker.

Die Schilderung des rumänischen Volkes ist die vollständigste, die wir haben, und deshalb kann dieses Buch den Anthropologen ganz besonders empfohlen werden.

Dr. Fligier.

6.

Les Roumains de la Macédoine par M. E. Picot. Revue d'anthropologie de Broca. 1875. p. 385—429.

Eine durch und durch methodische Arbeit. Ueber die Rumänen Macedoniens und Thessaliens, die gewöhnlich Zinzaren und Kutzovlachen genannt werden, ist uns bis jetzt wenig bekannt geworden. Der Verfasser, ebenso Kenner der rumänischen Sprache und Literatur, wie auch der Linguistik überhaupt, hat der Ethnologie mit dieser Schrift einen bedeutenden Dienst geleistet.

Es ist mehr eine kritische Arbeit, aus der hervorgeht, dass die früheren Berichte über die Zinzaren unzulänglich, oft geradezu lügenhaft sind.

Dr. Fligier.

7.

Römer und Romanen in den Donauländern. Historisch-ethnographische Studien von Dr. Julius Jung. Innsbruck 1877. Wagner. 8⁰. 315.

Es ist nicht das erste Mal, dass Herr Jung, Professor der alten Geschichte an der Prager Hochschule, Untersuchungen über die Herkunft der Rumänen anstellt, und wir möchten behaupten, dass er das Bedeutendste auf diesem Gebiete geleistet hat. Auf Grund lateinischer Inschriften Daciens hat er nachgewiesen, dass die römischen Colonisten nicht aus Italien abstammten, sondern aus Syrien, Kleinasien, Illyrien. Aus der Verschmelzung dieser Colonisten mit den eingeborenen Daciern entstand das rumänische Volk. Der Verfasser bekämpft siegreich, wie wir glauben, die Hypothese Roesler's, dass die heutigen Rumänen während des Mittelalters bis zum Anfang des zwölften Jahrhunderts gar nicht da gewesen wären, wo sie jetzt sich vorfinden, sondern dass deren Stammväter, als die Römer ihre Herrschaft über das trajanische Dacien aufgaben, mit diesen abgezogen seien; erst nach neun Jahrhunderten wären sie in die alten Sitze zurückgekehrt. Neuere Einwendungen gegen Jung von Hunfalvi und Schwicker scheinen uns nicht besonders glücklich zu sein.

Auch über die Ladiner Tirols, die Nachkommen der alten Rhätier verbreitet sich der Verfasser mit vielem Glück. Wir möchten noch auf die ethnographischen Probleme in der Einleitung hinweisen, wo die Theorie Fallmerayer's vom Slavismus der Neugriechen eingehend und mit vieler Umsicht geprüft wird.

Dr. Fligier.

8.

Les Celtes de l'Europe orientale par M. Obédénare (Revue d'anthropologie de Broca. p. 253 u. f.)

Broca und Hovelacque haben eilf kroatische Schädel aus Agram untersucht. Dieselben sind brachykephal, orthognath und sollen den keltischen aus der Auvergne und Bretagne, ferner den bayerischen Brachykephalen sehr ähnlich sein, wodurch sich Herr Obédénare veranlasst fühlt, anzunehmen, dass sie den Nachkommen keltischer Stämme, welche in der That Rhätien, Vindelicien, Pannonien einst bewohnten und sogar in der Nähe Constantinopels ein Reich gründeten, angehören.

Wenn wir auch überzeugt sind, dass kein Volk der mitteländischen Race verschwunden ist, und dass auch diese keltischen Stämme in diejenigen Völker aufgegangen sind, welche ihre Gebiete besetzt haben, so glauben wir doch die Ansichten des Herrn Verfassers mit vieler Vorsicht aufnehmen zu müssen.

Dr. Fligier.

9.

Lagneau: des Alanes, des Theiphales, des Agathyrses et de quelques autres peuplades Sarmates ou Slaves dans les Gaules. (Revue d'anthropologie 1877. 45—61.)

Der Verfasser forscht nach, ob sich Nachkommen der Alanen, welche in der Völkerwanderungszeit nach Gallien kamen, erhalten haben. Nach der Niederlage, welche ihnen der Franke Childerich und Aegidius beigebracht haben, verblieb ein Theil in Armorica und wohl auch an der Loire, wo die Stadt Alençon an sie erinnert, ein anderer Theil wurde von den Westgothen aufgenommen. Ueber die Herkunft der Alanen und ihrer Nachkommen, der Osseten im Kaukasus, ist der Verfasser nicht gut unterrichtet, wenn er glaubt, dass ihre Sprache aus slavischen, germanischen und iranischen Elementen zusammengesetzt sei. Die Sprache der Osseten, welche in mehrere Dialekte zerfällt, von denen uns jener von Süd-Ossetien und der von Nord-Ossetien, nämlich der Tagaurische und der Digorische näher bekannt sind, schliesst sich nach Fr. Müller an das Pehlewi und Armenische an und erweist sich somit als iranisch.

Das classische Alterthum hielt die Alanen für einen Zweig der Scythen oder Sarmaten, beide Völker gehören aber nach den vortrefflichen Untersuchungen Prof. Müllenhoff's (in den Monatsberichten der Berliner Akademie vom Jahre 1866) den Iraniern an. Die polnischen Chronisten des Mittelalters identificiren, natürlich grundlos, die Sarmaten mit den Slaven. Diese Ansicht theilt auch der Italiener Guaguin, welcher gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Polen lebte, und der auch Herrn Lagneau veranlasst zu haben scheint, die Sarmaten für Slaven zu erklären.

Die thrakischen Agathyrsen im heutigen Siebenbürgen, von denen Pomponius Mela und Vergil erzählen, dass sie ihre Haut färbten (deshalb picti Agathyrsi bei Vergil), stellt der Verfasser mit den schottischen Picten zusammen. An die Stelle der von Herodot gekannten Agathyrsen setzen spätere Schriftsteller die thrakischen Dacier, es ist daher klar, dass Agathyrsen und Dacier identisch sind und mit den caledonischen Picten nichts gemein haben.

Dr. Fligier.

10.

Dr. Kopernicki: O wyobrażeniach lekarskich i przyrodniczych oraz o wierzeniach naszego ludu o świecie roślinnym i zwierzęczym. Lwów. 1876. 8°. 22.

Der berühmte Anthropologe unternimmt es die poetischen Vorstellungen seines Volkes von der Thier- und Pflanzenwelt zu schildern und ist dabei zu einigen recht interessanten Resultaten gelangt.

Die Phantasie des polnischen Volkes findet in der Pflanzenwelt eine reiche Quelle heilsamer und wunderbarer Naturkräfte,

welche den Menschen sowohl im Kampfe gegen die Natur als auch gegen dämonische Mächte unterstützt. Wir glauben, dass sich in diesen Vorstellungen der uralte arische Glaube an den Kampf des Menschen mit den ihm feindlichen Gottheiten, wie ja auch die slavische Mythologie einen solchen kennt, erhalten hat.

In der Thierwelt findet die Volksphantasie Wesen, die der menschlichen Natur nahe stehen, ja sogar oft in Thiere verwandelte Menschen.

Einiges erinnert an den Glauben der Germanen, wie z. B. die Verehrung der Eiche, Linde u. s. w., dagegen haben die Vorstellungen des lithauischen Volkes von der Thierwelt einen ganz anderen Charakter.

Bei den Lithauern herrscht das mythologische, bei den Polen und Ruthenen das poetische Element vor.

Dr. Fligier.

11.

Mantegazza Zanetti: note antropologiche sulla Sardegna (aus dem Archivio per l'antropologia von Mantegazza 1876).

Vor Allem interessiren uns einige phönizische Schädel. Der eine wurde zugleich mit punischen Münzen gefunden Beide gleichen dem von Nicolucci gemessenen phönizischen Schädel. Sämmtliche sind dolichokephal oder mesokephal und von geringem Prognathismus. Semitische Schädel aus dem alten Palmyra zeigen denselben Typus.

Von diesen sind die alten sardischen Schädel verschieden, und sind auch mehr dolichokephal als die phönizischen. Wahrscheinlich ist es, dass sie den iberischen Dolichokephalen gleichen werden. Pausanias X, cap. 17, §. 5, erzählt, dass Iberer auf der Insel Sardinien lange vor dem trojanischen Kriege gelandet wären und die erste Stadt Nora gegründet hätten. Damals wäre aber schon die Insel von Troglodyten bewohnt gewesen, so dass die Bewohner dieser Insel zu den ältesten Europas gehören müssen.

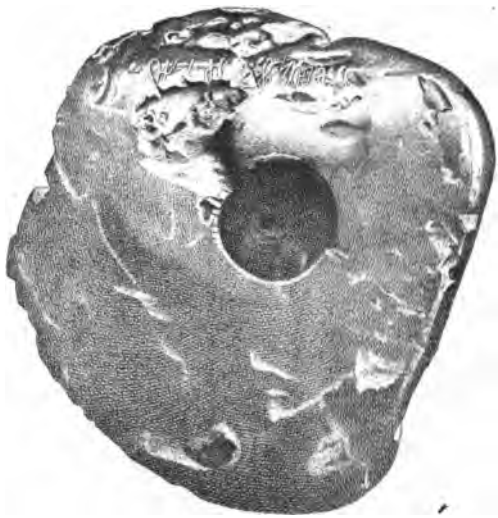
Dr. Fligier.

Vereinsnachricht.

Die nächste Monats-Versammlung findet am Dienstag den 13. November um 7 Uhr Abends im Saale der Gesellschaft der Aerzte, Universitätsplatz Nr. 3, statt.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Dr. **M. Much**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.



Bernsteinperle mit phönikischer Inschrift.

VII. Band. Ausgegeben den 13. December 1877. Nr. 10.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt: Ueber die achte Jahresversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft. Von **Graf Gundaker Wurmbrand.** — Zur Ethnographie Noricums. Von **Dr. Fligier.** — Literaturberichte. — Vereinsnachricht.

Ueber die achte Jahresversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Von

Graf Gundaker Wurmbrand.

Nach Schluss der fünfzigsten Jahresversammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher in München versammelten sich am 23. September die Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft in der alten Stadt Constanz am Bodensee. Viele der Herren waren schon in München anwesend, wo nach dem Beispiel früherer Jahre eine Section für Anthropologie und Urgeschichte gebildet war.

Es mag als ein günstiges Zeichen der stets zunehmenden Bedeutung anthropologischer Forschungen angesehen werden, dass auf beiden Versammlungen, welche unmittelbar auf einander folgten, so viel neue Arbeiten zum Vortrag gelangten, dass sie kaum innerhalb der festgesetzten Zeit vorgebracht werden konnten.

Obwohl ich wesentlich nur über den Verlauf der Versammlung in Constanz mir zu berichten vorgenommen habe, will ich doch in aller Kürze auch dessen Erwähnung thun, was ich in München gesehen und gehört.

Prof. Wilkens' Vortrag über seine wichtigen Untersuchungen über das Rind aus dem Laibacher Pfahlbau, sowie Prof. Kollmann's Vortrag über keltische Schädel habe ich leider nicht gehört, da ich erst den 19. nach München kam.

In der am 20. erfolgten Sectionssitzung sprach Prof. Ranke über eigenthümliche Verwachsungen der Näthe an der Hinterhauptschuppe, wodurch ähnliche Zwischenknochen ausgebildet werden wie das bekannte os Incae. Prof. Rüdinger zeigte eine ganze Reihe von männlichen und weiblichen Grossgehirnlappen in gleicher Altersparallele.

Schon vom fötalen Entwickelungsstadium angefangen bis zur völligen Entwickelung, zeigt das Gehirn des weiblichen Geschlechtes eine mindere Ausbildung der Gehirnwindungen und geringere räumliche Ausdehnung als das Gehirn der männlichen Individuen.

Diese Thatsache an den vorgezeigten Exemplaren erscheint wichtig genug, um die Untersuchung in grösserem Maassstabe anzuregen, da allerdings nur nach einem Durchschnitt unter sehr vielen Fällen, wo jede individuelle Verschiedenheit verschwindet, ein so folgenschweres Urtheil gerechtfertigt erscheint.

Dr. Hartmann sprach nun über Hochäcker in Baiern. In vielen Gegenden, welche historisch seit dem zehnten Jahrhundert als Waldbestände bezeichnet werden, zeigen sich Spuren einer früheren Bearbeitung des Bodens. Es sind parallel neben einander liegende, im Halbrund erhöhte Bauten, welche sich in gerader Richtung ziemlich weithin verfolgen lassen.

Diese Bodenbearbeitung entspricht zum Theile unseren Bifangen oder Rückenbauten, nur sind die Bauten dieser Hochäcker breiter. Es ist sonderbar, dass solche Hochäcker oft an Bergabhängen hoch im Gebirge vorkommen, wo der Boden nicht mehr sehr fruchtbar ist und nicht leicht mit dem Pfluge bearbeitet werden kann. Man ist versucht, daraus auf eine stellenweise dichte Bevölkerung in nachrömischer Zeit zu schliessen.

Durch reiche Sammlungen aus Taubach bei Weimar, welche ich im paläontologischen Museum gesehen und welche auch die Gegenwart des Menschen zur sogenannten Diluvial-Zeit bezeugen, konnte ich die Beweise der Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth und seinen Aufenthalt in unseren Ländern zur Zeit der Lössbildung noch vermehren, und habe einige der vorzüglichsten und charakteristischesten Stücke vorgezeigt.

Ausser den sehr gut bearbeiteten Feuersteinmessern, welche ich den Lössschichten von Joslovitz und Zeiselberg entnommen, waren es Holzkohlen, bearbeitete und angebrannte Knochen des Mammuths und des Renthieres, welche in diesen Lagerstätten sowohl wie in Taubach die Thätigkeit des Menschen unzweifelhaft machen. Der noch oft ausgesprochene und meist schwer zu widerlegende Zweifel beruhet in den Verhältnissen der Einlagerung. Gerade für diese Untersuchung bieten nun die Ausgrabungen in Zeiselberg die genauesten Anhaltspunkte, weil das Knochenlager rings von ungestörten, mächtigen Lössmassen umschlossen ist, und weder eine Einschwemmung, noch eine spätere Eingrabung angenommen werden kann.

In München hatte ich in den folgenden Tagen noch Gelegenheit, die Sammlungen vorgeschichtlicher Alterthümer im ethnographischen Museum, im Antiquarium, im National-Museum und im historischen Vereinslocale zu besichtigen. Schon aus dieser Aufzählung ergibt sich, wie zerstreut die einzelnen Gegenstände in München liegen.

Gerade in dieser Stadt, in welcher so Grossartiges geleistet worden ist, um die Schätze der Kunst in würdigen Bauten zu vereinen und wo so bedeutende wissenschaftliche Sammlungen eingerichtet wurden, fällt es doppelt auf, dass für vorgeschichtliche Alterthümer noch kein geeigneter Raum gefunden wurde, und dass wir noch, wie im National-Museum, die kostbaren Belege für wissenschaftliche Forschung nur als Industrieartikel behandelt sehen, welche ohne Angabe des Fundortes und der Zusammengehörigkeit dutzendweise nach der Form zusammengelegt sind, und als alte Bronzen, altes Eisen oder alte Thonwaaren die betreffenden Industrie-Abtheilungen eröffnen.

Im ethnographischen Museum sind die Funde aus dem Pfahlbau auf der Roseninsel im Würmsee als neu vor Allem zu erwähnen. In dem Locale des historischen Vereines ferner, viele Bronzen und sehr interessante Thonwaaren aus bairischen Gräbern.

Den 23. fanden wir uns in Constanz vereinigt.

Es ist wichtig, noch vor den Sitzungen Einiges über das Stadtmuseum zu sagen, welches durch Herrn Leiner im Verlaufe von wenigen Jahren in dem restaurirten „Rosgarten“ eingerichtet worden ist.

Uns beschäftigen nur die Räume, wo die Funde der benachbarten Thayinger Höhle, aus den Pfahlbauten des Bodensees und andere Funde ausgestellt sind, welche in der Nähe der Stadt ausgegraben wurden.

In sehr netten Glaspulten finden wir hier die Funde in wissenschaftlicher Weise in ihrer Gesammtheit nach Localitäten aufgestellt und können bequem Studien machen. Vor Allem fesselt wohl der Kasten mit der reichen Ausbeute der in letzter Zeit so oft besprochenen Thayinger Höhle. Es befindet sich nur ein Theil ihres werthvollen Inhaltes in Constanz. Einiges liegt in Schaffhausen, in Zürich, im britischen Museum oder in anderen Museen.

Aber es gibt schon das uns Vorliegende ein ziemlich vollständiges Bild dieser überraschend künstlerisch begabten urzeitlichen Menschengruppen. Da finden sich nicht nur Feuersteine und rohe Spuren der Behauung an Geweih- und Knochenstücken, sondern eine ganze Reihe von sculptirten und gravirten Kunstproducten, von Bildwerken wirklich vortrefflicher Conception zeigt sich auf Ren- und Mammuthsknochen, ja selbst auf Steinkohlen-Fragmenten.

Wie gewöhnlich hat allerdings der Lithograph das kaum Gesehene darzustellen versucht und es sind die über Thayingen veröffentlichten Abbildungen über die Originale hinausgegangen. Es bleibt aber besonders am weidenden Renthier, an dem geschnitzten Kopf des Moschusochsen noch immer des Erstaunlichen genug über.

Und trotz dieser künstlerischen Verzierung anscheinend zweckloser Gegenstände keine Spur eines noch so ordinären Thongefässes!

Diese Thayinger Zeichnungen werden jedoch noch öfter zur Sprache kommen. Wir sehen uns deshalb weiter die sehr reichen Sammlungen aus den Pfahlbau-Stationen Wangen, Lützelstetten, Unteruhldingen und Constanz näher an.

Alle diese Stationen zeigen im grossen Ganzen dieselben Culturverhältnisse wie Attersee, Weyeregg, Mondsee und Laibach bei uns.

Ueberall eine grosse Anzahl von geschliffenen Serpentin- und Diorit-Beilen, gebohrte Hämmer (deren Steinkerne noch vorhanden sind), bearbeitete Knochen- und Hirschhorngeräthe,

Feuersteingeräthe und ornamentirte Thongefässe aus ungeschlemmter Masse.

Fast überall aber auch schon einzelne kupferige Bronzen, Gussschalen neben vollendet schönen Bronzen wie in Constanz und Unteruhldingen.

Es war zum ersten Mal, dass ich reiche Sammlungen von Bodenseepfahlbauten vor mir sah; die Aehnlichkeit derselben im grossen Ganzen mit denen, welche ich aus Oesterreich kenne und denen, die ich später in Zürich sah, ist wirklich überraschend. Wenn wir von einiger Verschiedenheit gewisser Topfformen und von gewissen Werkzeugen absehen, die dort häufiger und hier seltener vorkommen, so geben alle diese Pfahlbauten ein so gleichartiges Culturbild und weichen so entschieden und unvermittelt von der Culturepoche, welche die Bronze hieher brachte, ab, dass die Annahme ein und desselben nationalen Ursprunges der Pfahlbauten wohl gerechtfertigt sein dürfte.

Im oberen Stockwerke liegen noch einige schöne Metallfunde vorrömischer und germanischer Zeit.

Besonders interessant ist der bemalte etruskische Likythos aus Tagerweilen, und die mit römischen Gemmen am Schienerberg bei Wangen gefundenen bemalten Vasen.

Den 24. fand die Eröffnung der achten Jahresversammlung durch den Vorsitzenden Prof. Virchow im Theatergebäude statt.

In gewohnter geistvoller Weise entwarf der berühmte Gelehrte ein Bild der gesammten allmäligen Entwickelung europäischer Culturzustände, soweit sie die urgeschichtliche Forschung bisher uns vor Augen gestellt.

Mit dem Bilde der Eiszeit und der Lebensweise beginnend, wie sie gerade die Höhlenfunde darstellen, erwähnt er der figuralen Kunstproducte der Thayinger Höhle, die mit denen aus den Höhlen Frankreichs viele Analogien zeigend uns doch immerhin als phänomenale Erscheinungen gegenüber der Armseligkeit des übrigen Hausrathes entgegentreten.

Zwischen diesen Höhlenfunden der Eiszeit und der Pfahlbauten liegt eine vielleicht nach Jahrtausenden zählende Lücke, während welcher Europa unbewohnt erscheint.

Indem Virchow den so oft vorkommenden einzelnen Bronzen in den Pfahlbauten der neolithischen Periode nur

wenig Bedeutung zumisst (obwohl gerade diese, meiner Ansicht nach, höchst bedeutungsvoll sind), geht er auf die Bronzeperiode über und lässt auch diese wenigstens in dem Sinne eine archäologische Stellung einnehmen, als der Kreis ihrer Formencharaktere Anhaltspunkte zu Altersbestimmungen bietet.

Auch für denjenigen, welcher die archäologischen Anschauungen des grossen Gelehrten nicht völlig theilt, ist der hohe und objective Standpunkt, den er immer einzunehmen weiss, und der stets richtige Blick für das wirklich Wichtige höchst lehrreich und fördernd.

Dann folgten Geschäftsberichte und die Wahl der Vorstände für das künftige Jahr.

Nachmittags berichtete Prof. Fraas über den Fortgang der archäologischen Karten. Wir erfuhren, dass dieses, für die Uebersicht der bisherigen Forschungen so wichtige Werk allmälig so weit vorgeschritten ist, dass wir in Kurzem einer Gesammtkarte entgegen sehen können. Er erwähnt dankend der Beiträge, die ihm aus Nieder-Oesterreich durch Dr. Much übersendet wurden und spricht die Hoffnung aus, dass auch für die anderen Kronländer sich Archäologen finden, welche sich dieser Arbeit für ihr Land unterziehen.

Prof. Schaaffhausen hat den von der Gesellschaft angelegten Catalog der in Deutschland befindlichen Schädelsammlungen fortgesetzt. Erwähnenswerth wegen der Neuheit und Kühnheit der Schlussfolgerung ist seine, wegen künstlicher Difformität der Schädel angedeutete Racenverwandtschaft zwischen den Avaren und Skythen einerseits und den Peruanern andererseits.

Prof. Virchow legt seine Arbeiten über die Verbreitung blonder Haare, blauer Augen, und brauner Haare und brauner Augen für Deutschland vor.

Die Erhebungen sind fast beendet und er bringt vier Karten zur Ansicht, welche die vier bezeichneten Unterscheidungen dadurch im Zusammenhang mit der statistischen Erhebung bei Schulkindern veranschaulichen, als in derselben Farbe das häufigere Vorkommen in dunklerer, das seltenere Vorkommen in lichterer Schattirung ausgedrückt wird.

Die blauen Augen und blonden Haare laufen ziemlich parallel mit einander.

Der Farbeneindruck auf den Karten ist harmonisch; der ganze Norden Deutschlands zeigt sich blond und erreicht die lichte Färbung ihr Maximum in Schleswig-Holstein mit nur 6 % Brünetten.

Gegen Süd-Deutschland, längs der Donau, im Elsass und im östlichen Theil Oberbaierns nimmt die brünette Färbung zu. Gegen Schwaben hin lässt sich die vorherrschend blonde Bevölkerung des Nordens keilförmig verlängern.

Die Bedeutung einer solchen graphischen Darstellung von Racenmerkmalen für die Geschichte der Racenverhältnisse ist augenscheinlich, und es würde dieses Bild unserer jetzigen centraleuropäischen Bevölkerung, wenn es mindestens durch die Länder, welche von ähnlich gleicher Race bewohnt werden, vervollständigt wäre, gewiss manche Racentheorie berichtigen und manche neue Gesichtspunkte der Beurtheilung dieser Frage bringen.

Auch bei dieser Karte war die Hoffnung betont, die österreichischen Nachbarländer mit der Zeit in ähnlicher Weise dargestellt zu sehen, da gerade gegen Osten durch das nördliche Uebergreifen Preussens die Karte noch recht unvollständig erscheint.

Den nächsten Tag zeigte Dr. Gross aus Neuveville einen Theil seiner reichen Sammlung, welche er selbst aus den Stationen zu Möringen und Auvergnier, dann aus Latringen, Sutz und Oefeli ausgebaggert hat.

In den beiden ersteren Stationen lagen massenhaft die schönsten Bronzen. Es sind darunter ganz seltene Stücke, so z. B. ein Schwert, in der Form von Bronzeschwertern anscheinend gegossen aus Eisen, wie Dr. Gross meint[1]), mit Bronze-Griff und Silbereinlagen, eine Bronze-Lanzenspitze mit Kupfereinlagen, ein Bronze-Armband mit Eiseneinlagen, mehrere Gussformen einfach aus Lehm geformt; daneben Bernstein, Gold und Perlen aus färbiger Glaspasta.

Von Latringen, Sutz und Oefeli waren Steinwerkzeuge, Knochengeräthe, Nephrite verschiedener Färbung da, und wieder eine kupferreiche Bronzeahle in Knocheneinfassung aus Sutz als Beweis eines Umgussversuches, wie er gerade den Stationen

[1]) Ich hoffe später über dieses Schwert noch mittheilen zu können.

der Steincultur eigen ist. Drei Messer und eine Dolchklinge aus Latringen und Oefeli waren gleichen Ursprungs.

Nun begann Prof. Ecker aus Freiburg, gewissermassen in Vertretung seines Freundes Dr. Lindenschmit, die Echtheit aller Thayinger Funde einer Prüfung zu unterziehen, weil sich zwei später hinzugekommene Stücke wirklich als falsch erwiesen hatten.

In ruhiger Weise stellte er aus allgemeinen Gründen dar, wie unwahrscheinlich die Annahme einer solchen Kunstfertigkeit bei jenen, als halbwild gedachten Völkern wäre; denn obwohl Eskimos auch ähnliche Zeichnungen auf Knochen zu ritzen pflegen, so sei eine grosse Differenz in der Ausführung nicht abzuleugnen. Die Untersuchung der Höhle selbst sei nicht unter gehöriger Aufsicht geschehen, und da zwei dieser Zeichnungen nun wirklich als falsch erkannt worden seien, müssen spätere ähnliche Funde abgewartet werden, bevor man sich über die Echtheit der vorliegenden ausspreche. Die Möglichkeit einer solchen Zeichnung auf frische Knochen sei übrigens von anderen Forschern in Abrede gestellt worden.

Prof. Fraas tadelt vor Allem, dass die Herren sich nicht an Ort und Stelle begeben hatten, um zu sehen, dass eine sehr starke, vollkommen compacte Sinterschichte den ganzen Höhlenboden überdeckte, welche ein zufälliges oder absichtliches Einschmuggeln gefälschter Dinge unmöglich machte. Er selbst hat unter dieser Decke, wenn auch nicht die Knochen mit Zeichnungen, so doch bearbeitete Rengeweihstücke herausgenommen. Die falschen Stücke wären aber ausserhalb der Höhle auf den Schutt gelegt worden.[1])

Als Beweis der Echtheit gelte ausser diesen geologischen Verhältnissen in der Höhle das zoologische Moment.

Unter den Thierbildern ist der Kopf des Bos moschatus so kennzeichnend für die nordische Fauna und so treffend gebildet, dass er kaum glaube, dass Jemand, der dieses Thier nie gesehen, es so getreu abbilden könne. Auch ist es nur Wenigen bekannt, dass dieses Thier zu jener Zeit in Europa gelebt, so dass der Gedanke einer Fälschung hier ausgeschlossen sei.

---

[1]) Die Geschichte dieses Fundes ist mit allem Pro und Contra in dem Archiv für Anthropologie enthalten.

Ich hatte schon in der Früh, da ich stets mit Vorliebe die technische Seite solcher Fragen durch Experimente studire, mir einen ganz frischen, harten Röhrenknochen eines Rindes und ein Stück eines Knochens verschafft, der mit dem Fleisch gekocht war. Mit Feuersteinsplittern aus Thayingen selbst hatte ich nun nach Art der Künstler der Eiszeit solche Zeichnungen einzuritzen versucht. Es war ziemlich mühsam, aber es gelang leidlich. Diese Proben zeigte ich nun vor und meinte, dass die Möglichkeit einer Einritzung überhaupt in frische Knochen unläugbar wäre, und dass im Vergleiche mit solchen Versuchen, sich die Unechtheit wahrscheinlich mit der Lupe in der Hand nachweisen liesse, weil die recente Zeichnung mit Feuerstein oder Stahl in alten morschen Knochen absolut verschieden sein müsse, von der, welche einst in frische Knochen mühsam geritzt wurde.

Diese Discussion, Vormittags beendet, ward in der Thayinger Höhle selbst noch eifrig fortgesetzt, wohin die Gesellschaft Nachmittags fuhr.

Sie ist unmittelbar an der Seite eines Wiesenthales gelegen, gegen welches sie sich in einer mächtigen Wölbung vollkommen ausweitet. Die Tiefe in den Kalkfels hinein beträgt nur circa 10 bis 15 Meter.

Wie Prof. Fraas gesagt, lagert eine fast 50 Cm. dicke Sinterschichte über zähem Höhlenlehm, der mit kantigen Kalksteinen, Feuersteinsplittern, Knochen und Holzkohlen dicht durchmengt ist.

Die Höhle ist fast ganz ausgeräumt. Die Höhe der Lehmschichte betrug durchschnittlich nicht viel über 1 Meter.

Abends waren wir noch in Schaffhausen, wo ein anderer Theil des Thayinger Fundes und Ausgrabungen aus der Freudenthaler Höhle sich befinden. Unter Ersteren ist das berühmte Pferd zu erwähnen.

Die Freudenthaler Höhle ist aber desshalb für die vorliegende Frage der Echtheit besonders wichtig, weil auch dort, unabhängig von Thayingen, ein sculptirtes Knochengeräth mit zwei Reihen von erhöhten Quadraten unter ganz zuverlässlicher Beobachtung gefunden wurde, welches in der Thayinger Höhle ein vollkommenes Pendant erhalten hat.

Mit diesen Erfahrungen bereichert, war auch noch ein Theil der nächsten Sitzung der Untersuchung über die Er-

gebnisse der Thayinger Höhle gewidmet. Besonders war es das Pferd, welches wir in Schaffhausen gesehen, welches dem Prof. Schaaffhausen nicht echt vorkam, weil es, ganz entgegengesetzt den Pferden, wie wir sie aus jener Zeit aus den Skeletresten kennen, einen sehr kleinen Kopf, dünne Füsse und einen mächtigen Körper habe.

Auch ich musste gestehen, dass ich hier wirklich für die Möglichkeit der Einritzung in so scharfer und präciser Weise nicht einstehen könne. Dieses Pferd ist übrigens auf einem Rengeweih eines nicht sehr alten Thieres gezeichnet, welches möglicherweise noch nicht völlig gehärtet war.

Herr Merk, der die Höhle ausgebeutet, erstattete nun selbst Bericht. Sein Auftreten macht den besten Eindruck, bei so schwierigen und subtilen Forschungen wären aber Vorsichtsmassregeln erwünscht gewesen, die leider nicht nach jeder Richtung hin getroffen wurden. So endete diese langdauernde Debatte mit dem Resultate, dass Jeder doch seine individuelle Ansicht mitnahm. Es lässt sich aber behaupten, dass keine Gründe angeführt wurden, welche die Unechtheit wahrscheinlich machen.

Für gewisse Sculpturen und Zeichnungen, welche mir minder vollkommen scheinen und für welche diejenigen namhaft zu machen sind, welche sie unter der Sinterdecke herausholten, ist meiner Ansicht nach sogar jeder Zweifel unstatthaft.

Diese künstlerische Thätigkeit, dieser Nachahmungstrieb und das Gefühl für das Ebenmass, welches sich hier so merkwürdig ausspricht, sind phänomenale Erscheinungen; wir müssen sie aber als Thatsachen hinnehmen und unsere Anschauungen über die natürliche Begabung des Menschen damit in Uebereinstimmung setzen.

Es heisst ja eben Anthropologie nach naturwissenschaftlicher Methode betreiben, dass wir die Entwickelungsgeschichte des Menschen nicht so construiren, wie wir sie uns nach individuellem Dafürhalten oder nach dem Beispiel anderer Entwickelungsgeschichten vorstellen, sondern dass wir die uns vorliegenden Thatsachen berücksichtigend uns vor jeder vorzeitigen Schlussfolgerung bewahren, die nur zu leicht zu einer vorgefassten Meinung, zu einem sogenannten Systeme führt.

Glauben wir aber einmal an ein solches, durch uns selbst aufgestelltes System, so sind wir eben auch Gläubige und unfähig, vorurtheilsfrei zu beobachten.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung, welche nicht nur durch die Discussion über die Thayinger Höhlenfunde, sondern auch durch die anderen Verhandlungen sich mir aufdrängten, komme ich auf die Vorträge zurück.

Prof. Fischer aus Freiburg, der unermüdliche Forscher, erklärte nach jahrelanger Untersuchung sehr vieler Beile aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit, welche bekanntlich in den Pfahlbauten der Schweiz nicht allzu selten sind, dass es noch nicht gelungen ist, irgendwo das Vorkommen des Chloromelanits zu ermitteln.

Fast ebenso räthselhaft ist der Jadeit, der in anderer Färbung wohl in Tübet vorkommt. Für die dunkelgrünen Jadeite aber, woraus unsere Steinbeile und merkwürdigerweise auch altmexikanische Waffen geformt sind, konnten keine Bezugsquellen ermittelt werden.

Es ist dies gewiss auch eine der sonderbarsten Thatsachen, deren Erklärung nicht leicht sein dürfte.

Wie kommt es, dass das Vorkommen eines seit jeher so geschätzten Gesteines völlig der Erinnerung späterer Generationen entschwinden konnte.

Oder sind die Stellen vollkommen abgebaut worden, und hatte jede von ihnen einen Jadeit von besonderer Färbung? Wie kommen dann die gleichen Steinbeile in die Seen der Schweiz und nach Mexiko?

Prof. Desor machte nun aufmerksam auf die sogenannten Schalensteine.

Erratische Blöcke, meistens aus Granit, zeigen oft künstlich angebrachte Vertiefungen, deren Zweck unbekannt ist.

Das Volk bewahrt eine gewisse religiöse Scheu vor diesen Steinen.

Sie wurden in der Schweiz, in England und merkwürdiger Weise auch in Indien am Himalaya beobachtet.

Prof. Orth aus Berlin zeigt einige glatt geschliffene und mit scharfen Ritzen überzogene Gesteine, die aus anstehendem Gebirge im südlichen Preussen herausgeschlagen wurden. Sie sind Theile von Gletscherschliffen, welche in mächtiger Ausdehnung unter den sie bedeckenden Erdschichten liegen, und die nach der Meinung des Vortragenden den Beweis liefern, dass einst ganz Preussen von mächtigen Gletschern bedeckt war. Nicht Eisschollen mit eingebackenen Felstrümmern, sondern

die Gletschermassen selbst sollen von Skandinavien aus bis an das Riesengebirge einst vorgedrungen sein.

Nun wird ein microcephales Mädchen, Marg. Becker, vorgeführt. Sie ist acht Jahre alt, vollkommen entwickelt, nur der Schädel ist auffallend klein geblieben. Das Gesicht tritt vor, hauptsächlich die Nase, und bekommt die Physiognomie dadurch einen eigenthümlich vogelartigen Charakter.

Sie kann nicht sprechen und ihr wirrer Blick zeigt, dass sie sich nicht völlig dessen klar wird, was um sie vorgeht.

Prof. Kollmann erklärt die Microcephalie als eine Hemmungsbildung und widerlegt Vogt's Ansicht eines Rückschlages gegen affenähnliche Ahnen.

Die Verwachsung der Schädelnähte ist hier der Grund, die geringe Entwickelung des Gehirnes und die damit in Verbindung stehenden mentalen Functionen die natürliche Folge.

Prof. Krause aus Hamburg zeigt gleich darauf ein Gehirn, welches, wie er meint, nicht so sehr durch sein geringes Volumen, als durch seinen Bau höchst auffallend mit den von ihm verglichenen Affengehirnen Uebereinstimmung zeigt. Es stammt von einem Knaben, den er selbst kannte, und der, obwohl er kein Microcephale war, doch manche Erscheinungen eines solchen zeigte. Er wurde sieben Jahre alt, war aber geistig völlig unentwickelt und hatte in seinen Geberden, in seinem Wesen viele Momente, die unwillkürlich an den Affen erinnerten. Er kletterte gerne und zeigte sich zu diesen Uebungen auch dadurch besonders befähigt, weil seine grosse Zehe vom Fusse abstand.

Durch diese letzten Beobachtungen wäre nun die Affenfrage wieder in ein neues Stadium getreten, und werden sich die anthropologischen Forschungen vielleicht mehr als bisher mit dem vergleichenden Studium des Gehirnes beschäftigen.

Der Nachmittag war dazu bestimmt, auf einem grossen Dampfer den Ueberlinger See zu befahren, um die Stellen der Pfahlbauten und in Ueberlingen selbst die Sammlungen zu sehen.

Ich könnte hier von dem schönen See, der reizenden Landschaft und dem überaus herzlichen Empfange in Ueberlingen selbst sprechen; von den Pfahlbauten sahen wir nur die mit Fahnen geschmückten Stangen, welche den Platz dieser uralten Behausungen andeuteten. Sehr häufig liegen sie auch hier nahe an den noch jetzt blühenden Uferstädten.

Den letzten Tag der Sitzungen eröffnete Prof. Lucae mit seinen Beobachtungen über das relative Wachsthum des Schädels im Verhältniss zum Körper bei Kindern.

Prof. Schaaffhausen berichtete über eine Reihe interessanter Funde in den Rheinlanden und Westphalen.

Besonders hervorzuheben wären wohl einige neue Höhlenfunde, doch bietet jede Höhle mit ihren Einschlüssen aus verschiedenen Zeitepochen für den Beobachter ein eigenes Studium, um mit Sicherheit bestimmen zu können, was hier zusammengehört und was von einander gehalten werden muss.

Sehr beachtenswerth sind jedenfalls die vom gelehrten Redner in der Höhle Wildschauer bei Steeten gefundenen Schädel. Sie erinnern an den in Engis gefundenen.

Unter den Feuersteinen und Mammuthknochen befand sich in gleicher Schichte auch ein offenbar künstlich bearbeitetes und sogar ornamentirtes Stück Mammuthzahn.

Auf andere Funde übergehend betont Schaaffhausen die von ihm schon öfter ausgesprochene Ansicht, dass Paalstäbe und Celte als Zahlungsmittel nach dem Bronzegewichte dienten, so dass eine gewisse Form mit bestimmtem Gewichte eine Zahlungseinheit bildete. Er findet, dass die verschiedenen Formen in Uebereinstimmung mit progressiv steigendem Gewichte sich befinden.

Zur Theilung der Einheit wurde das Stück dann einfach in zwei oder mehr Theile geschlagen.

Prof. Kollmann folgte nun und bespricht die Ergebnisse seiner sorgfältigen Messungen an Schädeln aus vorrömischen und germanischen Gräbern. Er findet in letzteren wesentlich die langköpfige Race vertreten, welche grossgewachsen und starkknochig dem germanischen Typus entspricht, wie wir ihn noch heute im Norden antreffen.

Wesentlich verschieden von diesen zeigt sich schon in sehr alten Grabstätten eine andere Race; sie ist kurzköpfig, klein und hat weniger derben Knochenbau. Er glaubt in ihnen keltische Völker im Gegensatz zu den langköpfigen Germanen zu erkennen, und hält nach Analogien mit noch jetzt lebenden Kelten und dem Verbreitungsbezirk ihres Vorkommens dafür, dass sie brünett gewesen seien.

Ausser diesen beiden in gewissem Sinne entgegengesetzten Racentypen finden sich aber noch mesocephale Schädel, die vielleicht eine Race für sich bildeten.

Prof. Virchow meint, dass diese Mesocephalie auch das Product der Kreuzung beider Racentypen sein könne.

Prof. Ranke hebt hervor, dass Lebensweise und Klima auf die Schädelbildung von Einfluss sein konnten. Er hat eine grosse Anzahl von Messungen an der Gebirgsbevölkerung in Alt-Baiern ausgeführt und fand meist hohe Kurzköpfe, die also z. B. zu den von Virchow beschriebenen Friesen, die orthognate Flachschädel sind, in einem eigenthümlichen Gegensatze sich befinden.

Die Reihe kam nun an mich. Ich sprach über die Gewinnung des Eisens in vorrömischer Zeit und über die Bearbeitung der Bronze.

Bezüglich der ersten Frage legte ich die Zeichnung derjenigen Schmelzgruben vor, welche durch beiliegende Topfscherben sowohl, als durch die Differenz mit erweislich römischen Stucköfen als vorrömische bezeichnet werden können, und die am Hüttenberger Erzberg gefunden wurden.

In ganz gleichen Gruben liess ich nun Schmelzversuche machen und gewann direct aus den Erzen ganz vorzügliches Eisen. Die aus diesem Eisen geschmiedeten Geräthe und den durch Ablöschen gewonnenen Stahl legte ich vor.

Das Verfahren der Eisen- und Stahlproduction, wenn man von dem Verbrauch an Kohlen absieht und sich genügen lässt, nur 20% des Eisengehaltes auszuschmelzen, ist also höchst einfach gewesen.

Dagegen ist die Erzeugung der Bronze noch immer höchst schwierig, wenn wir sie in derselben Vorzüglichkeit erzeugen wollen, wie es die Alten verstanden. Proben, welche Se. Excell. der Herr General Uchatius, die unbestritten erste Autorität in diesem Fache, für mich zu machen die Güte hatte, beweisen, dass durch Beimengungen von Nickel und anderen Metallen, vorzüglich Antimon, die Bronze schon im Guss einen ähnlichen Grad von Härte und Elasticität gewann als die Stahlbronze.

Es ist möglich, sehr schön ornamentirte Schwerter, Lanzenspitzen u. s. w. ohne Anwendung von Stahlwerkzeugen herzustellen. Sie unterscheiden sich aber in gewissen Punkten noch immer von den alten Mustern, die trotz aller technischen Vollkommenheit oft die Spuren stählerner Werkzeuge an sich tragen.

Es ist für unsere Länder somit wohl erwiesen, dass die hier lebenden Noriker Eisen schmolzen und Waffen schmie-

deten. Fraglich bleibt es jedoch, ob sie auch dieses complicirte Bronzeguss-Verfahren kannten.

Aus der Thatsache, dass gerade in den von keltischen Stämmen bewohnten Ländern oft geschmiedete Bronzen als Hals- und Armringe, auch als Fibula vorkommen, bin ich eher geneigt, ihnen diese Metallarbeiten zuzuschreiben.

Ich ziehe aus dem Gesagten den Schluss, dass, nachdem die Eisengewinnung und das Schmieden höchst einfache, die Bronzelegirung und das Gussverfahren höchst complicirte technische Kenntnisse voraussetzen, die Eisengewinnung in vorrömischer Zeit im alten Norikum endlich erwiesen ist, die Annahme einer Bronzeperiode ohne Kenntniss des Eisens für das keltische Norikum unstatthaft ist.

Diese Annahme ist auch für andere Länder, welche im Besitz einer Metallindustrie waren, unwahrscheinlich und ist ganz speciell technisch unhaltbar, wenn solche Gegenstände ihr zugeschrieben werden, welche ohne Nachhilfe von Stahlwerkzeugen überhaupt nicht hergestellt werden können.

Bei Aufstellung dieses Systems der Bronzezeit scheinen die metallurgisch-technischen Bedenken nicht genügend erwogen worden zu sein.

Prof. Virchow zeigte eine sehr wichtige Sammlung von Steinbeilen, Knochenwerkzeugen, Hirschhornhämmern und Feuersteinklingen, welche mit einer eisernen Lanzenspitze zusammen aus dem Arys-See in Lievland stammen.

Es ist diess, wie ich glaube, der erste Pfahlbaufund im slavischen Osten, welcher ganz denselben allgemeinen Charakter an sich trägt wie die Pfahlbauten der Schweiz, nur dass hier eben statt der südlichen Bronze das Eisen als fremder Eindringling erscheint.

Prof. Virchow weist darauf hin, dass über der Weichsel im Allgemeinen die geschliffenen Feuersteine seltener werden, doch sind vom Grafen Sievers an einigen Stellen Lievlands wieder so viel gefunden worden, dass an alte Fabrikationsstätten zu denken ist.

Weiter wird eines Fundes bei Renekulen in Lievland gedacht, wo unter Muschelanhäufungen gebohrte Zähne und allerhand Werkzeuge aus Knochen sich befanden. Die in der Nähe gefundenen Schädel gehören aber, wenn ich recht verstanden habe, einer späteren Zeit an.

In jenen Ländern rückt die sogenannte vorhistorische Zeit sehr hoch herauf, wie es scheint.

Eine eigenthümliche Art von Knüppelbau beschrieb schliesslich Prof. Fraas.

In dem Moor von Schussenried finden sich horizontale Schichten runder Knüppeln und auch gespaltener Klötze, welche estrichartig mit gestampften Lehmschichten bedeckt sind. Spuren der auf diesem Boden errichteten Wohnhütten waren nicht auffindbar.

Gebrannte Knochen, Holzkohle, Asche und verkohltes Getreide sind auf diesen Estrichen in grossen Massen angehäuft.

Darunter finden sich Steinbeile, Steinhämmer, Feuersteinklingen, Pfeilspitzen, Schleifsteine, Knochenwerkzeuge und recht interessante eigenthümlich ornamentirte Töpfe. Mit einem Wort, wieder all das Geräthe, welches den Haushalt unserer Eingeborenen kennzeichnet.

Solche Knüppelböden mit Estrichen versehen liegen mehrfach übereinander.

Der Mangel an eigentlichen Hütten zwischen den Böden sowohl wie auf dem letzten Estrichboden gibt meinem gelehrten Freunde Veranlassung, die Frage aufzuwerfen, ob man es hier nicht mit Cultusstätten und Brandopferplätzen zu thun habe.

Es war mir höchst erwünscht, einen sehr ähnlichen Bau im Torfmoor bei Nieder-Wyl noch denselben Nachmittag besehen zu können.

Nach Schluss der Versammlung fuhr nämlich ein Theil der Anwesenden zu Messikomer nach Nieder-Wyl, wo vor unseren Augen eine ähnliche Anlage abgegraben wurde.

Auch hier liegen mächtige gespaltete Eichenklötze, vollkommen als Boden zusammengefügt, auf runden Fichtenstämmen, die nach einer und derselben Richtung hin mehrere Quadratklafter bedecken.

Dann zeigen sich Rundhölzer, welche diese Abtheilung begrenzen. Auf der anderen Seite dicht anschliessend lassen sich wieder quer liegend die Knüppellagen finden.

Sechs bis acht solcher Böden sieht man aufeinander oder besser übereinander gelagert. Zwischen ihnen liegen Knochen, Kohlen und Geräthe aller Art so durcheinander wie in den Culturschichten der Pfahlbauten. Estriche fanden wir nicht.

Trotzdem scheint Nieder-Wyl mit Schussenried viel Aehnlichkeit zu haben.

Auch hier sind keine Hüttenspuren, doch lassen sich immerhin abgebrannte Pfähle finden, die senkrecht im Boden stecken und abgebrannt oder abgebrochen sind.

Bei dem wahrscheinlich sehr unsoliden Bau solcher leichter Hütten, die vielleicht nur im Sommer während der Feldarbeitszeit bewohnt waren und fast alle Winter unter mächtigem Schneedruck zusammengebrochen sind, kann ich mir wohl erklären, dass nicht viel mehr von ihnen sichtbar blieb.

Das Aufeinanderliegen der Böden macht eine nur zeitweilige Bewohnung dieser Stätte wahrscheinlich.

Ich fuhr nun weiter nach Zürich, die Necropole der Pfahlbauten, und trennte mich von meinen werthen Collegen in Frauenfeld, wo die Herren uns in gleich gastlicher Weise aufnahmen, als ob wir in Deutschland wären.

Die reiche Fülle von selbständiger Arbeit auf allen Gebieten der Anthropologie und Urgeschichte, die diese Versammlung geboten, liessen mich kaum die herrlichen Tage geniessen, die ich am wunderbaren Bodensee verbrachte.

Die Liebenswürdigkeit meiner Freunde und die herzliche Gastfreundschaft, die ich überall in reichem Maasse genossen, haben jedoch diese Versammlung in Constanz zu einer ebenso lehrreichen als angenehmen Erinnerung für mich gestaltet.

Zur Ethnographie Noricums.

Von

Dr. Fligier.

Die vorrömische Bevölkerung Noricums galt seit den vortrefflichen Forschungen von Zeuss[1]) und Diefenbach[2]) allgemein als keltisch, bis es in neuerer Zeit einigen Anthropologen einfiel, an der keltischen Herkunft der alten Bewohner Noricums, Rhaetiens und Vindeliciens zu zweifeln. Das Gebaren der Keltomanen, welche alle möglichen Orts-, Fluss- und Gebirgsnamen Europas aus dem Keltischen zu erklären

[1]) Zeuss. Die Deutschen und ihre Nachbarstämme. München, 1837.
[2]) Diefenbach. Origines europaeae. Frankfurt a. M., 1861.

wussten, musste all diejenigen, die eine linguistische Bildung entbehrten, von den keltischen Studien zurückschrecken, und es genügte den Namen der Kelten als Bewohner Süddeutschlands und der angrenzenden österreichischen Landestheile zu nennen, um ein ungläubiges Lächeln zu entlocken.

Mone's keltische Forschungen, die Schriften Holtzmann's, Riecke's und anderer Keltomanen haben viel geschadet und oft eine gerechte Entrüstung hervorgerufen. Im Gegensatz zu den Keltomanen entstanden die Keltophoben, welche die Kelten um jeden Preis vom deutschen Boden vertreiben wollten, wobei sie es sorgfältig unterliessen, diese Frage wissenschaftlich zu behandeln.

Die deutsche anthropologische Gesellschaft beschäftigt sich bekanntlich seit mehreren Jahren mit der Keltenfrage. Dieselbe wurde durch den Umstand hervorgerufen, dass die grosse Mehrzahl der süddeutschen Bevölkerung, im Gegensatz zu den germanischen Langschädeln der Völkerwanderungszeit, aus Breitköpfen besteht. In den Hügelgräbern, die theilweise mit Recht in die Zeit vor die römische Invasionsperiode zurückzuführen sind, werden hauptsächlich brachykephale Schädel, nur selten dolichokephale, die den Einwanderern angehören, gefunden. Während des Mittelalters verschwindet langsam der germanische Langschädel, und an seiner Stelle erscheint der Kurzkopf, dabei treten auch zahlreiche Mischformen auf. Unserer Ansicht nach hat sich hier die vorrömische Bevölkerung mit der germanischen gemischt und sogar germanisirt, die germanische Schädelform verdrängt. So fasst auch, wie ich glaube, Herr Professor Kollmann in München die Sache auf, indem er sagt: wenn ich auf der einen Seite finde, dass wir bis zu uns herauf, von Langschädeln allmälig durch viele Uebergänge zu Kurzschädeln kommen, wenn ich überdies durch statistische Erhebungen finde, dass neben weissen Haaren und blauen Augen gleichzeitig die braunen da sind, die man auch vor der ersten Invasion der Germanen vermuthen darf; so glaube ich daraus schliessen zu dürfen, es sei durch Vermischung zweier, in ihren äusseren Eigenschaften verschiedener Stämme allmälig das geworden, was wir hier jetzt sind. [1])

---

[1]) Die siebente allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Jena. München 1876, p. 104.

Die Frage nach der Herkunft dieser vorrömischen Bevölkerung erhält jetzt eine ganz besondere Bedeutung, sowohl für Süddeutschland als auch für das angrenzende Oesterreich.

Nach dem allgemeinen Glauben waren es Kelten, und so kam die Keltenfrage auf der Anthropologen-Versammlung zu Jena wiederum aufs Tapet. Die Methode der Herren Riecke und Consorten traf dort eine gerechte Verurtheilung von Seiten des Germanisten Sievers. Auf der anderen Seite erklärte Prof. Sievers, dass er kein principieller Gegner des Suchens nach keltischen Ortsnamen in Deutschland sei, vor Allem sei aber ein sicheres Quellenmaterial für die Untersuchungen historisch festzustellen, und wenn die grammatikalische Kenntniss des Keltischen weiter vorgeschritten sein wird, solle man es versuchen, einzelne Anknüpfungspunkte an die verschiedenen keltischen Sprachen zu gewinnen[1]). Zur Erklärung der verhältnissmässig nicht zahlreichen keltischen Ortsnamen Noricums, wie sie bei den alten Schriftstellern, besonders aber bei Ptolomaeus und in den Itinerarien sich vorfinden, reicht nach unserer Ansicht das bisher Gebotene aus; da es meistentheils Ortsnamen sind, die in Gallien und Britannien wiederkehren und die von Fachmännern zum Theil bereits erklärt worden sind.

Vor Allem muss man sich an die meisterhafte *Grammatica celtica* von Zeuss halten, die durchgesehen und vermehrt von Ebel im Jahre 1871 in Berlin erschien.

Vortreffliches in mancher Hinsicht bieten auch Belloguet[2]), Diefenbach[3]), Glück[4]), Pictet[5]).

---

[1]) Die keltischen Sprachen zerfallen in zwei Hauptzweige. Der erstere, gewöhnlich der kymrische genannt, spaltet sich in das alt-gallische, kornische (jetzt schon erloschen) und in das armoricanische, das von den Franzosen *bas-breton* genannt wird. Der gaelische Zweig spaltet sich in das ersische (in Schottland), in das irische, und in den Dialekt der Insel Man.

[2]) Belloguet. Ethnogénie gauloise. Paris 1875.

[3]) Diefenbach. Origines Europae. 1861. Frankfurt a. M., das ältere Werk Diefenbach's Celtica, ist jetzt schon im Ganzen veraltet.

[4]) Glück. Die keltischen Eigennamen bei C. Julius Cäsar. 1857, München.

[5]) Pictet. Aux études sur les noms gaulois. Revue archéologique, 1864, 1865, 1867.

Auf dem Gebiete der keltischen Philologie arbeiten jetzt besonders der Franzose Guidoz, Redacteur der Revue celtique, der Italiener Nigra, die Engländer Whitley-Stokes, Rhys, Hennessy und Prof. Windisch in Leipzig.

Die Schriften der Keltomanen sollten auf einen Index gesetzt werden, damit nicht sonst ehrliche Forscher, denen eine historisch-linguistische Bildung abgeht, auf Irrwege geleitet werden, wie ich es leider oft beobachtet habe.

Die Alpengebiete haben gleich den Pyrenäen und dem Kaukasus Völker beherbergt, die ursprünglich eine weitere Verbreitung gehabt haben und dorthin von den einwandernden Aryern verdrängt worden sind.

Von den Iberern, den Vorfahren der heutigen Basken, steht es fest, dass sie einst die ganze pyrenäische Halbinsel nächst Aquitanien bewohnt haben; es finden sich sogar ihre Spuren in Britannien, Sardinien und Sicilien. Die Sprache der Iberer und wohl auch das reinste iberische Blut, hat sich jedoch nur in den Gebirgsthälern der Pyrenäen und des cantabrischen Gebirges erhalten, während die französischen Basken bereits stark gemischt erscheinen.

Auch die Völker des Kaukasus haben einst sowohl auf der asiatischen, wie auf der europäischen Seite eine grössere Verbreitung gehabt.

Die Sitze der Awaren Daghestans haben sich nach den Forschungen des Generals Uslar bis an die Wolga erstreckt, deren alter Name „Ὄαρος“ sich aus dem Awarischen erklären lässt.

Gebirgsgegenden, und besonders die Alpengebiete, sind daher für die prähistorische Anthropologie von besonderer Wichtigkeit. Die Sprachen der Urbevölkerung haben Jahrhunderte römischer und deutscher Geschichte allerdings verdrängt, dass aber die Bevölkerung spurlos untergegangen sei, ist nicht anzunehmen.

Auf beiden Seiten der West- und Centralalpen wohnten seit den ältesten Zeiten die Ligurer, ein Volk nicht-arischer Herkunft, das aber früh keltisirt erscheint.

Einst waren die Ligurer gleich den Iberern im nordwestlichen Gallien verbreitet, in der historischen Zeit ist aber nur in den Alpengebieten von ihnen die Rede. Auch in Noricum

haben Ligurer gewohnt, da Strabo die Taurisker im heutigen Kärnthen Ligurisker nennt.

Die Endung *„isci“* findet sich oft bei den keltischen Völkernamen, wie z. B. *Scordisci, Vobisci.* Wohl ist auch der Name der Taurisker keltisch (von keltisch *„torr“* Berg), das beweist aber nichts, da auch die Tauriner (von denen Turin den Namen hat) ein ligurischer Stamm waren[1]).

Einen zweiten Beweis für die Existenz ligurischer Völker auf deutschem Boden finden wir in einer Erzählung des Plutarch[2]).

Die Ambronen, welche mit den Teutonen in der Schlacht bei Aquae Sextiae gegen die Römer kämpften, haben ihren Namen gleich einem Kriegsgesange hervorgebracht, derselbe wurde aber gleich von den römischen Ligurern nachgesungen, da dies auch ihr Nationalname war — ein evidenter Beweis, dass die Ambronen auch Ligurer gewesen sind. Der Name der Ambronen oder Ombronas ist auch in ligurischen Gebieten gut bezeugt. Die Insubrer am Po hiessen nach Polybius[3]) Is-ombrer, und in der Nähe Mailands geradezu Ombrer. Im Lande der Bojer haben ebenfalls Ambronen gewohnt, und dem Flusse Amber in Baiern den Namen gegeben.

Ombronen versetzt Ptolemaeus an die Quelle der Weichsel. Wir halten diese Ombroner um so mehr für Ligurer, als auch im heutigen Schlesien in ihrer Nachbarschaft Ligurer von Ptolemaeus aufgeführt werden. Der Zusatz Δούγιοι οἱ Δοῦνοι (ἢ Λογγιδιδοῦνοι) bei Ptolemaeus ist für uns von grosser Wichtigkeit. Es scheinen damit die Bewohner des Riesengebirges gemeint zu sein, da *dunum (dûn)* im Keltischen Berg bezeichnet. Der in ihrem Gebiete erwähnte Ort *Longidunum,* oder richtiger *Lugdunum* ist ein echt keltischer Ortsname, der überall vorkommt, wo Kelten gewohnt haben[4]). An den Quellen der Weichsel findet sich das ebenfalls rein keltische *Carro-dunum,* d. h. Wagenburg.

Aus diesen Ortsnamen ersehen wir, dass die Ligurer auch dort, wie in Oberitalien[5]), Gallien, Noricum keltisirt waren. Man

---

[1]) Strabo, IV, 204.
[2]) Plutarch, Marius Cap. 19.
[3]) Polybius II, 32.
[4]) Auch Lyon ist aus *Lugdunum* entstanden.
[5]) Cuno. Die Ligurer, Rhein. Mus. 28. 193.

kann aber daraus nicht den Schluss ziehen, dass sie Kelten oder nur Aryer gewesen sind, wie es D'Arbois de Jubainville[1]) thut und worin ihm sogar Hovelacque[2]) Recht zu geben scheint, wohl aber, dass sie Auswanderer aus gallischen Gebieten waren.

Das nordwestliche Gallien war vor dem Erscheinen der Kelten von Ligurern bewohnt[3]), die später gänzlich verschwinden. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Ligurer sich vor der keltischen Unterdrückung nach Germanien geflüchtet haben.

Der andere Theil der schlesischen Ligurer heisst bei Ptolemaeus Δούγιοι οἱ Ὀμμανοί und ihr Name erinnert der Bildung nach an die ligurischen Commanen oder Commonen in der Nähe Massilias.

Zur Zeit des Zosimus[4]), der die Lygier für Germanen hält, hausten sie in Ungarn. Das zügellose Leben dieser ligurischen Stämme des Nordens hat sie allgemein in einen sehr schlechten Ruf gebracht. Ueber die Ambronen äussert sich Festus p. 24: Ambrones praedationibus se suosque alere coeperunt — ex quo tractum est, ut turpis vitae homines ambrones dicerentur.

Nach Ducange, Glossar med. lat., soll ambro den Räuber bezeichnet haben und eine Glosse zu Isidor[5]) sagt ambro devorator, consumptor, patrimoniorum decoctor, luxuriosus, profusus.

Die ligurischen Stämme sind gleich so manchem anderen vorarischen Stamme als Volk untergegangen. Ihre Nachkommen, von denen die Piemontesen die reinsten sind[6]), dürften in verschiedenen Völkern aufgegangen sein.

An die Ligurer schlossen sich im Alterthum die Euganeer an, die ebenfalls der vorarischen Urbevölkerung Europas angehören. Ihre Sitze erstreckten sich vom Gardasee und den nach ihnen benannten Hügeln (bei Padua) bis tief in die Thäler Tirols hinein. Einst haben sie eine weit grössere Verbreitung

---

[1]) D'Arbois de Jubainville. Les premiers habitants de l'Europe. Paris, 1877. Dumoulin. 221—245.

[2]) Revue d'Anthropologie de Broca 1877

[3]) Avienus. Ora maritima 130—145.

[4]) Zosimus. I, 67.

[5]) Diefenbach. O. E. ambro.

[6]) Nicolucci. La stirpe ligure in Italia ne' tempi antichi e ne' moderni (Rendinconto della R. Accademia). Napoli, 1863.

gehabt, da auch Venetien vor dem Erscheinen der illyrischen Veneter von ihnen besetzt war[1]).

Die Euganeer mischten sich vielfach mit den Ligurern und Rhaetern. Die Camuner sind nach Strabo[2]) Rhaeter, nach Plinius[3]) richtiger Euganeer. Ein Fragment der Triumphalfasten spricht von den ligurischen Stoenern, und Stephan von Byzanz nennt Stoenos eine ligurische Stadt, wogegen Livius[4]) sie richtiger den Euganeern beizählt.

Zu den Euganeern zählte man die Stämme der Triumpiliner, Camuner, Lepontier, Stoner und Tridentiner.

Den euganeischen Völkern sind auch die Sabiner beizuzählen, von denen zwar die alten Schriftsteller schweigen, die aber in den lateinischen Inschriften[5]) am Lago d'Idrio im Val Sabbia, das von ihnen den Namen führt, genannt werden. Aus den Inschriften ist als ihr Ort Voberna (jetzt Voberno) bekannt. Auch die Benacenser, die in einer Inschrift von Brixen[6]) mit den Triumpilinern genannt werden, waren Euganeer.

Ueber ihre Sprache und Herkunft lässt sich nicht viel sagen. Ich habe die von Mommsen herausgegebenen und im Gebiete der Euganeer gefundenen Inschriften durchgelesen und bald herausgefunden, dass die Personennamen der Euganeer von den lateinischen, keltischen und illyrischen verschieden sind.

Auffallend ist es, dass fast sämmtliche Namen der Männer sich auf *o* oder *io*, die weiblichen auf *a* oder *ia* endigen.

Als männliche Namen kommen vor: *Albicio, Biro, Bivejo, Boduisso, Clugasio, Coipillo, Cripo, Culicio, Clado, Endubrio, Mango, Mario, Peino, Primillio, Quartio, Tappo, Tio, Triumo, Tryptio, Vesgasio, Vescasso, Virico.*

Als weibliche Namen kommen vor: *Cluidea, Deica, Duigiava, Eppupa, Fundania, Iventia, Leuconia, Loreja, Lubia Esdra, Manneja, Melanalia, Messava, Necidia, Numonia, Pupa, Serdia, Turis Barbaruta.*

Dieses trockene Namensverzeichniss ist alles, was wir von der Sprache der Euganeer wissen. — Ebenso dunkel ist

[1]) Livius I, 1.
[2]) Strabo IV, 206.
[3]) Plinius III, 20.
[4]) Livius epit. LXII.
[5]) Mommsen. Corpus inscriptionum latinarum V, 1. Nr. 4905.
[6]) Mommsen Nr. 4313.

die Herkunft ihrer Nachbarn, der Rhaetier. Nach der Ansicht des classischen Alterthums waren die Rhaetier ein etruskischer Stamm. Livius V, 33 berichtet: Tuscorum ante Romanum imperium late terra marique opes patuere — Alpinis quoque ea gentibus haud dubie origo est, maxime Rhaetis, quos terra ipsa efferavit, ne quid ex antiquo praeter sonum linguae, nec eum incorruptum retinerent.

Plinius III, 20. Rhaetos Tuscorum prolem arbitrantur. Justin XX, 5. Tusci quoque, duce Raeto, avitis sedibus amissis, Alpes occupavere et ex nomine ducis gentes Rhaetorum condiderunt.

Stephan von Byzanz Ῥαιτοί Τυρρηνικόν ἔθνος. Nachdem Deecke[1]) erwiesen hat, dass das Etruskische keine arische Sprache sei, so gehören auch die Rhaetier den vorarischen Völkern Europas an.

Ligurer, Euganeer, Rhaetier sind diejenigen Völker, denen die Funde aus der Steinzeit in Noricum zugezählt werden können und die, von den Aryern verdrängt, in den Alpen lange Zeit Schutz gefunden haben, bis auch dort sie der Aryer aufsuchte und ihnen seine keltische, lateinische oder auch deutsche Sprache aufdrang.

Es ist unmöglich zu sagen, welcher Zweig der grossen indogermanischen Völkerfamilie Noricum zuerst betreten hat. Die arischen Eroberer der apenninischen Halbinsel müssen auch Noricum in seinen südlichen Theilen berührt haben. Die Japygier (Daunier oder Apuler) gehörten dem illyrischen Zweige an und sind die ersten Aryer, welche einst ganz Italien mit Ausnahme der nordwestlichen ligurischen Theile besessen haben. Die meisten Städte Unter- und Mittelitaliens sind illyrische Gründungen. Hierauf folgten die lateinischen Völker (Umbro-Sabeller, Osker und Latiner), und machten die Illyrier zu Plebejern[2]). Auf diese Weise erklärt sich die Entstehung der Plebs und des Patriciats.

---

[1]) Deecke. Corssen und die Sprache der Etrusker. Eine Kritik. Stuttgart 1875.

[2]) Fligier. Zur prähistorischen Ethnologie Italiens. Wien, 1877. Alfr. Hölder.

Wir glauben zwei illyrische Einwanderungen nach Italien annehmen zu müssen, die erwähnte, in uralter vorhistorischer Zeit, und die zweite der illyrischen Veneter, von denen noch Livius zu erzählen wusste, dass sie die Euganeer aus ihren Sitzen verdrängt hätten.

Die Veneter bezeichnet schon Herodot[1]) als einen illyrischen Stamm, und Cato[2]) schrieb ihnen einen trojanischen Ursprung zu, worunter gewöhnlich illyrische Abstammung zu verstehen ist[3]). Der Ort Troja, die Verehrung des Diomedes, die Sagen von Antenor in Patavium erinnern in der That an Kleinasien, wo ursprünglich auch illyrische Stämme gesessen haben und wo auch Veneter[4]) genannt werden. Es gab ein *Patavium* im Veneterlande und ein *Patavium* in Bithynien (Ptolemaeus). *Acelum* oder *Acilium* ist ebenfalls illyrisch[5]).

Aus der Sprache der Veneter haben sich nur zwei Worte erhalten. Columella VI, 26 melius etiam in hos usus Altinae vaccae probantur, quae ejus regionis incolae cevas appellant. *Altinum* lag im venetischen Gebiete.

Zu venetisch *ceva* „Kuh" stellt sich albanesisch καου (plur. κjε̄τε) „Ochse"[6]). Plinius[7]) erzählt von einer Pflanze, welche die Römer *allium* und die Veneter *cotonea* nannten. Benloew[8]) stellt *cotonea* zu albanesisch κοτσαν (?).

Die Japydier oder Japoden Istriens waren gleichfalls illyrischer Herkunft. Ein Zweig derselben hiess *Lopsi*. Hahn[9]) stellt dazu alban. Λjοπεα „Kuh" (?) und bemerkt, dass in Tirol noch heute die Kühe *Loben* genannt werden. Auch die Breuner und Genauner galten nach Strabo IV, 266 für Illyrier.

Tergeste ist so gebildet wie *Segeste*. *Pola* findet ihre Erklärung in den japygischen (unteritalischen) Personennamen

---

1) Herodot I. 191.

2) Plinius III, 19.

3) Fligier. Zur prähistorischen Ethnologie Italiens p. 31.

4) Benloew. La Grèce avant les Grecs, Paris, 1877, p. 63, stellt den Namen der Veneter mit albanesisch βενδί „Ort, Vaterland" zasammen.

5) Fligier p. 34.

6) Diefenbach. Die Volksstämme der europäischen Türkei. Frankfurt, 1877, p. 33.

7) Plinius XXVI, 7.

8) Benloew p. 62.

9) Hahn. Albanesische Studien. Wien, 1854, p. 239.

Polus, Pulus, Paulus[1]) und in dem Namen Apuliens[2]). *Aquileja* ist wahrscheinlich verwandt mit dem Namen der Aequer, *Aequiculer Latiums*, die ebenfalls der illyrischen Urbevölkerung Italiens angehören. Der Ort *Vendos* oder *Avendos* hat die Eigenthümlichkeit der alt-illyrischen Sprache, ein *a* vor die Orts- und Personennamen zu setzen oder auch wegzulassen, auf die ich schon in meiner prähistorischen Ethnologie Italiens aufmerksam gemacht habe[3]). *Arupinum* erinnert an das japygische *Arpi* und *Arpinum, Metulum* hat die illyrische Endung *-ulum* bei Ortsnamen. Der Bach *Arsia* in Istrien hat seine Analogie im *Arsen* Albaniens.

An die istrischen Illyrier schlossen sich die stammverwandten Dalmatier und Pannonier an, in Ungarn aber hausten zu Herodot's[4]) Zeiten die iranischen Sigynnen, ein Zweig der Scythen, falls diese Sigynnen von denen am kaspischen Meere (Strabo ed Meinecke c. 520) verschieden waren.

Auf diese Völker wollen wir jetzt nicht eingehen, und uns lieber den Kelten Noricums zuwenden.

Das keltische Volk zwischen dem Inn, der Donau und Pannonien nannten die Römer Noriker, wie Max Duncker[5]) vermuthet von der Stadt *Noreja*, ihr alter Name war aber nach Plinius[6]) *Taurisci*.

Die keltische Herkunft der Noriker bezeugt Strabo[7]), was auch die Namen der kleineren Stämme der Ambisontier, Ambidraver und Alaunier beweisen. In dem Namen der Ambisontier findet sich *amb*, kymr. *am (em, ym)*, lat. *amb*, griech. ἀμφί[8]) (vergl. *Ambibarii, Ambivareti, Ambarro*) und

---

[1]) Fligier p. 27.

[2]) Fligier p. 34. Auch Apulien ist damit verwandt. Ich begreife nicht, wie Georg Curtius Grundzüge p. 412 den Namen Apuliens von skr. *ap*, „Wasser", herleiten kann, da der Buchstabe *a* in den illyrischen Ortsnamen beliebig gesetzt oder weggelassen wird.

[3]) p. 38.

[4]) Herodot V, 9.

[5]) Duncker. Origines germanicae p. 63.

[6]) Plinius III, 20.

[7]) Strabo VII, 313.

[8]) Zeuss. Grammatica Celtica p. 166.

der Name des Flusses, an dem sie wohnten. Von diesem Flusse berichtet eine spätere Quelle: infra oppidum Salzburch, in pago Jaboacensium supra fluvium Igonta, qui alio nomine Salzaha vocatur. Juvav. p. 19. *Bisonzio* heisse jetzt Pinzgau. (Bisonzio quod nunc Pinzgov vocatur), sagt dieselbe Quelle. Die Alaunier, im Thale der Salzach haben nach Zeuss[1]) ihren Namen von altkeltisch *halaun* (kymr. *halen*) „Salz". Die Ambiliker und Ambidraver sind wiederum nach den Flüssen, an denen sie gewohnt haben, benannt worden.

Die Ortsnamen sind fast alle keltischen Ursprungs. Wir beginnen mit Vindo-bona (Wien). In dem ersten Theile finden wir cambr. *gwin,* althibernisch *find* „weiss" (cfr. *Vindonissa*), und im zweiten Theile *bond* oder *bonn,* „Grund", das auch in *Bononia* enthalten ist.

Der Ort Citium in der Nähe Wiens, und Mons cetius (Bakony-Wald) stellen sich zum Berge *Vo-cetius* bei Tacitus, Hist. I, 69, und *Ceto-briga* bei Ptolemaeus.

Geso-dunum, *gesum* oder *gaesum* bedeutet Lanze[2]), in *dunum* findet sich das gadhelische *dûn* „Berg".

Die Stadt Augustidunum in Gallien wird durch *Augusti mons* übersetzt. V. S. Germani I, cap. 3. Auch im norischen I-dunum ist kelt. *dûn* „Berg" enthalten. Gabavo-durum. Zu *durum* stellt Zeuss[3]) gael *doire* „Wald", die erstere Hälfte dieses Ortsnamen kann ich nicht erklären. Arto-briga. *Art* heisst keltisch „Stein" (ist auch in dem Namen *Artur* enthalten) und *brigh* „Gipfel". cfr. *Eburo-briga, Litano-briga* u. s. w. in Gallien.

Albiannum oder auch Alpianum, denn Stephan von Byzanz sagt: Ἄλπεις καὶ Ἄλπεια ὄρη καὶ Ἄλβια, διχῇ γὰρ ἡ γραφὴ καὶ διὰ τοῦ π καὶ ἀδι τοῦ β. Keltisch *alpai-n*[4]).

Zu Ernolatium stellt sich *Erno-durum* im Gebiete der keltischen Bituriger und Arelate cfr. kymrisch *laid*[5]), „Sumpf, Teich", gael *lad.* — Gabro-magus. Im ersten Theile ist *gabor,* kymrisch *gafr,* „Ziege", enthalten, und im zweiten kymrisch

[1]) Zeuss. Die Deutschen und ihre Nachbarstämme p. 243.
[2]) Diefenbach. Orig. Europ. p. 350.
[3]) Zeuss. Gram. Celt. 575.
[4]) Ebenda p. 68.
[5]) Glück p. 115.

magh, „Feld", also Ziegenfeld, cfr. Gabreta mons (Böhmerwald). Zu Ovilaba (Wels) stellt sich *Ovilona* im Gebiete der Allobroger[1]).

Lauriacum hat nach Zeuss[2]) den Namen von *lauro,* „Feige". Zu Santicum (cfr. *Santini* und *Santones* in Gallien) ist nach Zeuss *sant,* „Geiz", enthalten.

Zu Tasi-nemetum stellt sich *Augusto-nemetum* in Gallien. In den neukeltischen Sprachen heisst *nem* „Himmel", woher in den altirischen Glossen *nemde,* „himmlisch", *nemed,* „Heiligthum". — Vacorium erinnert an *Vacoritium* im Gebiete der gallischen Cenomanen (Oberitalien).

In Arc-lape scheint uns die Präposition *are* „vor" enthalten zu sein (cfr. *Are-late, Are-morica*). Zu *Arrabo* und *Arrabona,* wovon der Name der *Raab,* stellen Zeuss und Ebel[3]) cambrisch *araf,* „milde, ruhig", im Gegensatze zu stürmisch.

Ausser diesem gibt es noch andere Beweise, dass in diesen Gebieten die keltische Sprache geherrscht hat. So hat Decius Brutus[4]), der als Galliens Prätor die keltische Sprache erlernt hat, sich mit dieser Sprache durch Rhaetien und Noricum bis nach Aquileja durchgeholfen, ohne erkannt zu werden.

In Aquileja und in Noricum wurde auch der keltische Gott Belenus, der mit Appollo identificirt wurde[5]), nach einem Berichte des Kirchenschriftstellers Tertullian[6]) verehrt.

Keltische Gottheiten waren somit auch in Noricum bekannt.

Es hat somit in Noricum eine keltische Bevölkerung gewohnt.

Wer daher die Kelten aus diesen Gebieten verdrängen will, um an ihre Stelle Germanen oder gar Slaven zu setzen, dem fällt auch der Beweis zur Last, dass die alten Schriftsteller — und darunter kein Geringerer als Strabo, der bedeutende

---

[1]) Zeuss-Ebel p. 789.
[2]) Zeuss-Ebel p. 32.
[3]) p. 11. Note.
[4]) Appian B. C. III, 97.
[5]) Hist. Aug. Maximin 22.
[6]) Tertullian Apol. XXIV und Herodian VIII, 7, cfr. Belloguet Ethnogénie gauloise I, 374.

Ethnograph des Alterthums — die von Kelten in Noricum erzählen, Schwindler gewesen sind, und dass die von mir angeführten Ortsnamen deutsch oder slavisch sind. Von subjectiven Meinungen oder gar Wünschen kann die Wissenschaft keine Notiz nehmen.

Literatur-Berichte.

1.

Caspari, Otto. Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens. Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Tafeln. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig. Brockhaus. 1877. 8°. 2 Bände. (XXXIV. 418 und XXII. 522 S.)

Auf dem Gebiete jeder Wissenschaft macht sich, nachdem die auf der Beobachtung beruhende Einzelforschung tüchtig vorgearbeitet hat, das Bedürfniss geltend, die festgestellten Thatsachen unter einander und mit den philosophischen Anschauungen der betreffenden Zeit im Zusammenhang zu bringen. Ob dies berechtigt ist und wann es einzutreten habe, darüber wollen wir nicht discutiren; es ist zu allen Zeiten so gewesen und wird es auch immer sein.

Auch auf dem Gebiete der jüngsten Wissenschaft, der Wissenschaft vom Menschen, nämlich Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, macht sich in der neuesten Zeit ein Zug nach dem oben angegebenen Ziele bemerkbar und das nun in zweiter Auflage erschienene Werk Otto Caspari's kann als der classische Ausdruck der von Seite der deutschen Philosophie versuchten Betheiligung in den anthropologisch-ethnologischen Forschungen angesehen werden. Dass ein solches Unternehmen zeitgemäss, dankenswerth und der Wissenschaft förderlich ist, darüber dürfte wohl kein Zweifel obwalten; ob aber der Verfasser auf der Höhe der Forschung sich befindet und die einzelnen Thatsachen, auf welche er sich bezieht, auch im Sinne der betreffenden Wissenschaft verwerthet, dies sind Fragen, die nur von den Fachmännern der einzelnen Richtungen beantwortet werden können.

Um nun von unserer Seite aus ein Urtheil über diese Seite der Caspari'schen Arbeit abzugeben, wollen wir ein Capitel auswählen, das eine beinahe selbständige Betrachtung zulässt, nämlich das Capitel „Ueber die ursprüngliche Entwickelung des Schriftwesens". (Band II. S. 278 ff.) Trotz aller Anerkennung, die wir den Bemühungen des Verfassers zollen müssen, den Process der Schriftbildung vom philosophischen Standpunkte aus klar zu machen, zweifeln wir sehr, ob ihm dies gelungen sei. Der Ver-

fasser ist einerseits in der einschlägigen Fach-Literatur zu wenig bewandert, andererseits hat er die ganze Frage auch von seinem Standpunkte zu wenig durchgearbeitet. — Statt einer ins Einzelne gehenden Beurtheilung seiner Ansichten erlaube ich mir auf meinen „Grundriss der Sprachwissenschaft" I. S. 150 ff. hinzuweisen, wo die ganze Frage, wie ich hoffe, zur Zufriedenheit sowohl des Philosophen als auch des Forschers behandelt ist. — Caspari hält die Tättowirung mit Wuttke für Schrift, was ein grober Irrthum ist und gibt sich gar nicht die Mühe, den äusserst wichtigen Process der Loslösung des Wortes von der Anschauung sowie des Zerlegens des Wortes in seine einzelnen Lautbestandtheile zu analysiren. Wie unklar der Verfasser über manche hieher gehörende Dinge denkt, dies beweisen seine Auslassungen über die chinesische Schrift auf S. 298. So heisst es dort unter Anderem: „nun ist bekanntlich die chinesische Sprache sehr wortarm, und die Chinesen gebrauchen daher sehr viele gleichlautende Worte für viele Begriffe und Bezeichnungen". Wie kann eine Cultursprache ersten Ranges „sehr wortarm" sein? Offenbar wollte der Verfasser den Gedanken, „die chinesische Sprache ist sehr reich an Homonymien", ausdrücken. Weiter heisst es, „eigentlich aber ist die Haupt- und Grundbedeutung von *tschow* Schiff, und das Bild des Schiffes wird daher für das Wort *tschow* eingesetzt". Damit zeigt der Verfasser, dass er den Process der chinesischen Schriftbildung gar nicht begriffen hat.

Aehnliche Bemerkungen, wie über die Schriftfrage, könnten wir auch über die anderen in dem Werke abgehandelten Fragen vorbringen.

Unser Urtheil über das Werk Caspari's ist in Kürze ungefähr folgendes: Vom philosophischen Standpunkte enthält es manches Anregende, und kann für die Entwicklung und den Fortschritt der Wissenschaft nützlich wirken; vom empirisch-historischen Standpunkte dagegen zeigt es sich den Anforderungen, die man nach Massgabe der sicher festgestellten Thatsachen an dasselbe stellen könnte, nicht ganz gewachsen. **F. M.**

2.

Fick. Ueber die Sprache der Macedonier. Benfeys Orient und Occident II. p. 718—729.

Fick. Zum macedonischen Dialekte. Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung p. 193—235.

Für Anthropologen, die nicht die Gelegenheit haben, mit den Fortschritten der linguistischen Ethnographie sich bekannt zu machen, dürfte es vom Interesse sein, etwas über die Herkunft des macedonischen Volkes zu erfahren.

Von 119 macedonischen Vocabeln, die Herr Fick behandelt hat, erwiesen sich gegen 80 als griechisch oder wenigstens den

griechischen Dialekten nahe stehend. Eigenthümlichkeiten des thessalischen und des arkadischen Dialektes kehren im Macedonischen wieder, ebenso finden sich Anklänge an die Sprache Homer's. Ausserdem hat Herr Fick 120 macedonische Eigennamen zusammengestellt, von denen die meisten wie Alexander, Parmenio, Ptolemäus, Lagos, Seleukos in der griechischen Sprache ihre Erklärung finden. Das Macedonische stellt sich somit am nächsten zum Griechischen, wenn es auch nicht als ein griechischer Dialekt bezeichnet werden kann.

Die Urbevölkerung Macedoniens war aber illyrisch und thrakophrygisch, von der auch die meisten Ortsnamen herstammen. In Macedonien treffen wir somit auf dieselben Verhältnisse, wie wir sie für Griechenland erwiesen haben. Die Nachkommen der gänzlich hellenisirten Macedonier können nur unter den heutigen Griechen gesucht werden. **Dr. Fligier.**

3.

Gelzer. Kappadocien und seine Bewohner. (Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde, herausgegeben von Lepsius 1875 p. 14—26.)

Für die soeben angeregte Frage nach der Herkunft der Scythen und der von ihnen unterworfenen Bevölkerung des heutigen Südrussland ist die genannte Schrift des Heidelberger Professors von Wichtigkeit, obwohl sie sich hauptsächlich mit den ethnographischen Verhältnissen des östlichen Kleinasiens befasst.

In Kleinasien haben sich nach Maspero (Geschichte der morgenländischen Völker im Alterthum, deutsch von Pietschmann, Leipzig 1877) sämmtliche Racen der alten Welt ihr Rendez-vous gegeben. Im Anbeginn der Geschichte will dieser ausgezeichnete Aegyptologe und Historiker Kushiten d. h. Hamiten und Turanier in Kleinasien entdeckt haben, wobei er uns allerdings den Beweis schuldig bleibt. Ausser den genannten Völkern nennt uns Maspero die Muskai und Tublai, die in der Bibel Mesheh und Tubal, in den Keilinschriften Muski und Tabal heissen. Dieselben gehörten höchst wahrscheinlich der kaukasischen Bevölkerung an, die einst ganz Kleinasien besessen zu haben scheint und zuletzt durch Semiten und Arier auf die kaukasischen Gebiete beschränkt wurde. Vom Osten drangen die Iranier vor, vom Westen thrako-phrygische Völker. Unter den letzteren haben sich besonders die Kimmerier (in den Keilinschriften Gimirai) durch ihre Plünderungszüge in Vorderasien bemerkbar gemacht. Nach der Festsetzung der Kimmerier in Kappadocien werden die Muski nicht mehr genannt. Ein Theil derselben flüchtete sich nach dem Kaukasus, ein anderer hat sich unter dem Namen der Kataoner im Centrum Kleinasiens erhalten. Gelzer erklärt diese Kimmerier für Iranier, weil sie von Hesych und einem Scholiasten ein scythisches Volk genannt werden und

weil in der Behistun-Inschrift den Gimirai der assyrischen Colonne die Çaka der persischen entsprechen. Nach Herodot VII, 64 und Diodor II, 35 heissen aber die Scythen bei den Persern Saken. Wir können uns mit dieser Argumentation nicht einverstanden erklären. Die Kimmerier sind aus ihren Stammsitzen von den Scythen vertrieben worden und können somit nicht mit den Scythen identificirt werden. Als ehemalige Unterthanen der Scythen konnten sie aber immerhin als ein scythisches Volk angeführt werden. Nach Strabo, der als ein geborener Kleinasiate diese Verhältnisse genau kennen musste, waren die Kimmerier ein thrakischer Stamm. In Kappadocien selbst, in seiner Heimat unterscheidet Strabo die Kimmerier von den Saken.

Auf diese Saken oder Scythen und die persischen Colonieen lassen sich die iranischen Elemente Kappadociens zurückführen. Die Herrscher dieses Landes führen durchweg iranische Namen.

Die Kimmerier waren gleich allen Thrakern keine Iranier, wie es Referent einmal gleich Herrn Gelzer behauptet hat (Dr. Fligier, Beiträge zur Ethnographie Kleinasiens. Breslau 1875), auch nicht nahe Verwandte der Slaven und Letten, wie Herr Fick annimmt, sondern ein eigener Zweig des grossen indogermanischen Sprachstammes. **Dr. Fligier.**

Vereinsnachricht.

Nephritfunde betreffend.

Wie bekannt hat Prof. Fischer zu Freiburg im Breisgau das Studium des Vorkommens von Nephrit und der verwandten Gesteinsarten zu seiner besonderen Aufgabe gemacht. Gegenwärtig ist derselbe daran, ein Verzeichniss aller Nephritfunde zusammenzustellen, es fehlen ihm jedoch noch die Angaben über die Funde von Artefakten aus Nephrit und verwandten Gesteinsarten, welche in den österreichischen Ländern gemacht wurden. Es ergeht daher an alle Freunde unserer Wissenschaft die freundliche Bitte, derartige, ihnen bekannte Funde dem gefertigten Secretär der anthropologischen Gesellschaft gefälligst zur Kenntniss zu bringen.

Dr. Much.
VIII. Josefsgasse 6.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Dr. **M. Much**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

VII. Band. Ausgegeben den 26. Jänner 1878. Nr. 11 u. 12.

MITTHEILUNGEN
der
anthropologischen Gesellschaft
IN WIEN.

Inhalt: Ueber neue Ausgrabungen auf den alten Gräberstätten bei Hallstatt. Von Dr. **Ferdinand v. Hochstetter.** (Mit 4 Tafeln.) — Ueber die prähistorische Bauart und Ornamentirung der menschlichen Wohnungen. Von Dr. **M. Much.** — Zur Scythenfrage. Von **Dr. Fligier.** — Kleinere Mittheilung: Die Alanen als Verfertiger der bechertragenden Steinbilder in den Pontusländern und in Spanien. Von Dr. **M. Much.** — Vereinsnachricht.

Ueber neue Ausgrabungen auf den alten Gräberstätten bei Hallstatt.

Von
Dr. **Ferdinand v. Hochstetter.**

(Mit 4 Tafeln.)

Es gereicht mir zu grosser Befriedigung, den Mitgliedern unserer anthropologischen Gesellschaft die Mittheilung machen zu können, dass das hohe k. k. Obersthofmeisteramt über meinen Antrag sich bewogen fand, für die Zwecke des k. k. naturhistorischen Hofmuseums neue Ausgrabungen auf den alten Gräberstätten bei Hallstatt veranstalten zu lassen.

Der Hauptzweck dieser Ausgrabungen, welche in diesem Jahre vorerst nur in kleinem Maassstabe versuchsweise vorgenommen wurden, war der, zu constatiren, ob es möglich sei, auf den schon durch jahrelange Ausgrabungen so vielfach durchwühlten Leichenfeldern bei Hallstatt noch unangetastete Gräber mit menschlichen Skeleten zu finden, und ob diese Skelete einen Erhaltungszustand zeigen, der es möglich machen würde, das eine oder andere für die neu gegründete anthropologisch-ethnographische Abtheilung des naturhistorischen Hof-Museums zu conserviren.

Bei allen früheren Ausgrabungen, durch welche auf dem Salzberge allein schon gegen 3000 sogenannte Kelten-Gräber geöffnet wurden, sind nämlich die menschlichen Skelete, da

es hauptsächlich nur auf die Sammlung der in den Gräbern enthaltenen Artefacte aus Bronze, Eisen, Bein, Bernstein und Stein abgesehen war, verworfen worden, so dass derzeit nur wenige Schädel erhalten sind, die sich im Privatbesitz befinden, und, so viel ich weiss, nur ein einziges Skelet, welches, von Hofrath Dr. E. v. Brücke restaurirt, im Museum Francisco-Carolinum zu Linz aufgestellt ist.

Es schien daher von höchster Wichtigkeit, zumal da die heutige Wissenschaft der Paläo-Ethnographie das grösste Gewicht auf das vergleichende Studium der untergegangenen Völker und Menschenracen legt, für die anthropologisch-ethnographische Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hof-Museums, der ja die reichen Schätze der ausgegrabenen Artefacte, welche derzeit im k. k. Münz- und Antiken-Cabinete aufbewahrt sind, einverleibt werden sollen, auch von den menschlichen Skeleten aus den Gräberfeldern bei Hallstatt zu retten, was noch bei den jährlich fortdauernden Ausgrabungen, welche gegenwärtig namentlich für das Linzer Museum stattfinden, zu retten ist.

Das Resultat dieses ersten Versuches, den ich, nachdem von dem k. k. Bergrath in Hallstatt, Herrn J. Stapf, die vorbereitenden Arbeiten schon im September 1876 auf's vortrefflichste eingeleitet waren, Ende Mai, während meiner Anwesenheit in Hallstatt und in Begleitung meiner Assistenten, der Herren J. Szombathy und Franz Heger, sowie einer grossen Anzahl von Studirenden der k. k. technischen Hochschule (Hörern der Geologie) vornehmen liess, hat meine Erwartungen so sehr übertroffen, dass ich mich veranlasst sehe, darüber ausführlicher zu berichten.

Bekanntlich sind es bei Hallstatt drei Punkte, an welchen bis jetzt archäologische Funde in grösserem Umfange gemacht wurden:

1. am Salzberg, 2. am Hallberg, und 3. in der Lahn.

1. Das Grabfeld am Salzberg von Hallstatt.

Diese berühmteste und grossartigste aller Gräberfundstätten in österreichischen Landen und ihre Schätze sind in *dem* bekannten Werke des Directors des k. k. Münz- und

Antiken-Cabinetes Dr. Ed. Freih. v. Sacken [1]) in eingehendster und umfassendster Weise beschrieben und dargestellt.

Dieses Grabfeld wird gewöhnlich das „keltische Leichenfeld" genannt. Dasselbe liegt am Fusse des niederen Siegberges, gegenüber dem Rudolfsthurme.

Die früheren Ausgrabungen, die in den Jahren 1847 bis 1864 auf Kosten des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes systematisch ausgeführt wurden, und durch welche, wie Baron v. Sacken berichtet, nicht weniger als 993 Gräber, [2]) theils Skeletgräber, theils Leichenbrandgräber aufgedeckt und über 6000 Fundgegenstände gesammelt wurden, ist ungefähr 260 Meter lang und 100 Meter breit. Die Grenzen desselben sind im Osten und Süden unzweifelhaft, im Westen sehr wahrscheinlich erreicht, wenigstens wurde bei den Ausgrabungen 1877 in dieser Richtung kein Grab mehr gefunden. Die Holzkohlen, Thierknochen und hie und da auch Thonscherben, die man da und dort, wo man nachforschte, noch bis zum Kaiserin Maria Theresia-Stollen fand, dürften eher auf Wohnungen hindeuten, die in westlicher Richtung gelegen waren. Gegen Norden dagegen ist die Grenze des Leichenfeldes noch nicht erreicht.

Der grösste Theil dieses Leichenfeldes ist Wald, und nur ein kleiner gegen Norden liegender Theil ist Wiese. Die Gräber sind durchaus Flachgräber, sie liegen unter einer dünnen Humusschichte im Glacialschutte in einer Tiefe von 0·1 Meter bis 3 Meter. An vielen Punkten sind dieselben von später herabgerolltem Gebirgsschutt und Felsblöcken so überlagert, dass die Ausgrabungen sehr erschwert werden.

Nach den Zeitperioden, in welchen die Hauptausgrabungen stattgefunden haben, unterscheiden die Bergarbeiter ein altes und ein neues Leichenfeld.

Das alte Leichenfeld beginnt auf der Höhe über dem Abhange des Hallberges und zieht sich circa 190 Meter weit am Rande der Wiese mit einer mittleren Breite von 65 Meter

[1]) Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich und dessen Alterthümer, von Dr. Ed. Freih. v. Sacken, mit 26 Tafeln. Wien 1868.

[2]) Nach der Angabe der Bergbeamten am Salzberg sind im Ganzen schon mehr wie 3000 Gräber ausgegraben worden.

gegen Westen hin. Dasselbe wurde in den Jahren 1846 bis 1864, wie oben erwähnt, auf Kosten des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes unter der Leitung und Aufsicht des damaligen Bergverwalters Ramsauer ziemlich unregelmässig ausgebeutet, indem man Hindernissen, wie grösseren Felsblöcken, Bäumen u. s. w., auswich. Nach dem Jahre 1864 wurden solche übergangene Plätze noch möglichst nachgeholt und dann die Ausgrabungen weiter gegen Westen auf das sogenannte neue Leichenfeld ausgedehnt. Dieser westliche Theil liegt ganz im Walde. An diesen neuen Ausgrabungen hat sich namentlich das Museum Francisco-Carolinum in Linz betheiligt.

Dem glücklichen Umstande, dass der Steiger Isidor Engel bei allen Ausgrabungen schon seit ihrem Beginne im Jahre 1846 und 1847 zugegen war und gleich bei der Oeffnung jedes Grabes eine genaue Zeichnung über die Funde und ein fortlaufendes Fundprotokoll anfertigte,[1]) ist es zu verdanken, dass sich immerhin mit einiger Sicherheit die Punkte bezeichnen lassen, wo man hoffen kann, noch intacte Gräber zu finden.

Auf der Wiese namentlich, die dem jeweiligen Bergverwalter als Deputatgrund zugewiesen ist, und auf der von den verschiedenen Nutzniessern derselben hie und da Grabungen vorgenommen wurden, war die meiste Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass noch solche Gräber gefunden würden. Die Angaben der bei den früheren Ausgrabungen betheiligten Bergbeamten und Bergarbeiter in dieser Beziehung haben sich auch vollständig bestätigt. Denn es gelang uns, in den Tagen vom 22. bis 28. Mai acht Gräber auszugraben und neben sehr zahlreichen Waffen, Messern, Schmuckgegenständen, thönernen Töpfen, Schalen u. s. w. wenigstens in einem Grabe ein Skelet in solchem Zustande zu finden, dass dessen Erhaltung und Restaurirung möglich wurde. In den übrigen Gräbern waren entweder nur Leichenbrände vorhanden oder die Skelete fast vollständig zerstört. Da jedoch die Funde aus jedem ein-

[1]) Das Original-Album der Hallstätter-Ausgrabungen aus Ramsauer's Zeit ist im Besitze von Rudolf Ramsauer, Postbeamten in Villach, und soll, nach dem Wunsche des verstorbenen Bergrathes Ramsauer im Besitze der Familie bleiben. Photographische Nachbildungen desselben hat in mehreren Exemplaren Herr Baron v. Schwarz in Salzburg anfertigen lassen.

zelnen Grab vollständig und sehr sorgfältig herausgenommen und aufbewahrt wurden, so war es möglich, wenigstens die interessanteren und reicheren dieser Grabfunde so zusammenzustellen, dass dieselben ein Gesammtbild eines solchen Grabfundes geben, und ich zweifle keinen Augenblick, dass weiter fortgesetzte Ausgrabungen genügendes Material an die Hand geben werden, um seiner Zeit im naturhistorischen Hofmuseum vollständige Gräber in derselben Weise zur Aufstellung und Anschauung zu bringen, wie dies neuerdings in dem Museum zu Bologna mit den alten Gräbern der Certosa bei Bologna in so nachahmungswürdiger Weise geschehen ist.

Ohne schon jetzt eine vollständige Bearbeitung des Fundmateriales geben zu können, will ich doch die Hauptfunde, die wir im Mai d. J. gemacht haben, kurz beschreiben.

Das erste Grab, welches am 22. Mai in dem Wiesgrunde, 10 Meter von dem Oekonomie-Gebäude entfernt, geöffnet wurde, war ein Skeletgrab. In einer Tiefe von 1·4 Meter unter der 0·28 Meter dicken Dammerde lag in einem lehmigen, mit grösseren Kalksteinstücken gemengten Boden ein vollständiges und ziemlich gut erhaltenes, nur in der Beckengegend mehr zerstörtes Skelet, in der gewöhnlichen Lage von West (Kopfende) nach Ost, die Arme am Körper ausgestreckt, der linke Fuss gegen den rechten zu im Knie gebogen, der Schädel zerquetscht, nur der Unterkiefer vollständig erhalten.

An der rechten Seite um den rechten Arm zerstreut, fanden sich die Skeletreste eines Kindes, das ein halbes bis ein Jahr alt gewesen sein mag.

Der Beigaben waren nur wenige: an der rechten Hand beim Becken lag eine gut erhaltene Bronzenadel, auf dem Becken die Reste eines aus Bronzeklammern und eisernen Ringen zusammengesetzt gewesenen Gürtels, und bei den Füssen zur Seite die Scherben einer grösseren rothen, thönernen Schale und eines kleinen verzierten, schwarzen Töpfchens. Die eisernen Ringe des Gürtels sind gänzlich in Brauneisenerz umgewandelt und ein Stück zeigt deutliche Abdrücke von Fliegenpuppen.

Das Skelet war, als es herausgenommen wurde, in äusserst zerbrechlichem Zustande, wurde aber dadurch, dass es an Ort und Stelle gleich gewaschen, mit Wasserglas eingelassen und nach der Trocknung sorgfältig verpackt wurde, doch so

weit erhalten, dass dasselbe in Wien restaurirt und zusammengesetzt werden konnte und nun, nächst dem im Museum Francisco-Carolinum zu Linz aufgestellten obenerwähnten Skelet das zweite aus den Gräbern am Salzberg erhaltene Skelet ist. Der mühsamen und langwierigen Arbeit der Restauration hat sich mein Assistent Herr J. Szombathy mit rühmenswerther Geschicklichkeit und Ausdauer unterzogen.

Das Skelet hat eine Länge von 1·70 Meter, gehört also einem grossen Individuum an, das circa dreissig Jahre alt gewesen sein mag. Der Umstand, dass es mit einem Kinde an der Seite und ohne jede Beigabe von Waffen gefunden wurde, legt den Gedanken nahe, dass man es mit einem weiblichen Skelet zu thun habe, allein der Schädel und die starken Oberschenkelknochen sprechen für einen Mann. Das Becken ist leider so zerstört, dass es keine Merkmale abgibt.

Der Schädel liess sich aus den zahlreichen Scherben, in die er zerdrückt war, nahezu vollkommen zusammensetzen und hat folgende Maasse, die ich nach dem von Herrn Felix v. Luschan in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien (Band VI, S. 137) gegebenen Schema zusammenstelle.

		U 534				*F* 390		
S 382	=	126	+	136	+	120		
		112		123		99		
Basis 123								
L 197		*H* 144		*Bp* 139				
Bs 102		*BS* 120		*Bh* 110				
		GH 120		*GB* 120				
		BL 706		*HL* 731			*J* 1490	

Die Schädelform ist dolichocephal, das Gesicht orthognoth.

Verglichen mit den von Obermedicinalrath v. Hölder in Stuttgart aufgestellten Schädeltypen entspricht dieser Schädel dem germanischen Typus und kommt am nächsten Hölder's *G* 2.[1])

Denselben Typus zeigen vier andere weniger vollkommen erhaltene Schädel aus den Gräbern vom Salzberg, welche ich

[1]) Dr. H. v. Hölder, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, in den württemb. naturwiss. Jahresheften 1876, S. 359, mit 7 Tafeln.

von Herrn Bergverwalter Hutter erhalten habe. Auch der von Prof. Hyrtl seiner Zeit beschriebene Schädel aus dem Gräberfeld am Salzberg gehört diesem Typus an.[1])

Das zweite Grab, circa 10 Meter von dem ersten südlich entfernt, zeigte bei der Blosslegung einen Leichenbrand, welcher nur 20 Cm. tief unter der Dammerde auf Kalkschotter gelagert war, vorne eine rothe, gebrochene Thonschale, hinter derselben die verbrannten Menschenknochen, darüber ein offener Bronzering und zwei gebrochene Spiralfibeln. 20 Cm. tiefer wurde neben diesem Leichenbrand ein zweiter Leichenbrand gefunden, dabei vier zerdrückte Thonschalen, eine eiserne Lanzenspitze, ein Bronzeringelchen, eine kleine Bronzenadel und Theile eines eisernen Messers.

Am 23. Mai wurden zwei Untersuchungsgräben in der Richtung von Nord nach Süd auf 15 Meter Länge in derselben Wiese gezogen; sie führten auf zwei nebeneinander liegende Gräber. Dieselben wurden am 24. Mai ausgeräumt.

Das zuerst geöffnete Grab enthielt die wenigen Reste eines fast vollständig zerstörten Skeletes in 1 Meter Tiefe. An dem linken Unterarme fanden sich Bronzeperlen, am rechten ein gut erhaltenes Bronzebracelet, auf der Brust lagen zwei kleine zweispiralige Fibeln und neben dem linken Arm ein eisernes Messer, sowie eine Bronzenadel. Bei weiterem Nachsuchen fanden sich an dieser Stelle noch zwei gut erhaltene 11 Cm. grosse Fussringe, eine Fibula, dann ein kreisrundes Goldplättchen mit Kreis- und Punktzeichnung und einige Thierknochen, sowie Topfscherben. Diese Gegenstände sind als Grabfund 3 auf Tafel I dargestellt.[2]) Das zweite Grab enthielt nur einen Leichenbrand ohne Beigaben.

An demselben Tage (24. Mai) wurden noch weiter auf dem alten Leichenfelde im Walde ungefähr 40 Meter oberhalb der Steinbewahrerhütte nachgegraben und ein Leichenbrand gefunden (Grabfund 4), auf welchem ein gut erhaltener Eisen-

---

[1]) Hyrtl. Ueber einen bei Hallstatt ausgegrabenen Menschenschädel, Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt, I. Jahrgang, Seite 352.

[2]) Die auf derselben Tafel in Fig. 9 abgebildete Urne wurde vom Bergverwalter Hutter in der Wiese ausgegraben.

keil nebst Bruchtheilen eines Bronzegürtels und ein Wetzstein lagen.

Ein reicherer Fund (Grabfund 5) wurde dann im neuen Leichenfelde, westlich in der Nähe des Hauptgrabens gemacht. In der Tiefe von 1 Meter lag im Schotter eine gut erhaltene Lanzenspitze aus Eisen nebst Bruchstücken eines Messers und Topfscherben. Unmittelbar daneben, 0·8 Meter höher, fanden sich unter der Dammerde in einen Kreis zusammengelegt, zwei ziemlich gut erhaltene Bronzebänder, innerhalb welcher mehrere Bronzeringe und zahlreiche Bernsteinperlen auf die verbrannten Knochen gelegt waren. Der Grabfund 5 ist auf Tafel II abgebildet.

Das dritte Grab im Walde (Grabfund 6), etwa 5 Meter westlich von dem letzteren entfernt, war ein kleiner Leichenbrand ohne andere Beigabe als einen gebrochenen rothen Topf.

Am 25. Mai wurde in der Wiese hinter dem Oekonomie-Gebäude gegen Süden vorwärts gegraben. Hier fand sich ein Grab (Grabfund 7), welches mit grösseren Steinen belegt war. Bei der Abnahme derselben kam man zuerst auf Thierknochen, dann auf vier Eisenringe, wovon zwei gebrochen waren, darunter lag ein Messer von Eisen mit einem Handgriff aus Bein. Neben dem Messer befand sich ein grauer, mit einem Loche versehener kleiner Wetzstein in gebrochenem, mürbem Zustande, dann zwei kleine, unten platt geschlagene, 1 Cm. grosse Bronzeringe. Diesen Gegenständen folgte südwestlich ein stark verrosteter Eisenkeil, in der Mitte lag der Leichenbrand und auf demselben zu oberst eine ganz zerstörte, nur in kleinen Bruchstücken noch vorhandene Bronzeschale, darunter zwei Stück Bronzenadeln, davon eine gebrochen, und kleine Ringe. Unter der Bronzeschale befanden sich ein grosses Eisenschwert, dessen Bronzehandgriff jedoch in Folge des darauf liegenden grossen Steines ganz zerdrückt und kaum mehr in seiner Form zu erkennen war. Das Schwert ist 0·75 Meter lang und 0·06 Meter breit. Zwei eiserne Lanzenspitzen lagen zu beiden Seiten, wovon eine an das Schwert angerostet war, die zweite in vorzüglichem Zustande frei liegend aufgefunden wurde. Neben den Waffen und der Bronzeschale wurden westlich noch Thierknochen in unverbranntem Zustande, ein Messer von Eisen und mehrere Thongeschirre, von Aussen roth gestreift, in kleinen Bruchstücken heraus-

genommen, so dass dieser Fund einen der reichsten Eisenfunde in einem Brandgrabe darstellt (siehe die Abbildungen auf Tafel III).

Am 27. und 28. Mai wurden wieder in der Wiese, östlich von dem Oekonomie-Gebäude 4·4 Meter entfernt, drei Untersuchungsgräben mit 5 und 7 Meter Länge ausgehoben, wo zwischen dem zweiten und dritten Graben ein Skeletgrab gefunden wurde (Grabfund 8). Dasselbe wurde am 28. Mai geöffnet und ausgeräumt. Das Skelet lag 0·5 Meter tief unter der 45 Cm. tiefen Erde auf erdigem Schotter in der Richtung von West nach Ost, die Füsse waren verschoben, Kopf und Rumpf sehr morsch. An dem rechten Oberschenkel lag ein kleiner zerbrochener Thontopf, daneben Thierknochen. An der Aussenseite des linken Oberschenkels und auf der linken Brustseite lagen eiserne Ringe nebst einem Bronzehaken, rechts an der Brust eine 27 Cm. lange bronzene Nadel mit fünf Knöpfen geziert und in gutem Zustande. Neben der Brustseite rechts wurde noch ein kleiner, sehr zerfallener Thontopf mit Bruchstücken eines Messers vorgefunden.

2. Am Hallberg.

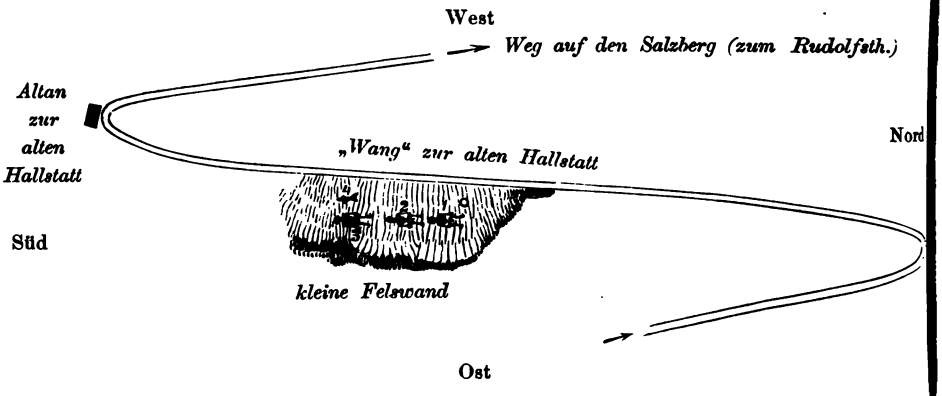
Hallberg — das ist der Name für den östlichen Steilabfall des Salzberges gegen den Hallstätter See.

Am Gehänge dieses Hallberges, an dem der Zickzackweg von Hallstatt nach dem Rudolfsthurme führt, fällt jedem aufmerksamen Beobachter die schwarze, stark mit Kohle gemengte Humusschichte auf, die in einer Breite von circa 120 Meter von Hallstatt bis nahe unter den Rudolfsthurm sich hinzieht. In dieser Humusschichte findet man leicht einzelne Thonscherben und Thierknochen, seltener Schmuckgegenstände, Waffen u. dgl. Dies veranlasste zu dem Schlusse, dass an diesem Gehänge vom See bis nahe zum Rudolfsthurm die Wohnplätze der am Salzberg begrabenen Bevölkerung gestanden haben mögen und dass diese keltische Ansiedelung daher weit grösser gewesen sein müsse als das jetzige Hallstatt.

Nun hat man aber an einigen Punkten des Hallberges in früheren Jahren auch Menschenskelete gefunden. Diese Thatsache veranlasste mich, Herrn Bergrath Stapf zu weiteren Nachforschungen anzuregen, etwa durch Gräben, die man an

ungefährlichen Punkten nach Zulässigkeit des Terrains ziehen würde, um sich über den Inhalt der Culturschichte des Hallberges mehr Gewissheit zu verschaffen.

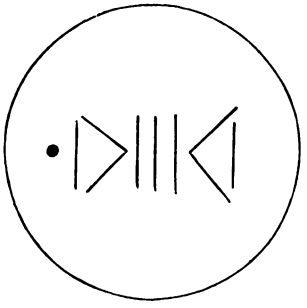
Fig. 1.



Diese Nachgrabungen haben in diesem Jahre im September und October zu neuen interessanten Funden geführt, über die ich vorerst nur kurz berichten kann, da das Fundmaterial noch nicht genügend bearbeitet ist.

Die Stelle, an welcher die Funde gemacht wurden, liegt unmittelbar am Wege nach dem Rudolfsthurme, am sogenannten „Wang" zur alten Hallstatt, ungefähr in der halben Höhe des Hallberges unterhalb des Franz Josef-Stollens. Der Punkt ist für Nachgrabungen nicht besonders günstig, weil die Wurzeln der Bäume und grosse Steine das Aufdecken oft hindern. Die beigegebene Skizze (Fig. 1) mag die localen Verhältnisse verdeutlichen.

Fig. 2.



Es wurden drei Skelete, welche in einer Reihe lagen, aufgefunden. Ein viertes Skelet befand sich etwas oberhalb des dritten, aber vollkommen zerquetscht und in abnormer Lagerung. Ausserdem fanden sich noch ein Schädel (für sich allein), welcher oberhalb des ersten Skeletes lag, und verschiedene Artefacte, welche nicht

bei den Skeleten lagen. Von den Artefacten, welche bei den Skeleten lagen, sind zu erwähnen: vier Armringe, eine lange Bronzenadel, zwei kleine Ringe aus einer lignitartigen Masse, Bronzeringelchen, Spiralfibeln, ein kleines Messer aus Eisen (der einzige Eisengegenstand). Weiters wurden ausser dem Topfe, welcher bei jedem Skelete lag, nicht in der unmittelbarsten Nähe derselben, gefunden: verzierte Topfscherben, Ziegelstein ähnliche Bruchstücke mit eigenthümlichen Verzierungen, abgerundete Granitstücke und eine kleine durchbohrte Thonplatte, $6^1/_2$ Centimeter im Durchmesser und $1^3/_4$ Centimeter dick, mit einer schriftartigen Zeichnung (Fig. 2), und endlich eine Menge Thierknochen, hauptsächlich vom Rind.

3. In der Lahn.

Ueber diese Localität sagt Baron v. Sacken (a. a. O. S. 150):

„Eine kleine Strecke südlich vom Markte, am Eingange des von den steilen Abstürzen des Salzberges und des Hirlaz begrenzten Echernthales fand ein Grundbesitzer im Jahre 1830 beim Graben eines Brunnens ein wohl zubehauenes architektonisches Bruchstück mit drei 1 Zoll breiten, unten abgerundeten Cannelüren. Das 9 Zoll hohe, 5 Zoll breite Stück besteht aus Urkalk, der in der Gegend nicht vorkommt. Ferner fand man mehrere grosse Hausteine aus demselben Materiale, einen von $7^1/_2$ Fuss Länge und $3^1/_2$ Fuss Breite, mit einer rechteckigen Vertiefung auf der oberen Fläche, endlich eine zerbrochene Platte aus Marmor, die vermuthlich mit einer Inschrift versehen war; die letzteren Steine liess der Grundeigenthümer verkleinern und verwenden.

„Diese Funde veranlassten Herrn Ramsauer, von der irrthümlichen Ansicht ausgehend, die Stadt, welche die beim Rudolfsthurme Bestatteten bewohnten, sei einst in der Nähe des Leichenfeldes gestanden und durch eine grosse Erdrevolution bis zum See abgerutscht (!), bei der k. k. Akademie der Wissenschaften um Subvention behufs weiterer Nachgrabungen im Echernthale anzusuchen. Diese wurde ihm auch im Jahre 1858 zu Theil und in Folge dessen die weitere Nachgrabung an der früheren Fundstelle begonnen.[1])

[1]) S. Arneth, archäologische Analecten in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie XL, S. 697 ff.

„Man stiess in einer Tiefe von 3 Fuss auf ein System von rechtwinkelig zusammenstossenden Mauern, offenbar die Fundamente eines in mehrere Gemächer getheilten Gebäudes, in einer grösseren Tiefe von 5 Fuss auf die Spuren eines römischen Grabes. Dieses bestand in einer Lage von Kohlen, mit einer Menge von kleinen Knochen vermischt; sie hatte eine Mächtigkeit von 2 Zoll. Dabei waren folgende Grabesbeigaben: 1. Eine bauchige Flasche mit ziemlich engem Halse und trichterförmiger Mündung, aus sehr dünnem, weissem, ganz durchsichtigem Glase, 6 Zoll hoch, geschmückt mit mehreren quer herumlaufenden feinen Fäden aus dem gleichen Materiale. 2. Ein $3^1/_2$ Zoll hohes, ausgebauchtes, henkelloses Näpfchen aus Terra sigillata mit hellrothem Firniss. 3. Vierzehn Knöpfe von $^3/_4$—1 Zoll Durchmesser, unten flach, oben convex aus Glaspasta, drei von weisser, vier von schwarzer, sieben halbkugelförmige von röthlichbrauner Farbe, sämmtlich undurchsichtig. 4. Ein Stück geschmolzenes weisses Glas. 5. Eine Bronzemünze (Sesterz Ae. 1) von Antonius Pius (ANTONINVS AVG PIVS P. P. TR. P. COS III. Rev. TIBERIS) vom Jahre 143 nach Christo.

„Ganz in der Nähe dieser Stelle fand man die Reste eines grossen Grabmonumentes, zu dem offenbar auch die schon früher an derselben Stelle gefundenen, oben beschriebenen architektonischen Stücke gehören. Von der Inschriftplatte ist noch die linke Ecke, $9^1/_2$ Zoll lang, 7 Zoll hoch, erhalten, mit der gegliederten Umrahmung und einem schön und rein eingemeisselten T, dem Anfange der Inschrift. Sehr schön ist der Giebel, welcher das Denkmal krönte, 4 Fuss lang, 1 Fuss 8 Zoll hoch; er war auf ein mit Zapfenlöchern versehenes Gesimse aufgesetzt. Er zeigt in ziemlich hohem Relief das Brustbild einer Frau innerhalb eines, ein Medaillon bildenden Kranzes, von vorne gesehen. Sie trägt die faltige Stola mit weiten Aermeln, der Hals und der rechte Arm sind mit Ringen geschmückt, in der linken Hand hält sie einen Vogel (die Taube der Venus? also vielleicht eine Braut), auf den sie mit der rechten Hand deutet. Der gewellte, anliegende, wie eine Kappe in's Genick reichende Haarputz erinnert an den der Julia Soaemias. Zur Rechten des Bildnisses sieht man eine weibliche Figur, auf Felsen liegend, den Kopf in die rechte Hand gestützt. Von der Schulter fällt ein Gewand

herab, welches den Rücken bloss lässt und nur um die Beine geschlungen ist; die Gestalt wendet dem Beschauer den Rücken zu, das etwas aufwärts gewendete Gesicht ist nur im Profil sichtbar. Ohne Zweifel ist hier die Nymphe des Gebirges dargestellt, welche um die Verstorbenen trauert. Auf der anderen Seite des Medaillons steht Amor als Todesgenius, auf die umgestürzte Fackel gelehnt, den Kopf gesenkt; er hat Köcher und Bogen abgelegt, die neben ihm stehen.

„Die Arbeit ist zwar flüchtig und von dem handwerksmässigen Charakter, wie ihn die römischen Provinzialarbeiten so häufig zeigen, aber nicht ohne jenen sicheren Tact und eine gewisse Lebendigkeit, wie sie der noch nicht völlig in Verfall gerathenen Kunst eigenthümlich sind. Hiernach und wegen der charakteristischen Haartracht der Verstorbenen ist das Monument in die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts zu setzen. Es war, nach der wenigen Ausarbeitung der Rückseite zu schliessen, an eine Mauer gelehnt und muss eine Höhe von 8–9 Fuss gehabt haben. Der grobkörnige Marmor (Urkalk) stammt nach Simony wahrscheinlich aus der Gegend von St. Nicolo in der Sölkerscharte in Steiermark.

„In geringer Entfernung von diesen Resten wurde ein weiblicher Porträtkopf mit regelmässig um die Stirne gelegten Zöpfen ausgegraben; es ist bloss die Maske, rückwärts flach, mit edlen Zügen, ohne Andeutung der Augensterne; dabei lag eine grosse Menge von Marmorbruchstücken. Es ist zu vermuthen, dass noch ein zweites Grabdenkmal vorhanden war, zu dem dieser Kopf gehörte. Endlich stiess man bei Fortsetzung der Nachgrabungen auf ein zweites Grab, welches in ähnlicher Weise wie das erste ummauert gewesen zu sein scheint; es enthielt nebst Kohlen und Asche nur einige Geschirrfragmente und eine Bronzemünze (As, Æ II) von Domitian (IMP CAES DOMIT AVG GERM COS XV CENS PF . . Rev.: FORTVNAE AVGVSTI) vom Jahre 90 oder 91.

„Die Eigenthumsverhältnisse verhinderten weitere Nachforschungen; aber so viel geht schon aus den beschriebenen Funden hervor, dass wenigstens zu Anfang des dritten Jahrhunderts eine römische Ansiedelung zu Hallstatt selbst oder in dessen Nähe am Ufer des Sees bestand. Es bedarf keiner Erörterung, wie durchaus verschieden diese letzteren Funde

von denen des Grabfeldes beim Rudolfsthurme sind und dass zwischen beiden keine nachweisbare Beziehung besteht."

Diese Angaben finden ihre volle Bestätigung in den Resultaten der Ausgrabungen, welche Herr Bergrath Stapf im Herbste 1876 in der Lahn vornehmen liess.

Neue Gräberfunde in der Lahn.

Am 2. September 1876 wurde die Untersuchung und Aushebung mehrerer Gräben auf dem Wiesgrunde des früheren Salinenarbeiters Josef Zauner in der Lahn am linken Ufer des Baches, oder auf der nördlichen Seite des Thales vorgenommen. Herr Bergrath Stapf hat mir über diese Ausgrabungen den folgenden Bericht übergeben:

„Die Gräben, durchschnittlich 1 Meter breit und 1·6 Meter tief ausgehoben, führten auf eine 1 Meter breite Grundmauer, innerhalb welcher sich unter der Erde Mörtel mit rothen und schwarzen Topfscherben, Glas und Thierknochen durcheinander gemengt, vorfanden.

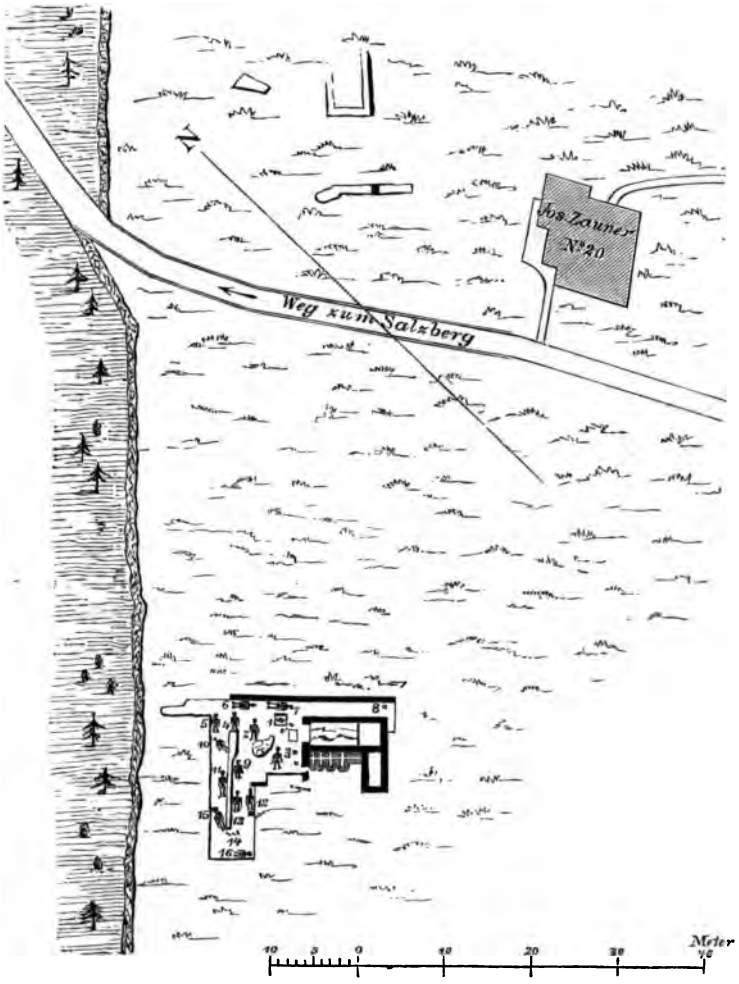
„Nachdem drei Gräben gezogen waren, ohne auf eine Begräbnissstätte oder einen anderen Gegenstand zu stossen, wurde ein weiterer Versuch auf der westlich gelegenen Wiesgrundfläche (der Bergweg ist mitten durch den Zauner'schen Wiesgrund gelegt) gemacht. Dort (siehe Fig. 3) ergab sich in kurzer Zeit, dass in der Tiefe von 0·72 Meter eine marmorähnliche, in vier Platten zertheilte und 0·03 Meter dicke Steinplatte, 0·30 Meter im Geviert, auf Schotter lag; darauf liegend fand sich ein menschlicher Schädel, neben diesem rechts ein Trinkbecher aus Glas, links ein gelber, ganz erhaltener Topf aus Thon, hinter diesem, etwas höher, eine 0·10 Meter dicke Steinplatte und unter demselben zwei schwarze Töpfe und eine schwarze Thonschale.

„Die weitere Nachgrabung führte auf ein von Nord nach Süd aufgebautes Grundmauerwerk und einen 1·3 Meter breiten Gang, welcher sich, nachdem das Mauerwerk durch 19 Meter Länge blossgelegt war, durch eine innere 0·60 Meter dicke und 9·7 Meter lange Mauer abgrenzte.

„Nach Herausnahme der beschriebenen Grabfunde wurde längs der Aussenmauer nördlich vorwärts gegraben, wo sogleich

neben dem ersten Grab ein Skelet (Nr. 2) in der Tiefe von 0·80 Meter gefunden wurde, welches von Ost nach West, somit in verkehrter Richtung gegenüber den Kelten lag. Neben

Fig. 3.



dem Kopfe stand ein schwarzthönerner Topf, unten rund und in vier Ecken gegen den Hals auslaufend, mit Einschnitten.

„Das dritte Skelet lag westlich von ersterem in gleicher Tiefe und Lage; man fand um die Füsse einen bronzenen

Gürtel gelegt und neben demselben eine Bronzemünze in der Grösse eines jetzigen Zwanzigkreuzer-Stückes, deren eine Seite das Bruststück des Kaisers Commodus zeigt, die andere Seite verkehrt eine stehende Figur, mit der einen Hand nach abwärts einen Schild haltend und die andere ausgestreckt. In der Nähe des dritten Skeletes wurde am 8. October eine zweite römische Bronzemünze ausgegraben mit dem Porträt des Kaisers Augustus.

„Das vierte Skelet, nördlich von dem zweiten in gleicher Tiefe und Lage, hatte ausser einem rechts neben dem Kopfe stehenden braunen glatten Topf keine weitere Beigabe.

„Das fünfte Skelet, ebenfalls 0·80 Meter tief mit der Lage von Ost nach West, hatte um den Hals eine blaue Glasperlenschnur und einen schwarzen Topf in der Nähe des Kopfes.

„Bei dem sechsten und siebenten Skelete, die nahe an der Aussenmauer gelegen, und zwar in der Lage von Süd nach Nord, fand sich ausser den rechts neben dem Kopfe stehenden schwarzen gebrochenen Töpfen nichts als Beigabe.

„Neben den an der inwendigen südlichen Mauer durchfahrenen Gang lag ein menschlicher Schädel ohne Körper (Nr. 8).

„Das gegen Westen am 6. October aufgefundene neunte Skelet hatte am Kopfe einen schwarzen gebrochenen Topf, um den Hals eine aus gelben, blauen und grünen Glasperlen bestehende Halskette und links am Kopfe eine beinerne Haarnadel mit geschnitztem Knopf, die Lage des Skeletes war von Ost nach West.

„Am 12. October wurde westlich vom fünften Skelete in einer Tiefe von 0·65 Meter ein zehntes Skelet, welches ziemlich von Nord nach Süd ausgestreckt lag, vorgefunden.

„Die Knochen waren sehr morsch, der Kopf zerdrückt und an der rechten Brustseite hatte das Skelet ein 0·25 Meter langes Eisenmesser. An der Kopfseite war kein Topf zu finden, welcher in der Regel noch bei jedem Skelete an der rechten Seite vorkam.

„An jenen Plätzen, ausser der Gebäudemauer, wo Skelete gefunden wurden, war gewöhnlich die Mörtel- und Aschenschichte nicht vorhanden und der Raum, den das Skelet einnahm, bis auf die Lagerstätte mit Erde angefüllt. Neben

dem zehnten Grabe, 3—4 Meter südlich davon entfernt, wurden zwei Bronzefibeln zertreut liegend aufgefunden.

„Die westliche weitere Aushebung der ausser dem Mauerwerk begonnenen Nachgrabung führte am 17. October auf zwei weitere Skelete (Nr. 11 und 12), welche 0·45 Meter tief in der Erde von Ost nach West in gewöhnlich ausgestreckter Lage angetroffen wurden.

„Das zwölfte Skelet war von grösseren Steinen, mit Erde gemengt bedeckt und hatte als Beigabe einen schwarzen Topf und einen zerbrochenen Becher aus Glas. Auch ein 145 Mm. langer eiserner Nagel und ein Thierknochen (Hund?) fand sich dabei.

„Das dreizehnte Skelet, etwa 0·5 Meter vom zwölften nördlich entfernt und 0·50 Meter unter der Erde, hatte die gleiche Lage, nur mit dem Unterschiede, dass dasselbe nicht auf dem Rücken, sondern nach der Seite lag; der rechte Arm war auf die Brust gebogen und der linke Unterarm quer über die Brust gelegt. Neben dem Kopfe rechts wurde ein schwarzer Topf in zerbrochenem Zustande gefunden.

„Die weitere westliche Grundaushebung durch 4 Meter Länge führte an der nördlichen Untersuchungsgrenze auf ein Skelet (Nr. 15), welches einstweilen unaufgedeckt blieb, dann in der Mitte des 4 Meter breiten Grabens auf mehrere durcheinander geworfene Menschenknochen (Nr. 14), Fuss, Arm und Rippen, ohne Kopf, und an der westlichen Untersuchungsgrenze stand noch beinahe an der Oberfläche das Skelet eines Kindes (Nr. 16) an, welches ebenfalls nicht herausgenommen wurde. Nachdem hier die Nachgrabung am weitesten westlich vorgeschritten war und ausserdem das Steingerölle immer näher zu Tage kam, so wurde zuletzt noch die Eingrabung im Innern des Gebäudes vorgenommen (siehe Grundriss), wo ein Feuerungscanal mit vier nacheinander vorkommenden Kreuzgewölben von 0·60 Meter Höhe und Breite mit inzwischen stehenden Mauerpfeilern, in welchen an den vorderen derselben wieder ein niederes Gewölbe von 0·37 Meter Breite und 0·40 Meter Höhe angebracht ist, zu Tage gebracht wurde.

„Die weitere Untersuchung und Blosslegung konnte in Folge des Schneefalles nicht mehr ausgeführt werden.

„Fig. 3, S. 311, gibt eine nähere Anschauung des aufgefundenen und zum Theil blossgelegten Grundmauerwerkes, der neben demselben gelegenen Skelete im Grundriss."

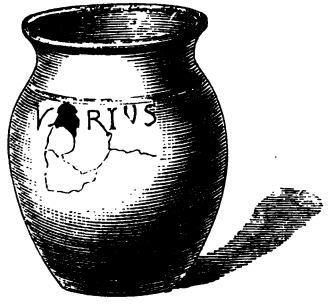
So weit der Bericht des Herrn Bergrath Stapf.

Die in diesem Berichte erwähnten Grabbeigaben wurden an das Landes-Museum Francisco-Carolinum in Linz abgegeben, die Skelete aber, da sie zu schlecht für eine Aufbewahrung schienen und in Linz nicht gewünscht wurden, bis auf zwei verhältnissmässig besser erhaltene weggeworfen.

Bei meinem Besuche in Hallstatt im Mai dieses Jahres fand ich diese beiden Skelete — es waren diejenigen aus dem Grabe 5 und 12 — glücklicherweise noch auf dem Bergamte aufbewahrt nebst den mit denselben gefundenen zerbrochenen Töpfen und dem zerbrochenen Thränenfläschchen zu Nr. 12.

Das in Herrn Stapf's Bericht erwähnte Grab Nr. 15, welches einstweilen unaufgedeckt geblieben war, wurde in meinem Beisein am 21. Mai dieses Jahres aufgedeckt. Es fand sich ein vollständiges Skelet, 1·70 Meter lang, auf dem Rücken liegend, gerade ausgestreckt, der Kopf gegen Osten, die Füsse gegen Westen. Der Schädel war zerdrückt und die Knochen so mürbe, dass dieselben zum grössten Theile nur in Bruchstücken herausgenommen werden konnten. Neben dem Schädel gegen Norden fand sich ein grösserer schwarzer Topf, dessen eine Hälfte aber in Scherben zerbrochen war, die so mürbe waren, dass sie nur zum Theil gesammelt werden konnten. Beim Putzen zeigte sich, dass dieser Topf, leider gerade an der zerbrochenen Seite, an der Aussenseite unter dem oberen Rande, eine eingekratzte Inschrift trug. Der erste Buchstabe ist ganz deutlich V, die vier letzten ebenso deutlich RIVS; nur das Mittelstück, auf welchem noch Raum für zwei Buchstaben ist, fehlt. Da sich aber neben dem ersten V (Fig. 5) noch der Ansatz zu einem A zeigt, so lässt sich das Ganze unge-

Fig. 4.



zwungen zu VALERIVS ergänzen, was wohl der Name des Begrabenen gewesen sein mag.

Das Skelet wurde in Wien auf's sorgfältigste restaurirt, und da mir Herr Bergrath Stapf auch noch die beiden schon im September herausgenommenen Skelete Nr. 5 und Nr. 12, die gleichfalls so weit erhalten waren, dass sie nach einiger Restauration zusammengesetzt werden konnten, übergab, so ist also das Museum nunmehr im Besitze von drei Skeleten aus den Gräbern in der Lahn, mit den betreffenden Beigaben, die seiner Zeit in der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des Hof-Museums neben den Grabfunden von den

Fig. 5.

beiden anderen Grabfeldern bei Hallstatt zur Aufstellung gelangen werden.

Ich habe diesen drei Skeleten die Nummern I (Nr 5), II (Nr. 12) und III (Nr. 15) gegeben. Alle drei sind Skelete von männlichen Individuen im Alter von 30 bis 50 Jahren. I 1·52 Meter lang, circa 40 bis 50 Jahre alt, II 1·59 Meter lang, circa 40 Jahre alt, und III 1·70 Meter lang, circa 30 Jahre alt.

Indem ich die nähere osteologische und namentlich die craniologische Beschreibung einer späteren Gelegenheit vorbehalte, kann ich doch nicht umhin, schon hier die Maasse des besterhaltenen Schädels von dem Skelete I (Nr. 5) wieder nach dem von Herrn Felix v. Luschan gegebenen Schema anzuführen:

U 510
S 373 = 129 + 131 + 113
Basis 102, 110, 119, 98
L 182 *H* 133 *Bp* 139
Bs 87 *BS* 110 *Bh* 110
GH 119 *GB* 113
BL 763 *HL* 730 *J* 1420.

Diese Zahlen entsprechen einer subdolichocephalen Schädelform von vorherrschend germanischem Typus (nach Hölder).

Ich bemerke hiezu, dass diese Skelete in der Lahn sowohl der Race als auch der Zeit nach wohl ganz identisch sind mit den beiden Skeleten (ein weibliches und ein männliches), welche im December 1837 am Birglstein bei Salzburg auf dem bekannten römischen Leichenfelde ausgegraben und im städtischen Museum Carolino-Augusteum zu Salzburg aufbewahrt sind. Bemerkenswerth für diese Salzburger Skelete ist, dass dieselben 2 Fuss tiefer als die auf dem genannten Leichenfelde in so grosser Anzahl ausgegrabenen römischen Steinurnen mit Leichenbränden aufgefunden wurden.

In anthropologischer Beziehung ist ferner die Thatsache sehr auffallend, dass die moderne Bevölkerung von Hallstatt einem ganz anderen Racentypus angehört als derjenige ist, den die Skelete der alten Leichenfelder, soweit solche bis jetzt vorliegen, ausnahmslos zeigen. In der Friedhof-Capelle in Hallstatt liegen hunderte von in den letzten Decennien aus dem Friedhofe ausgegrabenen Schädeln, die alle einen so ausgesprochen brachycephalen Typus zeigen, als hätte man es hier durchaus mit einer Bevölkerung von sarmatischer Race (nach Hölder) zu thun. Der einzige Langschädel, den ich hier nach langem Suchen fand, trug den Namen Alois Hofer.

Was die Beigaben in den Gräbern an der Lahn betrifft, so sind die bei den Skeleten stets in nächster Nähe des Schädels gefundenen Töpfe alle von derselben Form, wie der in Figur gebildete, aber von etwas verschiedenen Dimensionen:

	Höhe	Durchmesser am oberen Rande	Durchmesser an der Basis	Grösster Umfang
Topf ad I	0·140 Meter	0·115 Meter	0·060 Meter	0·395 Meter
„ „ II	0·135 „	0·102 „	0·063 „	0·395 „
„ „ III	0·155 „	0·123 „	0·85 „	0·445 „

Diese Töpfe bestehen alle aus derselben schwarzgrauen, wenig glimmerigen und mit kleinen eckigen Kalksandkörnern gemengten, nur wenig gebrannten Masse, die durch das Ausfallen der Kalkkörner an der Oberfläche löcherig erscheint. Sie sind deutlich gedreht, nicht aus der freien Hand gearbeitet, und unterscheiden sich sowohl dadurch, als auch durch die Form von den Thongefässen aus den Gräbern am Salzberg, von denen keines gedreht erscheint.

Höchst bemerkenswerth ist der thönerne Topf ad III mit der eingeritzten Inschrift, an der Aussenseite des Gefässes unter dem Rande: VALERIVS, ein römischer Familienname, der seiner Zeit so verbreitet war, wie unser „Schmid" oder „Müller", ein Name, den wohl auch ein Germane unter römischer Herrschaft angenommen haben mag.

Da wir es in der Lahn, wie die Beigaben erweisen, jedenfalls mit Gräbern aus der römischen Zeit (ich sage absichtlich nicht mit römischen Gräbern), vielleicht aus dem zweiten Jahrhunderte n. Chr. zu thun haben, so erinnere ich daran, dass in römischen Gräbern Gefässe mit an der Aussenseite unter dem oberen Rand eingeritzten Aufschriften wiederholt, wenn auch nicht allzuhäufig, gefunden wurden. Im römisch-germanischen Central-Museum zu Mainz zeigte mir Herr Dr. Lindenschmit zwei solche Exemplare: eine topfförmige Urne von derselben Form, Grösse und Mache wie der Topf aus der Lahn, mit der Aufschrift: Majoris (= den Ahnen), aus dem Römercastell bei Mainz, und einen römischen Trinkbecher aus Thon mit der Inschrift: Juvenis aus einem Grabe am Fusse des Hauptsteins bei Mainz. Ebenso habe ich im Museum zu Wiesbaden, einen römischen Weinkrug mit der Inschrift: Amaturi (= dem Liebhaber) gesehen.

Bei dem Skelete II wurden noch Scherben von einem lichtbraunen krugförmigen Gefässe aus feinem geschlemmtem glimmerreichem Thon mit Reihen von Wellenlinien gefunden, wie sie auf Krügen aus dem römischen Leichenfelde vom Birglstein bei Salzburg vorkommen (im Salzburger Museum).

Das zweite Grab, welches in meiner Anwesenheit am 21. Mai auf dem Zauner'schen Wiesgrunde geöffnet wurde (Nr. 16 in obigem Berichte), enthielt ein gänzlich zerdrücktes, nicht erhaltbares Skelet in ganz unregelmässiger Lage, als ob der Körper senkrecht in eine enge Grube ge-

zwängt worden wäre. Ein schwarzer thönerner Topf, südlich vom Skelete, war wieder die einzige Beigabe.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Begräbnissstätte in der Lahn noch eine weitere Ausdehnung hat, als durch die bisherigen Nachforschungen festgestellt ist; denn auch in dem Garten des Bergführers und Marmorschleifers Ritzinger (vulgo Friedl) sind wiederholt bei den Gartenarbeiten zufällige Funde gemacht worden, und ich selbst habe von Ritzinger einen zertrümmerten Menschenschädel, eine römische Fibula von der gewöhnlichen Form (Bogen mit einer Querstange mit Knöpfen in der Mitte und an den Enden), und verschiedene Eisengegenstände (darunter: Dreizack), die hier gefunden wurden, acquirirt.

Auch bei Agatha, am unteren (nördlichen) Ende des Hallstätter Sees sind in den Jahren 1875 und 1876 die Reste einer römischen Niederlassung (Bad) aufgedeckt worden. Die zahlreichen Gegenstände, welche hier ausgegraben wurden, darunter zahlreiche Scherben von Gefässen aus terra sigillata sah ich in dem ärarischen Gebäude am Steg aufbewahrt.

Schliesslich ist es mir eine angenehme Pflicht, Herrn Bergrath J. Stapf in Hallstatt meinen aufrichtigsten Dank auszudrücken für den warmen Eifer und die ausgezeichnete Umsicht, mit welcher er diese Ausgrabungen geleitet hat.

Ueber prähistorische Bauart und Ornamentirung der menschlichen Wohnungen.

Von

Dr. **M. Much.**

Vortrag, gehalten in der Monatsversammlung der Anthropologischen Gesellschaft am 11. December 1877.

Wenn wir die Paläste aus Stein und Eisen betrachten, welche heute in den grossen Städten gebaut werden, so sollte man glauben, dass sie für die Ewigkeit errichtet werden, und doch bin ich der Ueberzeugung, dass viele derselben spurlos verschwunden sein werden, während man noch immer Reste jener scheinbar nur wenige Winter überdauernden Wohnungen

aus der Erde graben wird, die vor Jahrtausenden aus so vergänglichen Stoffen, wie Ruthen, Reisig, Schilf und Lehm dürftig zusammengeheftet worden sind. Denn bei mangelnder Erkenntniss und unvollkommenen Werkzeugen konnten die menschlichen Wohnungen nur aus derlei leicht erreichbaren und fügsamen Stoffen bestanden haben, die aber den Einwirkungen der Natur nur kurzen Widerstand entgegen zu setzen vermögen und rasch zerfallen. Die erbärmlichen Reste dieser frühesten Wohnungen der Menschen haben schon manche stattliche Burg überdauert, und es scheint daher kein so gewagtes Unternehmen, von Werken zu reden, die aus solch' vergänglichen Stoffen gemacht sind. Und wenn wir an ein solches Unternehmen herantreten und es nicht ohne Erfolg durchführen, so thun wir es mit der Ueberzeugung, dass der redlichen Forschung nichts, und wäre es noch so unscheinbar, verborgen bleiben wird, und mit der gegründeten Hoffnung, die Schicksale, die Entwickelung des Menschengeschlechtes aufklären und verfolgen zu können bis zu seinem Werden.

Ich will jedoch gleich im Vorhinein bemerken, dass ich mich bei der Besprechung dieses Gegenstandes insoweit beschränke, als ich an die Erscheinungen in unseren Ländern, insbesondere in dem mir etwas näher bekannten Niederösterreich anknüpfen kann.

Aus den Mittheilungen des Grafen Gundaker Wurmbrand[1]) wissen wir, dass auch in Niederösterreich, auf den weitgestreckten Thalflächen des unteren Thayalaufes der Mensch ein Zeitgenosse des Elephanten gewesen, dass er diesen durch die Ueberlegenheit seines Geistes zu stellen, sich seiner zu bemächtigen wusste, dass ihm sein Fleisch zur Nahrung diente. Die zerschlagenen Knochen dieses Thieres mit jenen des Rhinozeros und des Pferdes in Lager von Kohle und geschwärzter Erde gebettet und die Feuersteinwerkzeuge, die dabei lagen, geben ein unwiderlegliches Zeugniss hievon.

Anderwärts wohnte zu dieser Zeit der Mensch in Felshöhlen. An der Thaya fehlte ihm eine solche Wohnung, und wir müssen daher annehmen, dass er sich irgend eine ge-

[1]) Die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammuth, Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. III. S. 123.

schaffen hat. Um aber den Nachweis dafür zu liefern, muss ich etwas weiter ausholen.

Graf Wurmbrand sagt über die Fundstelle Folgendes: „In Joslowitz an der österreichisch-mährischen Grenze fand ich in einem Ziegelschlage, der an dem Abhange des Hügels sich befindet, worauf das Schloss erbaut ist, unter einer acht Klafter hohen Lössablagerung, eine schwärzliche Culturschichte mit den Resten diluvialer Thiere, mit von Menschen bearbeiteten Feuersteinsplittern und mit Holzkohletheilchen, welche unmittelbar auf einem Sande liegt, welcher der unteren miocänen Stufe des Wiener Tertiärbeckens nach den Funden der Ostrea crassissima angehört.

„Der Schlosshügel schliesst das Thaya- und Deinischbachthal ab. Er besteht selbst aus diesem letztgenannten Sand, mit Sandsteinkugeln und Sandsteintrümmern gemengt. Die Lössauflagerung findet sich nur gegen Norden, also gegen die circa 700 Klafter entfernte Thaya zu, welche nach den Thalwänden zu schliessen, einstens ein höheres Niveau hatte und wie die Seine an den Uferwänden einestheils abnagte, anderntheils aufhäufte. Hat sie nun etwa auch hier die Culturschichte bilden können? Letztere bildet zwischen den beiden genannten Formationen ein schmales, nur sechs Zoll breites Band, welches sich, so weit der Durchschnitt es verfolgen lässt, mit nur wenigen Unterbrechungen unmittelbar an die durch den Sand gebildete Linie anschliesst, in der halben Höhe des Hügels aber erst beginnt und sich unter der Thalsohle fortzusetzen scheint. Die Knochen sind nur theilweise gesplittert und zeigen hie und da theils die von Fraas bezeichneten runden Schlaglöcher mit dem Bärenkiefer, theils kleine Einschnitte in die äussere Knochensubstanz. Vorläufig wurde das Pferd, der Elephant und das Nashorn bestimmt. Die Feuersteine, oder besser: Hornsteine, gehören demselben Gestein an, wie es sich im nordwestlichen Mähren stellenweise finden lässt. Die Formen sind hier, weil das Material ein weit ungünstigeres als das des Kreidefeuersteines ist, willkürlicher und überhaupt kleiner, doch lassen sich vorzüglich die Messer bestimmt als menschliche Artefacte erkennen. Die Wichtigkeit des Fundes wird wesentlich aber durch die Holzkohle bestimmt und durch die chemische Analyse der Erde selbst:

„Sie schwärzt sich beim Glühen, enthält also organische Substanz, sie gibt beim Erhitzen mit Natronkalk eine starke Reaction auf Ammoniak, eine stärkere als durch den natürlichen Ammoniakgehalt thoniger Erdarten veranlasst wird, so dass hier eine Absonderung und ein Niederschlag durch das Wasser mir nicht wahrscheinlich scheint.

„Wenn auch ähnliche Hornsteinsplitter im Thayagebiete auf der Oberfläche sich vorfinden lassen, so ist dies doch nicht in unmittelbarer Nähe von Joslowitz der Fall, und die Scharfkantigkeit derselben lässt uns an einen längeren Transport durch Wasser nicht glauben. Weit weniger denkbar ist dies aber noch, wenn wir uns den gleichzeitigen Transport von Holzkohle und derjenigen Substanzen vorstellen wollen, welche wir in der Culturschichte heute noch als restliche Spuren entdecken können. Hier kann offenbar, denke ich, nur ein Lagerplatz, eine zeitliche Besiedlung angenommen werden, wobei alles dort Vorkommende auch als gleichzeitig angesehen werden muss. Dass dieser Lehm gleichalterig mit Mammuth und Nashorn ist, habe ich in zwei Funden bestätigt gesehen, die ich in Niederösterreich machte. Auch da lagen Mammuthknochen, die nun im Gymnasial-Museum von Hollabrunn aufbewahrt sind, und der Theil eines Nashornschädels, den ich selbst besitze, unter mehr und minder hoher Lössdecke. Obwohl auch dorthin der Transport von Hornsteinsplittern ebenso leicht oder ebenso schwierig gewesen wäre als in Mähren, suchte ich doch vergeblich nach ihnen. Als Löss kennzeichnete sich der Lehm ausser seiner gleichförmigen Lagerung durch das Vorkommen der gewöhnlichen Lössschnecken aus den Gattungen Lymnaeus, Helix, Pupa etc.“

Graf Wurmbrand schliesst also aus dem zweifellosen Umstande, dass das Mammuth, das Rhinozeros und Pferd in der Zeit der Lössbildung hier gelebt haben — denn anders lassen sich deren zahllose Reste mitten in den Lösslagern nicht deuten — dass auch die in den Löss eingebetteten menschlichen Lagerstätten bei Joslowitz mit den zerschlagenen Knochen eben dieser Thiere, mit Kohlen und mit Feuersteinartefacten der Zeit der Lössbildung angehören.

Bei der sehr beweglichen und verführerischen Natur des Löss ist es jedoch geboten, den Gegenstand noch zu prüfen.

Die meisten Geologen sind jetzt der Ansicht, dass der Löss ein Niederschlag in stehenden Gewässern ist. Nur wenige, wie Volger, Mohr (mit seinen Lösswiesen!) von Richthofen (Verwitterung und Winde) erklären ihn für eine Landbildung, bei der das Wasser nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt, andere, wie Petrino und Jentzsch, halten die Ansicht aufrecht, dass er ein Product der Ströme sei, wobei man sich hauptsächlich auf den Umstand stützt, dass der Löss Land-Conchylien einschliesst, und dass einer der mächtigsten Ströme der Erde, der Nil, noch heute dem Löss analoge Ablagerungen erzeuge.

Graf Wurmbrand scheint sich nun dieser letzteren Anschauung angeschlossen zu haben, was zum Theile auch aus seinem bei der Naturforscher-Versammlung zu Graz im Jahre 1876 gehaltenen Vortrage hervorgeht, und folgerichtig ist auch nur bei der Aufrechthaltung der Ansicht von der Ablagerung des Löss durch fliessendes Gewässer, die Gleichzeitigkeit menschlicher Lagerstätten im Löss mit der Lössbildung denkbar.

Es ist hier allerdings nicht der Ort und nicht meines Berufes, die Bildung des Löss zu besprechen; es sei mir aber doch gestattet zu bemerken, dass der Löss eben nur in zweifellosen ehemaligen Wasserbecken sich vorfindet, dass er Flussthälern, die nie ein solches Wasserbecken gebildet haben, namentlich in den oberen Stromläufen ganz fehlt, und dass der Vergleich mit dem Nil unstatthaft ist, weil dieser Strom zur Zeit seiner Ueberschwemmung nicht mehr als ein im Laufe unbeirrtes Gewässer zu betrachten, sondern seit so vielen Jahrtausenden durch unzählige Canäle, Dämme und Seen geregelt und geleitet ist, ja dass der Nil viel mehr für eine Ablagerung in stehendem als in fliessendem Wasser spricht, weil er gerade zur Zeit dieser periodisch wiederkehrenden Ablagerung durch seine Stauung eher wie ein stehender See als wie ein Strom erscheint.

Ich will noch der bekannten Scala gedenken, welche für die fortschaffende Kraft des fliessenden Wassers nach Maassgabe der Geschwindigkeit desselben mehrfach beobachtet und aufgestellt worden ist, um daran zu erinnern, dass schon eine sehr bedeutende Zurückstauung des Wassers dazu gehört, um es zu verhindern, solch' suspensible Theilchen, aus denen

der Löss besteht, mit fortzuführen und es zu nöthigen, dieselben auf den Boden gleichmässig niederzuschlagen.

Das Vorkommen von Land-Conchylien im Löss ist aber sehr leicht durch einen Vorgang erklärt, den ich an den Ufern der Alpenseen wiederholt zu beobachten Gelegenheit hatte. Wenn bei stärkerem Regen, namentlich bei plötzlichem Gewitterregen, die kleinen Bäche und Wasseradern rasch anschwellen und einigermassen über die gewohnte Höhe steigen, so nehmen sie zahllose, mit Vorliebe an den feuchten Uferränden lebende Landschnecken mit sich fort und führen sie in den See. Durch die eingeschlossene Luft halten sich sowohl lebende Schnecken als auch leere Gehäuse lange Zeit schwimmend auf dem Wasser, auf dem sie zum Theile durch die Winde zerstreut, zum Theile in ruhigeren Buchten angesammelt und mit allerlei Gerinnsel an die Ufer angelegt werden. [1]) Doch Winde und Wellen lassen ihre Beute nicht mehr los, und wenn der Seespiegel nicht rasch fällt, so ist in einiger Zeit all' dies Gerinsel mitsammt den Landschnecken vom Ufer wieder hinweggeholt, und die Schnecken sinken in dem Maasse, als sie die eingeschlossene Luft allmälig abgeben, in die Tiefe.

So wird man einmal nach vielen Jahrtausenden, wenn endlich alle unsere schönen Alpenseen ausgefüllt sein werden, in einer zweifellosen Bildung eines stehenden Gewässers Landschnecken zwischen den Bivalven des Sees finden. In gleicher Weise aber führten einst plötzliche Anschwellungen der Bäche den Seebecken, in welchen der Löss niedergeschlagen wurde, die Land-Conchylien zu, zugleich mit dem mehr oder minder abgerundeten, mehr oder minder feinen Sande, der sich zuweilen mitten im Löss findet.

Zuletzt genügt ja doch die unbefangene Beobachtung der Wirkungen der Ströme und Bäche oder des Windes, namentlich in unserem Klima, um sofort zu erkennen, dass sie mehr abtragen als aufbauen, dass sie wohl bei Zurückstauungen in abgedämmten Armen beschränkte Strecken mit lössähnlichem Niederschlage, niemals aber so ausgedehnte, viele Quadrat-

[1]) An geeigneten Stellen werden derlei Landconchylien nach wirklich geschehener Zählung oft zu vielen Tausenden zusammengetragen.

meilen grosse Flächen so mächtig und namentlich in so gleichmässiger Weise bedecken können, wie sich uns etwa die gewaltige Lössdecke des Tullner Beckens zeigt, deren letzten Rest wir im „Wagram", dem einstigen Steilrande der Donau erkennen.

Nur in Seebecken konnte eine solche Bildung vor sich gehen, ob wir uns nun diese Seebecken durch die Inundation der Tiefländer in Folge der periodischen Schwankungen des Meeresspiegels nach der Theorie Schmick's gefüllt denken oder in Folge des durch das Schmelzen des Polareises bei der Umsetzung der Vergletscherung überhaupt gestiegenen Meeres nach der Theorie Adhémars'. Wenn nun der Löss eine Bildung im Seebecken ist, so ist es geradezu undenkbar, dass menschliche Lagerplätze mit ihm gleichalterig seien, denn mitten in ihm konnten sich eben nur Dinge ablagern, die hoch vom Wasser überfluthet waren. Ganz anders ist es hiebei mit den vom Löss eingeschlossenen Knochenresten von Landsäugethieren, als mit den nicht getrifteten und aus ganz heterogenen Theilen bestehenden Resten menschlicher Lagerstätten. Tausende von Thieren sind an die grossen Binnenseen zur Tränke gekommen, wo sie, durch trügerische Uferstrecken verführt, im Schlamme verunglückten und an Ort und Stelle versanken, oder von den Wellen weiter getragen und tieferen Stellen zugeführt wurden, um endlich auch hier zu versinken. So kommen heute noch Tausende von Rindern der am La Plata in halbwildem Zustande weidenden Heerden lechzend nach Wasser an den Strom und gehen im Schlamme der zurückgetretenen Ufer zu Grunde.

Wenn nun auch an der Thatsache nicht gerüttelt wird, dass der Mensch, dessen Lagerplätze der Löss bei Joslowitz mit seinen Werkzeugen und Knochentrümmern des Mammuth einschloss,[1]) ein Zeitgenosse dieses Thieres gewesen ist, so ist es doch zweifellos, dass diese Lagerplätze nicht gleichalterig mit der Lössbildung sein können, daher jünger sein müssen.

Es ergibt sich ferner daraus als folgerichtig, dass die Mammuthjäger an der Thaya nicht der Periode der Eiszeit

---

[1]) Die Fundstellen sollen durch das Vorrücken der Abgrabung *bereits* erschöpft sein.

angehören, sondern erst nach Abschluss derselben hier gelebt haben können.

Es ergibt sich daraus endlich mit unabweislicher Nothwendigkeit ganz allgemein, dass menschliche Skelete oder Skelettheile aus dem Löss nur dann als gleichalterig mit der Lössablagerung angesehen werden können, wenn sich nachweisen lässt, dass sie in ähnlicher Weise in den Löss gelangt sind wie die Reste diluvialer Thiere, die wir in demselben finden. Sobald aber diese menschlichen Skeletreste in Begleitung von Knochen der von ihm verzehrten Thiere, von Kohle, von Artefacten erscheinen — ganz abgesehen davon, ob diese nun aus Stein, Bronze oder Eisen sind — dann müssen wir sie nothwendiger Weise in eine Zeit versetzen, die der Bildung des Löss und der Entleerung der Lössseen erst lange nachher gefolgt ist. Um so weniger aber dürfen wir eine solche Gleichalterigkeit annehmen, wenn sich bei den Knochenresten auch nur entfernte Spuren eines Begräbnisses im Löss zeigen sollten.

Wie kamen aber diese Reste der Lagerplätze fast 16 Meter tief in den Löss?

Hofrath Ecker in Freiburg hat ähnliche in den Löss eingebettete Lagerplätze, wie es die Joslowitzer sind, im Rheinlöss bei Munzingen unweit Freiburg gefunden.[1])

Von der unabweislichen Anschauung ausgehend, dass Fundstücke nur deshalb, weil sie im Löss gefunden wurden, nicht als gleichzeitig mit der Lössablagerung angesehen werden dürfen, dass ferner diese Lagerplätze nicht einer der Lössablagerung vorhergehenden Zeitperiode angehören können, weil sie sich eben mitten im Löss, nicht unter demselben befinden, erklärt er das Vorkommen derselben im Löss dadurch, dass wahrscheinlich die Menschen jener Zeit an den Ufern des oberrheinischen Lösssees ihre Niederlassungen hatten und dass diese bei einem raschen Steigen des Seespiegels überfluthet und im Löss begraben wurden.

Ecker fügt hinzu, dass diese Erklärung bei der beweglichen Natur des Löss nur eine Annahme sei, und deutet auf

---

[1]) Ueber eine menschliche Niederlassung aus der Renthierzeit im Löss des Rheinthales bei Munzingen unweit Freiburg. Archiv für Anthropologie, VIII. Bd., S. 87.

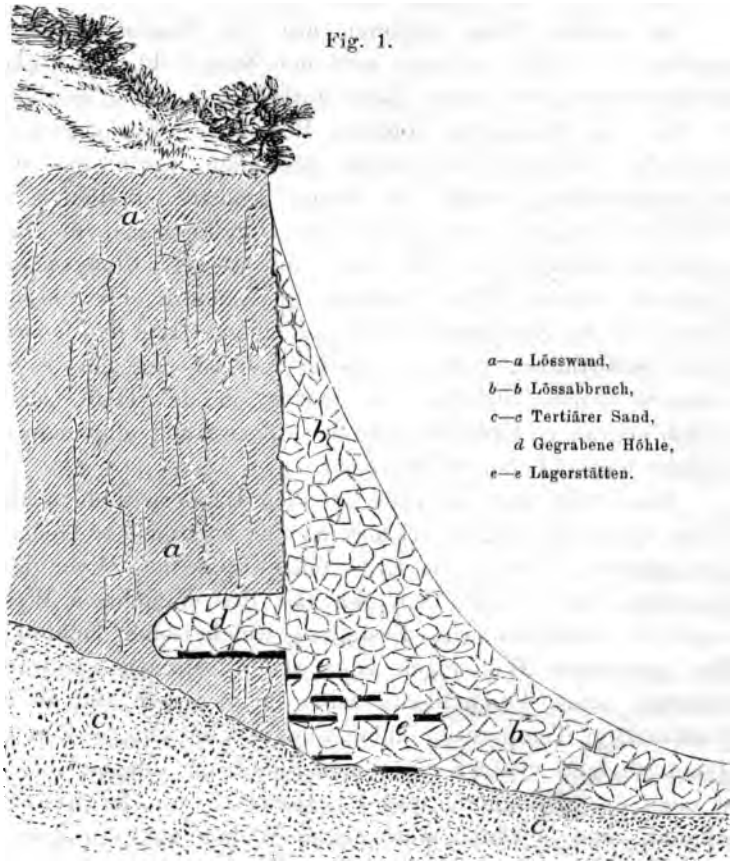
eine andere Erklärung hin, ohne letztere indess völlig auszuführen und zu acceptiren, obwohl es nur noch eines Schrittes bedurft hätte, um das einzig Richtige zu treffen.

Nach meinen eigenen Wahrnehmungen befinden sich die mehrerwähnten Lagerplätze von Joslowitz am Grunde einer mächtigen Lösswand, welche einst durch Abspülung der jetzt etwa 1360 Meter entfernten Thaya entstanden ist. Wie bekannt, bricht der Löss in senkrechten Wänden ab, was man deutlich in allen, unsere Lössgegenden durchschneidenden Hohlwegen beobachten kann. Am Fusse dieser Lösswand hatten nun offenbar die Mammuthjäger ihre Lagerstätte aufgeschlagen, angezogen zum Theile durch den natürlichen Schutz gegen Wind und Wetter, den sie gewährte, zum Theile durch die Nähe des fischreichen Flusses. Aber die Mammuthjäger hatten sich mit den offenen Lagerstätten nicht begnügt, sondern sich auch in die Lösswand eingegraben und hier durch künstlich gegrabene Höhlen das ersetzt, was ihnen die Natur anderswo freiwillig gewährte. Wie geeignet der Löss zu derlei Aushöhlungen ist, weiss Jeder, der unsere Weinbaugegenden kennt, in denen man unzählige Male die Weinkeller in den Löss getrieben finden wird, ohne dass diese einer Ausmauerung bedürfen. Sowohl in diesen kleinen gegrabenen Höhlen, als namentlich vor denselben blieben die Reste der Mahlzeiten in Gestalt von Kohle, zerschlagenen Knochen der verzehrten Thiere und der dabei gebrauchten Feuersteinmesser zurück.

Bei dem weiteren, durch den Einfluss der Atmosphärilien bewirkten Abbrechen der Lösswand fielen die Trümmer und Brocken auf die Lagerplätze am Fusse der Wand und überdeckten sie, worauf vielleicht neuerdings Herde errichtet und Mahlzeiten gehalten wurden. Durch letzteres würde das Uebereinanderliegen der durch Lössschichten getrennten dunkleren Lagerplätze erklärt. Allmälig aber und lange nachdem die Lagerstätten verlassen waren, wuchsen die herabgestürzten Brocken doch zu einer beträchtlichen Halde an und verschütteten nicht nur die Lagerstätten, sondern auch die künstlichen Aushöhlungen vollends und verbanden sich mit der Wand wieder so vollständig und innig, dass eine Grenze zwischen derselben und den herabgebrochenen Massen sich nicht angeben und daher auch Gestalt und Grösse der Höhlungen nicht mehr erkennen lassen. Ohne Zweifel

haben sich auch im Innern der Höhle selbst Brocken von der Decke losgelöst und durch ihr Herabbrechen die Ausfüllung derselben beschleunigt. Es ist klar, dass dort, wo die volle Höhe der ganzen Lössschichte über einem derartigen Lagerplatze der Mammuthjäger (unter 15 Meter Tiefe) gelegen war, nicht mehr die Rede von einem solchen Platze vor den Höhlen

Fig. 1.



sein kann, sondern dass hier die Menschen sich in die Lössmasse hineingegraben haben mussten und dass nur jene Plätze, welche von einer geringeren Lössschichte bedeckt waren, die vor den Höhlen gelegenen Lagerstätten bezeichnen.

Wir sind also, allerdings auf einem längeren Umwege, zu der Ueberzeugung gekommen, dass zu den ältesten Wohnungen der Menschen Erdhöhlen gehören, welche sie sich selbst, viel-

leicht durch anderwärts vorgefundene natürliche Höhlen hiezu angeregt, gegraben haben, in und vor welchen sie ihr Mahl bereiteten und verzehrten.

Künstliche Höhlenwohnungen dieser Art sind die gegrabenen Höhlen, die sogenannten Heidenlöcher, in der Umgebung von Ueberlingen am Bodensee,[1]) wenn sie auch vielleicht nicht derselben Zeit angehören.

In solcher Weise wohnten also die Mammuthjäger in unseren Gegenden, und man wird den Satz wohl ohne Gefahr verallgemeinern und weiter dahin ausführen können, dass dort, wo den uns bekannten ältesten Bewohnern Europas weder natürliche Felshöhlen zu Gebote gestanden, noch eine Oberflächengestaltung, welche die Anlage künstlicher Höhlen mit seitlichem Eingange ermöglichte, blosse Erdlöcher in die Tiefe gegraben worden sind, die dann mit Reisig, Rinde u. dgl. zugedeckt wurden. Wenn vielleicht in Ländern ohne unserem Winter ein aus Zweigen nestartig geflochtener Bau den menschlichen Bedürfnissen genügen mochte, so ist dagegen in den rauheren Himmelsstrichen die, sei es in die Tiefe, sei es seitlich gegrabene Erdhöhle eine der ältesten und allgemeinsten Formen menschlicher Wohnungen.

Namentlich hat der Löss, in allen Ländern und zu allen Zeiten bis in die Gegenwart herein, eine vortreffliche Gelegenheit geboten, sich in die Erde einzunisten und Wohnungen zu graben. Die leichte Art, ihn mit den einfachsten Werkzeugen zu bearbeiten, seine Festigkeit, welche solche Höhlungen ohne gemauerte Wölbungen oder andere Stützen zu graben gestattet, seine Trockenheit, seine im Sommer und Winter gleichmässige Temperatur, haben allenthalben seit der Zeit der Mammuthjäger vielfach zu seiner Benützung eingeladen. Es ist aus den Berichten des Freiherrn von Richthofen bekannt, dass in China menschliche Wohnungen von grosser Ausdehnung im Löss angelegt sind. Wo bei uns in den Lössgegenden Weinbau getrieben wird, und das ist fast überall auf dem Lössgrunde der Fall, da sind die Weinkeller fast ausnahmslos in den Löss getrieben. Aber auch Höhlungen zum wirklichen, wenn auch nur zeitweiligen Aufenthalte der Menschen findet man in diesen Gegenden, und zwar nicht nur in Gestalt von

[1]) Corresp. Blatt 1877, S. 69.

bedeckten Gruben und Höhlungen zum Aufenthalte für Feld- und Weinberghüter, sondern auch seitlich gegrabene Erdhöhlen, die sogar mit Fensterchen und Sitzen versehen sind und zum Unterstande der Weinbergarbeiter bei plötzlichem Unwetter oder auch bei einer Mahlzeit dienen. In den Ortschaften selbst findet man recht häufig neben dem Hauskeller kleine viereckige Gemächer ausgegraben, in denen man kaum aufrecht stehen, und in die man nur durch schmale Zugänge, und fast auf dem Bauche kriechend gelangen kann. Eine durch die Wölbung gebohrte Röhre vermittelt den Zugang der Luft nach oben, doch nur in ganz unzureichender Weise, so dass ein längerer Aufenthalt von mehreren Personen in denselben nicht möglich ist. Die Leute nennen solche unterirdische Gemächer Erdställe und setzen sie in die Zeit des dreissigjährigen Krieges zurück, in welcher sie zur Bergung von Menschen und Habseligkeiten gedient haben sollen. Ich habe viele derselben untersucht, ohne mir jedoch über ihre Bestimmung und die Zeit ihrer Entstehung genügenden Aufschluss verschaffen zu können.

Der Löss ist jedoch in Niederösterreich bis in die Gegenwart herein auch zur Anlage wirklicher dauernder Wohnungen benützt worden, und in Gösing bei Kirchberg am Wagram existirte eine in den Löss gegrabene, aus zwei Gemächern bestehende, mit Thür, Fenster und Herd versehene Wohnung noch vor wenigen Jahren, vielleicht heute noch, wenn sie auch jetzt keine Bewohner mehr birgt.

Solche Wohnungen sind indess gewiss nur sehr selten und nur bei recht armen Leuten noch zu finden, und daher wohl nur als secundäre Erscheinungen zu betrachten. Lassen diese wenigen Lösswohnungen und die vorher geschilderten Erdställe die letzten Reste einer früheren Sitte unseres Volkes erkennen, derzufolge es im Winter gerne in unterirdischen, mit einer dichten Dungschichte bedeckten Höhlen weilte, deren eigentliche Bestimmung Bergung der Feldfrüchte und zur Kriegszeit auch der Habseligkeiten war?[1]) *Tunc,* ohne Zweifel abgeleitet von *tunga,* Dünger, heisst im Althochdeutschen eine mit Dünger bedeckte Stätte zur Aufbewahrung der Feldfrüchte, eine Höhlung in der Erde u. s. w.; aber es bedeutet auch

[1]) Tacitus, Germ. XVI.

das Webegemach der Frauen. Plinius berichtet, dass man in Germanien die Weberei vergraben und unter der Erde betreibe.[1]) Noch in unserer Zeit sollen solche unterirdische Weberwerkstätten zum Nachtheile der Gesundheit der Weber bestanden haben, weil man glaubte, dass eine gleichmässige Wärme für die Güte des Erzeugnisses durchaus nothwendig sei. Es scheint also die Sitte, in solchen dungbedeckten Erdgruben zu hantieren, weniger ein Zeugniss für Armuth, niedrige Culturstufe oder ererbte Gewohnheit, in Höhlen zu hausen, als für den Bestand eines Vorurtheiles zu sein, um so mehr als Plinius[2]) solche unterirdische Webegemächer auch in Italien selbst und zwar in der allianischen Landschaft, zwischen den Flüssen Padus und Ticinus kennt.

In der Periode, welche der Zeit des Mammuths folgt, begegnen wir denn auch den in die Erde gegrabenen Höhlen und Löchern nur mehr in secundärer Weise, nicht als eigentlicher menschlicher Wohnung, sondern als Getreidegrube, Backofen. Wenn auch die Fläche, über der das Haus errichtet werden sollte, in den Boden vertieft wurde, worauf die sogenannten Trichtergruben (Mardellen) in unseren vorgeschichtlichen Ansiedlungen zu deuten scheinen, so wölbte sich darüber doch ein luftiger Bau aus Flechtwerk. Ein anderes, mit höheren Geistesgaben ausgerüstetes Volk war hereingekommen, dem das Verweilen in der luftigen Hütte aus Ruthen und Rohr besser zusagte, als in dem dumpfen Erdloche, in dem sich die Naturvölker des Nordens noch heute behaglich fühlen. Dürfen wir daraus schliessen, dass das neu angekommene Volk aus einem milderen Klima hereingewandert ist?

Das Flechtwerk hatte einen Beschlag von Lehm, um dem Winde und der Kälte nicht allzuviel Zutritt zu lassen, und so vergänglich derartige Hütten erscheinen, so begegnen wir doch ihren zahlreichen Resten in vielen vorgeschichtlichen Ansiedlungen dieser Periode. Es bedarf nicht der Erwähnung, dass es die durch Feuersbrunst hartgebrannten Stücke des Lehmbeschlages sind, welche uns über die Bauart der Wohnungen in dieser Zeit Auskunft geben.

---

[1]) Plinius, Hist. nat. XIX. 2.
[2]) Ebendaselbst.

Ursprünglich war es wohl nur das einfache Flechtwerk mit dem erwähnten Lehmbewurf an den inneren oder äusseren, oder an beiden Seiten, welches die Wand bildete. Das Flechtwerk war indess im Anfange gewiss die Hauptsache, denn Wand bedeutet, wie ich schon an einer anderen Stelle bemerkt habe, ursprünglich Ruthe. [1]) Vielleicht deutet auch unser Saal, das früher ein aus einem einzigen Gemache bestehendes Gebäude bezeichnet, mehr auf *salahâ,* die Weide, als auf *solum,* der Boden.

Die Basis des Hauses, vielleicht, wie schon angedeutet, in die Erde vertieft, war ursprünglich wohl rund; das liessen die Bewurfstücke schliessen, die man zuerst in den Pfahlbau-Ansiedlungen der schweizerischen Seen gefunden hat. Auf diese Form deutet eine Graburne aus dem Albaner Gebirge in Italien, eine sogenannte Hausurne, die uns ohne Zweifel ein Bild der gleichzeitigen menschlichen Wohnungen in Italien gibt. [2])

---

[1]) Ueber einige auf den Gebrauch von Steinwaffen weisende Ausdrücke der deutschen Sprache, Mitth. d. Anthropol. Gesellsch. VII. S. 7.

[2]) Abgebildet in Lindenschmit: Die Alterthümer unserer heidn. Vorzeit. I. Bd., Heft X, Taf. 3, Fig. 3, 3*a*. Die Urne befindet sich in München. Man hat es bezweifelt, dass diese Urnen als Graburnen dienten und ein gleichzeitiges Haus darstellen sollen. Mit Unrecht; denn so weit es das zu derlei Nachbildungen nicht ganz geeignete Material zugelassen hat, ist eben alles wiedergegeben, was zu einem Hause gehört. Zu irgend einem profanen Zwecke konnten diese Urnen mit ihrer meist seitlichen, die Stelle einer Thür darstellenden Oeffnung nicht gedient haben, und wir fragen umsonst, wozu sie verwendet wurden, wenn nicht zur Aufbewahrung der Knochenasche der Verstorbenen, und welche Art von Häusern sie darstellen sollten, wenn nicht jene der Zeit, in der sie gemacht wurden. Ein vollständiges Analogon, oder vielmehr ein Nachkomme jener Hausurnen ist der Reliquienschrein des Mittelalters, wie wir ihn als besonderes Kunstwerk und oft mit aller der Zeit möglichen Pracht ausgestattet in den Kirchenschätzen und Museen bewundern. Was ist der Reliquienschrein? Ein Ossuarium, ein Behälter für die Knochenreste der Heiligen. Und welche Form hat er? Die eines Hauses. Reliquienschrein und Hausurne ergeben sich sonach als identisch, der einzige Unterschied ist der, dass die Hausurne der heidnischen Zeit, der Reliquienschrein der christlichen Zeit angehört.

Endlich zeigen uns die Sculpturen der Siegessäule des Mark Aurel, die bienenkorbähnlichen Hütten der Quaden auf runder Basis.

Die runde, bei dem Bau aus Flechtwerk wohl bequemere Form, konnte nur so lange eingehalten werden, als das Haus in der Hauptsache aus Flechtwerk bestand; dieses musste aber sofort eine vierseitige Form annehmen, sobald einmal irgend eine Art von Zimmerung dabei in Anwendung kam. Das geschah allerdings schon sehr früh, denn man stiess in den Pfahldörfern der Schweiz auch auf Reste vierseitiger Hütten, die uns nicht minder zahlreich auch in den Ansiedlungen Niederösterreichs entgegen treten. Ich fand in den letzteren nicht nur Wandbewurfstücke, welche deutlich die Winkel des viereckigen Gemaches erkennen lassen, sondern auch sehr viele andere, welche zeigen, dass das Haus aus runden oder aus gezimmerten und mitunter ganz sorgfältig behauenen Stämmen bestand und dass der Lehm zum Verstreichen der Fugen diente.

Auch Bildwerke zeigen derartige Hütten auf vierseitiger Basis, so die vierseitigen Hausurnen aus dem Albaner Gebirge [1]) und die Darstellungen der Antonins-Säule bei den Quaden, während die Sculpturen der Trajans-Säule die dakische Königsburg schon als einen Complex ausnahmslos vierseitiger, gezimmerter und auf Pfählen ruhender Häuser darstellen.

Entsprechen sonach die aus Flechtwerk bestehenden, mit Lehm beworfenen Hütten etwa den Hütten der Neger im Nigerdelta, [2]) so lassen sich die vierseitigen, aus Baumstämmen bestehenden dem Hause der Tanguten in Tibet vergleichen, welches dieselben aus unbehauenen Stämmen errichten, deren Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt werden, [3]) wogegen mich die aus Ruthen geflochtenen und mit Lehm beworfenen und frei auf Pfählen ruhenden Getreidebehälter, welche ich bei den Wallachen gesehen habe, lebhaft an die Häuser der dakischen Königsburg auf der Trajans-Säule erinnerten.

---

[1]) Abgebildet bei Lindenschmit a. a. O. I. Bd., 10. Heft, Taf. 3, Fig. 1 und 2. Eine gleiche Hausurne befindet sich im k. k. Münz- und Antiken-Cabinete im unteren Belvedere.

[2]) Globus XXVI. S. 57.

[3]) Zeitsch. f. Ethnologie, VII, S. 386.

Ich will nun sogleich auch bemerken, dass nach allen in Frage kommenden Momenten (Funde, Schädel, historische Nachrichten) die vorgeschichtlichen Ansiedlungen der metallischen Zeit in Niederösterreich den Germanen angehören, und so darf ich wohl einige, das germanische Haus betreffende historische Nachrichten zum Vergleiche mit unseren Funden hier beifügen.

Wenn Cäsar uns als einen der Gründe, den die Germanen gegen das Sondereigenthum an Grund und Boden einwenden, den mittheilt, dass dann bei der Einrichtung der Häuser zu viel Rücksicht auf den Temperaturwechsel der Jahreszeiten genommen würde,[1]) so dürfen wir daraus wohl schliessen, dass in den Gegenden wenigstens, die an Gallien grenzten, das Haus der Germanen, da es auf den Temperaturwechsel nicht eingerichtet war, ziemlich luftig gewesen sein und wesentlich aus Flechtwerk bestanden haben mag, und es wird verständlicher, wenn es heisst, dass sie tagelang am Herde und am Feuer liegen.[2])

Da neue Einrichtungen, selbst in die Augen springende Verbesserungen, bei einem Bauernvolke, wie es die Germanen gewesen sind, nur langsam Boden und Verbreitung gewinnen, so ist es allerdings begreiflich, dass selbst Jornandes noch Hütten aus Flechtwerk gesehen haben musste, da er sagt: „Virgea habitant casas, communia tecta cum pecore, situaeque illis saepe sunt domus".[3])

Solche Hütten aus Flechtwerk konnten indess doch selbst zur Zeit des Tacitus nicht mehr gar so häufig sein, da er sie schon des grösseren Gegensatzes zu seinen heimischen Stein- und Ziegelbauten wegen gewiss gebührend hervorgehoben haben würde, denn obwohl er übel bemerkt, dass Stein- und Ziegelbau den Germanen unbekannte Dinge seien, so weiss er doch, dass ihre Häuser von Holz, wenn auch plump und unschön seien.[4]) Zur Zeit des Tacitus muss also das Haus in Germanien schon vorwiegend auf vierseitiger Basis und aus Holz erbaut gewesen sein, und es wird daher nicht befremden, wenn uns bald darauf Ammianus Marcellinus von den Allemannen

[1]) Cäsar d. b. g. VI. 22.
[2]) Tacitus, Germ. XVII.
[3]) Jornandes cap. II.
[4]) Tacitus a. a. O. XVI.

berichten kann, dass sie sehr ordentlich und nach römischer Art gebaute Häuser haben.[1]) Besiegt im Kampfe mit den Römern unter Julian, müssen sie sich verpflichten, Wägen und Baumaterialien zur Herstellung der zerstörten Städte zu liefern,[2]) und sie erweisen sich dabei als ebenso lenksame und fleissige Arbeiter, wie insbesondere als brauchbare Zimmerer.[3])

Was nun die Art des auf das Flechtwerk aufgetragenen Lehmbeschlages betrifft, so mag derselbe verschieden gewesen sein. Nach den Darstellungen auf der Säule des Mark Aurel scheint es, dass die Hütten der Quaden von aussen keinen derartigen Lehmbeschlag hatten, da an ihnen eine Art Flechtwerk deutlich wahrnehmbar ist. Es wäre jedoch möglich, dass dem berichterstattenden Künstler vor Allem das Flechtwerk an den quadischen Hütten aufgefallen ist und dass er daher dieses, ohne Rücksicht auf den Lehmanwurf zur Darstellung bringen wollte. Die zuerst erwähnte Hausurne aus dem Albaner Gebirge, welche einen Complex von sieben runden in der Weise gestellten Hütten darstellt, dass sie mit dem gemeinschaftlichen Thoreingange zusammen einen gemeinsamen Hofraum einschliessen, weist auf einen derartigen, auf die Aussenseite aufgetragenen Lehmanwurf hin, da die reichen Spiralverzierungen, welche sie trägt, kaum durch das Flechtwerk, das am Thordache ganz gut ersichtlich ist, hervorgebracht, wohl aber in dem noch weichen bildsamen Lehmanwurf leicht mit dem Finger oder einem Werkzeuge eingestrichen werden konnten.

Indess haben wir für den Ueberzug der Häuser mit Lehm in unseren Ländern auch eine historische Beglaubigung durch Tacitus,[4]) welcher berichtet, dass die Germanen manche Theile des Hauses mit einer feinen glänzenden Lehmart überziehen, wodurch gewissermassen Malerei und farbige Zeichnung vertreten werden.

Im Innern hatten die Häuser diesen Lehmbeschlag ganz gewiss, was die schon erwähnten Stücke beweisen, welche die Winkel des inneren Raumes deutlich zeigen.

---

[1]) Amminianus Marc. XVII. 1.
[2]) Amm. Marc. a. a. O. XVII. 10.
[3]) Amm. Marc. a. a. O. XVIII. 2.
[4]) Tac. Germ. XVI.

Es scheint indess, dass das Haus schon sehr frühe nicht lediglich aus dem blossen Flechtwerke mit einem verhältnissmässig dünnen, einseitigen oder beiderseitigen Lehmbewurfe bestand, sondern dass von dem Lehme in einem weit ausgiebigeren Maasse Gebrauch gemacht wurde. Man findet nämlich in den alten Ansiedlungen unter den hartgebrannten Lehmstücken mit dem Abdrucke des Flechtwerkes sehr häufig mehr als faustgrosse Stücke, welche keinerlei Abdruck zeigen, gleichwohl aber genau von derselben Beschaffenheit sind, dieselbe Mischung mit Spreu u. dgl., denselben Härtegrad, dieselbe Farbe, gleiche Zerklüftung und Bruchflächen zeigen, wie jene. Es ist also zweifellos, dass auch diese Stücke Reste von dem durch Feuer zerstörten Hause sind, und sie zeigen, dass hier mit grösseren Massen von Lehm gearbeitet worden ist. Da aber der Lehmanwurf doch unmöglich auf einer Seite des Flechtwerkes so dick aufgetragen werden konnte, denn er wäre sofort wieder herabgefallen, so lässt sich nur annehmen, dass derselbe zwischen zwei geflochtenen Wänden eingegossen oder eingestampft worden ist. Durch einen solchen Vorgang aber wurden namentlich auf der trockenen Unterlage, welche die Häuser der in Niederösterreich fast ausschliesslich auf Anhöhen errichteten vorgeschichtlichen Ansiedlungen und die Pfahldörfer hatten, ganz solide dauerhafte Mauern erzeugt, bei denen die Lehmmauer als Hauptsache, das Flechtwerk nur mehr als Nebensache und Hilfsmittel erscheinen. Dabei konnte das Haus allenfalls des Anwurfes von der Aussenseite entbehren und so das blosse Flechtwerk zeigen wie die quadischen Hütten der Antonins-Säule. Im Innern war, wie schon früher bemerkt, das Flechtwerk mit Lehm verstrichen, ja einzelne Bruchstücke weisen darauf hin, dass der Lehmanwurf zuweilen mit einer lichteren Farbe übertüncht war.

Dass wir nicht häufiger Reste dieser Lehmmauern finden und daher nicht schon früher zu einer richtigeren Anschauung von der Bauart unserer vorgeschichtlichen Häuser gelangt sind, ist leicht dadurch erklärt, dass bei einer Feuersbrunst — denn nur dieser haben wir die Erhaltung der lehrreichen Reste zu danken — die Hitze wohl den äusseren schwachen Anwurf über dem Flechtwerke, die dicke Lehmmauer zwischen den geflochtenen Wänden aber nur bei besonders günstigen

Umständen zu einer ziegelartigen, der Auflösung widerstehenden Masse erhärten konnte. In den meisten Fällen ist diese Lehmmauer vom Feuer unberührt und unverändert geblieben, um aber dann um so rascher zu zerfallen und spurlos zu verschwinden.

Aus eben diesem Grunde können wir mit einiger Sicherheit schliessen, dass diese zwischen zwei geflochtenen Wänden eingestampften Lehmmauern viel häufiger in Anwendung gekommen sein mögen als die vorfindlichen Reste zu zeigen scheinen, da sie, wie bemerkt, nur bei sehr günstigen Umständen erhalten, im Allgemeinen aber spurlos verschwunden sind.

Zu welcher Zeit diese Art zu bauen in unseren Ansiedlungen in Aufnahme gekommen sein mag, in welcher Weise sich überhaupt die verschiedenen Bauarten: das Flechtwerk mit Lehmbewurf, der Holzbau mit verstrichenen Fugen, und die compacte Lehmmauer daselbst verhalten, ist schwer zu sagen, da in Niederösterreich noch keine Ansiedlung bekannt ist, welche auf eine bestimmte Periode beschränkt wäre. In fast allen finden wir Stein-, Bronze- und Eisengeräthe, manche dauerten bis in die Zeit der Römerherrschaft, andere gingen ein, ehe die Töpferscheibe zu ihnen den Weg fand, noch andere bestehen heute noch. Wer vermöchte unter solchen Umständen zu sagen, das Stück gehöre dieser oder jener Zeit an?

Vielleicht gewinnen wir später einmal Anhaltspunkte für eine derartige Untersuchung; aber schon jetzt verschafft uns die Betrachtung an sich so unscheinbarer Dinge, wie es diese Lehmbrocken sind, eine bessere Anschauung von der Wohnlichkeit der Häuser unserer Vorfahren, deren innere Räume gewiss nicht mehr und nicht weniger behaglich waren, als die dielenlosen, nur durch kleine Fensterchen erleuchteten Gemächer unserer Bauern noch vor einem Menschenalter, theilweise sogar noch jetzt, und z. B. bei unseren slovakischen Nachbarn jenseits der March noch ganz allgemein sind. Diese Wohnräume waren aber auch gewiss nicht schlechter als die der Landbevölkerung Italiens in derselben Zeit und als die Insulae, jene verrufenen abscheulichen Gebäude, welche das gemeine Volk Roms noch in der Kaiserzeit zu bewohnen gezwungen war.

Die Analogie zwischen den Wohnungen in unseren prähistorischen Ansiedlungen und denen der heutigen slavischen

Bevölkerung an der March in der Gegend ihres Zusammenflusses mit der Thaya gestattet jedoch nicht nur einen so allgemeinen Vergleich, wie er eben gemacht wurde, sondern geht noch tiefer. Denn noch heute finden wir in den dortigen Dörfern die beschriebenen Mauern in den kleinen Häusern der Landbevölkerung; kein Stein, kein Ziegel findet da Verwendung. Zwischen zwei Wände aus Brettern wird der mit Spreu vermengte Lehm eingestampft; wenn er trocken ist, werden die Bretter entfernt und die Mauer ist fertig. Darüber kommt sodann das Dach aus Schilf oder Stroh. Ohne Zweifel werden wir in den Häusern dieser Gegend noch manche andere Analogien, und wahrscheinlich die treuesten Repräsentanten einer uralten Bauart finden.

Es erübrigt mir nur noch, meinem Thema gemäss einiges über die Ornamentirung des Hauses, nicht über die durch Hausgeräthe bewirkte, sondern über die, wenn ich so sagen darf, architektonische zu bemerken.

In welcher Weise die Mammuthjäger an der Thaya ihre in den Löss gegrabenen Höhlen architektonisch gestaltet und insbesondere ornamentirt haben, vermag ich Ihnen wahrhaftig nicht zu sagen. Obwohl nach den französischen und schweizerischen Funden, die uns, als dieser Zeit angehörig, alljährlich vor Augen geführt werden, die Mammuth- und Renthierjäger einem ebenso kunstsinnigen als kunstfähigen Volke angehört haben sollen, so ist doch in unseren Ländern noch nichts derartiges zu Tage gekommen, und wir müssen uns daher bescheiden, die Mammuthjäger unserer Länder für ganz rohe Menschen zu halten, für die die Erde kein Beispiel mehr trägt und deren Kunstsinn noch in anderen, mehr thierischen Trieben schlummerte.

Freundlicher, wenn auch immerhin noch dürftig gestaltet sich das Bild in der späteren Zeit.

Bei der Durchgrabung des grossen Grabhügels bei Zegersdorf kamen Lehmstücke zum Vorschein, über welche Graf von Mannsfeld, welcher die Durchgrabung vornehmen liess, in folgender Weise berichtet:[1])

„Schliesslich wurden an der südlichen Holzwand, zunächst dem natürlichen Erdreiche, Massen von ungebranntem,

---

[1]) Siehe Mittheil. d. Anthrop. Gesellsch. IV. Band, S. 179.

jedoch bearbeitetem Thon gefunden, deren Totalform zu constatiren unmöglich war. Die darauf lastende Erdschichte von drei Klafter und die Jahrhunderte oder Jahrtausende haben leider jeden Anhaltspunkt zur Beurtheilung dieses sonderbaren Gebildes verwischt. Die Entfernung des umgebenden Materiales von der ungebrannten Masse dieser Thonstücke war so schwierig, dass nur an einzelnen Fragmenten die ursprüngliche Form erhalten werden konnte und von diesen zerfielen fast alle nach einiger Zeit an der Luft.

„Eine dürftige, kaum auszuführende Beschreibung muss die Stelle der Anschauung dieser Spuren roher Kunstthätigkeit ersetzen. Diese Thongebilde waren durchwegs von einer Stärke und Mächtigkeit, welche jeden Gedanken an unvollendete Töpfe ausschliessen musste, und bestanden in mehrzölligen Stücken, welche an einer oder zwei Seiten mit Verzierungen und Farben versehen waren. Einige Stücke zeigten zwei bis drei Glieder oder Wandungen, welche sich in einem Eckpunkte vereinigten.

„Das besterhaltene Fragment bildete zwei Wandungen, jede einen halben bis einen Zoll stark, parallel von einander auf circa zwei Zoll entfernt; eine Stirnseite verband diese zwei Wände, welche gegen aussen eine Eckverzierung trägt, einer Schnecke oder dem rohen Typus eines jonischen Säulencapitäls nicht unähnlich, Spuren von einer dunklen Bemalung sind an mehreren Stellen ersichtlich.“

Es ist bedauerlich, dass trotz der angewendeten Sorgfalt keine grösseren Stücke, welche mehr Aufschluss gegeben hätten, gerettet werden konnten. Es genügt indessen, dass jeder Gedanke an unvollendete Töpfe ausgeschlossen werden musste und dass daher nichts anderes erübrigt, als diese ornamentirten Lehmbrocken für Bestandtheile eines Hauses zu erklären, das in der Nähe des Grabhügels gestanden, vielleicht demjenigen angehört haben mag, zu dessen Ehren der Hügel errichtet wurde.

Von der Beschreibung, die der Berichterstatter gibt, greife ich noch ganz insbesondere die Stelle heraus, wo gesagt wird, dass eine Seite gegen aussen eine Verzierung trägt, einer Schnecke oder dem rohen Typus eines jonischen Säulencapitäls nicht unähnlich. Halten wir nun dagegen die mehr-

erwähnte Hausurne aus dem Albaner Gebirge [1]) und das Bruchstück einer ähnlichen Hausurne aus den römischen Gebäuderesten bei einem Pfahlbau im Rhein, [2]) vergleichen wir die spiralförmigen Verzierungen an der Aussenseite dieser beiden Hausurnen mit den einer Schnecke nicht unähnlichen Ornamenten an den Lehmstücken des Zegersdorfers Tumulus, so fällt mit einem Male Licht auf diese letzteren, und wir müssen in ihnen ähnliche Ornamentstücke des prähistorischen Hauses erkennen, wie sie uns jene beiden Hausurnen in kleinem Maassstabe vor Augen führen.

Derartige ornamentirte Wandbewurfsstücke mögen auch die ziegelsteinartigen Bruchstücke mit eigenthümlichen Verzierungen sein, welche kürzlich bei den, durch F. v. Hochstetter veranlassten Ausgrabungen auf dem Hallberge bei Hallstatt in unmittelbarer Nähe des berühmten Grabfeldes gefunden wurden. [3]) Diese ornamentirten ziegelartigen Bruchstücke wurden allerdings bei einem Grabe gefunden, da aber der Abhang des Hallberges überdeckt ist mit einer zahlreiche Topfscherben, Knochen von Hausthieren enthaltenden Culturschicht, so sind diese Bruchstücke bei dem Grabe offenbar nur auf secundärer Lagerstätte gewesen, und gehören mit den Topfscherben, Knochenresten, abgerundeten Granitstücken (Schleifsteinen oder Mühlsteinen) zu den Abfallsresten, welche von oben über den steilen Abhang hinabgeworfen wurden, und sie rühren wohl von durch Feuer zerstörten Wohnhäusern her.

Ich darf mich, um darauf hinzuweisen, dass bei den Germanen derartige Ornamente an den Häusern üblich gewesen sein müssen, noch einmal auf die bereits citirte Stelle bei Tacitus [4]) berufen, in der er sagt: „quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura ac splendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur". Hiezu stimmt auch die Bemerkung des Grafen Mannsfeld, dass er an manchen Stellen Spuren einer dunklen Bemalung beobachtet hat.

Ich selbst fand bei meinen archäologischen Untersuchungen trotz steten aufmerksamen Vorganges nur sehr wenige analoge

---

[1]) Abgebildet in Lindenschmit, Alterthümer unserer heidn. Vorzeit, I. Bd., X. Heft, Taf. 3, Fig. 3, 3.

[2]) Abgebildet ebenda Fig. 4.

[3]) Mittheil. der Anthrop. Gesellsch. VII. S. 307.

[4]) Germania, cap. XVI.

Stücke, und auch diese in einem so reducirten Zustande, dass sie einen sicheren Schluss nicht gestatten und man wohl annehmen muss, dass die Ornamente des Zegersdorfers Tumulus dem Hause eines Bevorzugten angehörten, und die übrigen Häuser im Allgemeinen diesen Schmuck nicht trugen.

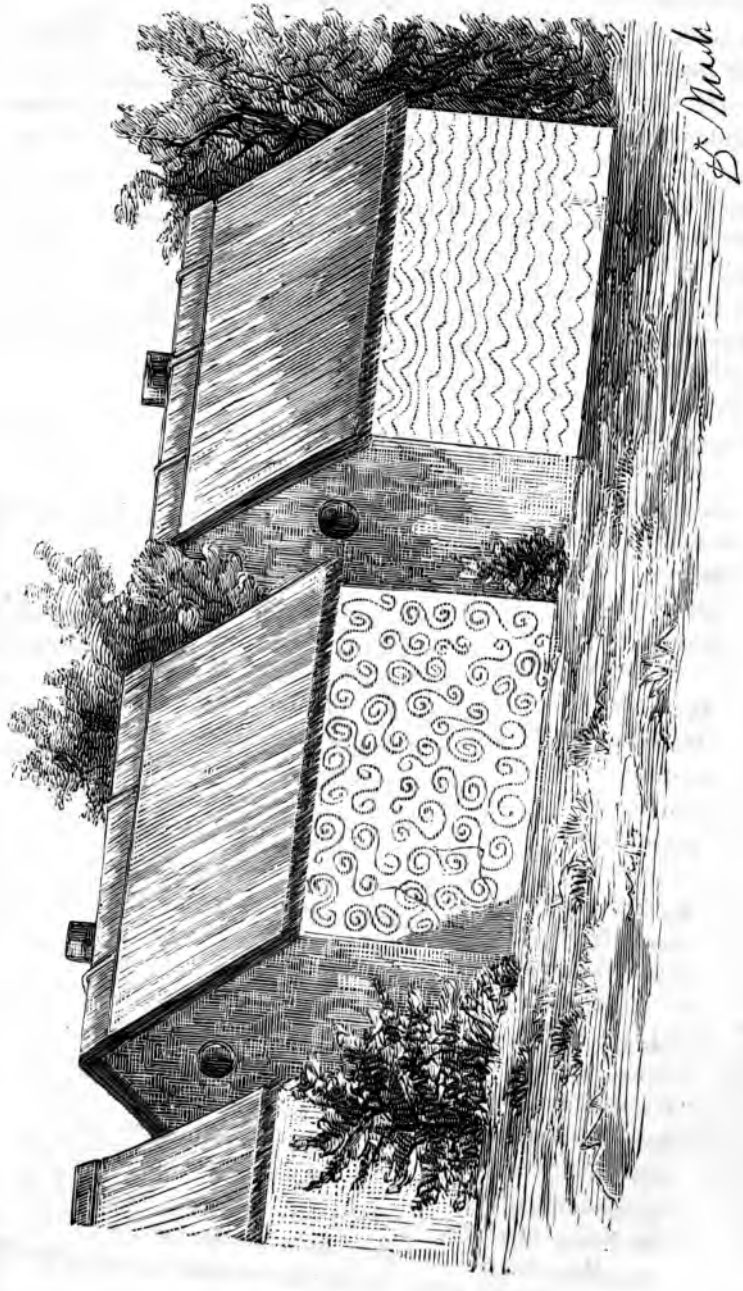
Um so mehr war ich überrascht, als ich bei einer meiner archäologischen Excursionen genau dasselbe Ornament an der Aussenseite des Hauses noch heute in Uebung fand, und zwar in eben derselben Gegend, in welcher ich auch auf die oben geschilderte primitive Bauart der Häuser mittels gestampfter Lehmmauern gekommen bin. Es sind dies die slavischen Dörfer Turniz und Teiniz an der March, in der Nähe von Lundenburg, welche solche Erscheinungen bieten, und man kann sich überhaupt kaum Orte denken, welche in der Anlage auf der Anhöhe, im primitiven Bau ihrer Häuser, in ihrem ganzen Wesen den Charakter der prähistorischen Ansiedlungen so treu bewahrt haben wie diese slavischen Dörfer.

Was nun die Ornamentik der Häuser betrifft, so tragen dieselben auf der Vorderseite über einer weissen Kalktünche einen bunten, aber doch sehr freundlichen Farbenschmuck von Blumen und Guirlanden über den Fenstern und Thüren, und zwar in so kindlicher Auffassung und primitivem, nach buntem Farbenwechsel strebendem Geschmacke, dass beispielsweise die einzelnen Blätter der Blumen verschiedene Farben haben. Diesem primitiven Geschmacke entspricht auch die keineswegs geschmacklose, doch grellfarbige Kleidertracht der Männer, und ganz insbesondere der Umstand, dass diese viel geputzter sind als die Frauen.

Die wirklich prähistorischen Ornamente findet man an der Rückseite der in der oben beschriebenen prähistorischen Weise gebauten Häuser. Dieselben tragen hier einen Lehmanwurf und in diesen sind spiralförmige und wellenförmige Linien mit dem Finger eingestrichen, ganz so, wie uns erstere die mehrerwähnte Hausurne, letztere beispielsweise die römischen Graburnen vom Bürglstein bei Salzburg zeigen, und wie sie beide die nebenstehende Zeichnung zu versinnlichen sucht.

Aehnliche Ornamente an den Häusern sollen mündlichen Mittheilungen zufolge auch in Ungarn noch vorkommen.

Es wäre nun aber gewiss unstatthaft, wenn man aus dem Umstande, dass bei den Bewohnern einiger slavischer


B.V. Maria

Dörfer an der Thaya und March noch einige Ornamente aus prähistorischer Zeit im Gebrauche sind, schliessen wollte, dass nun auch alle jene prähistorischen Niederlassungen in Niederösterreich, in welchen jene Ornamente und ihnen analoge Erscheinungen vorkommen, slavischen Ursprunges sein müssen.

Es ist dagegen vorerst zu bemerken, dass die Bewohner jener Dörfer, zu denen auch noch Landshut, Ober- und Unter-Themenau, Rabensburg, Hohenau, Bernhardsthal und Ringelsdorf gehören, nicht endogen sind. Die ganze Gegend, in der sich die genannten Orte befinden, wurde im vorigen Jahrhunderte durch die Einfälle der Kuruzzen aus Ungarn entvölkert und öde gelegt und zu deren Wiederbesiedlung Croaten herbeigezogen, deren Nachkommen die Bewohner dieser Dörfer sind.

Was die Ornamente selbst anbelangt, so sehen wir das eine, ältere, nämlich das Spiralornament während der Bronzezeit durch ganz Europa verbreitet, und es bedarf daher keines Wortes mehr, dass es nicht einem Volke allein eigenthümlich ist, und dass aus seinem Vorkommen allein nicht auf ein bestimmtes Volk geschlossen werden kann.

Nicht anders ist es mit dem jüngeren, dem sogenannten Wellenornamente. Die Archäologen der Hauptstadt des jetzigen deutschen Reiches, darunter ein berühmter Name, verharren zwar darauf, dass es ein specifisch slavisches Ornament sei und namentlich die Burgwallfunde Nordostdeutschlands charakterisire.

Allein so sehr man sich hüten muss, von einzelnen Vorkommnissen allgemeine Schlüsse zu machen, ebenso unstatthaft ist es andererseits, allgemeine Erscheinungen allzusehr einzuschränken.

Das Wellenornament ist so recht ein Kind der Töpferscheibe, das gewissermassen spontan aus der Anwendung derselben sich erzeugt. Hält man ein mehrzinkiges Geräth mit fester Hand an das eben fertige Gefäss, so dass es, wenn die Scheibe wieder lauft, feine Furchen zieht, so erhält man ein aus mehreren parallelen Linien bestehendes, um das Gefäss laufendes gerades Band; fährt aber die Hand während der Drehung mit dem Geräthe auf und ab, während sie sonst an derselben Stelle verharrt, so entsteht das Wellenornament, zu dem sich dann noch ein drittes verwandtes Ornament

gesellt, indem mit demselben Geräthe in schräger Lage Punkte in das Gefäss gedrückt werden, während dasselbe sehr langsam gedreht wird. Der Bronzezeit ist das Wellenornament fremd, weil ihr die Töpferscheibe fremd ist; zu uns gelangte es zugleich mit der Töpferscheibe und den fremden Gefässformen aus dem Oriente, wo es in den auf alter Stufe stehen gebliebenen Töpfereien Kleinasiens, in denen zum Theile sogar noch ohne Töpferscheibe gearbeitet wird, noch heute neben seinen verwandten Ornamenten im Gebrauche ist.

Sie sehen hier eine kleine unglasirte Vase aus einer Töpferei in Kleinasien (Dardanellen), welche die erwähnten Arten der Ornamente an einem Stücke vereint zeigt.

Betreffs der prähistorischen Ansiedlungen in Stillfried und auf dem Leisser Berge habe ich die Thatsache festgestellt, dass sich das Wellenornament an den zwischen den Ziegeltrümmern der römischen Castelle zerstreuten Gefässscherben und zugleich mit Scherben aus terra sigillata findet. Besonders charakteristisch ist das Wellenornament für die römischen Gräber am Bürglstein in Salzburg, auf deren zahlreichen Urnen es vorwiegend erscheint und neuestens hat es F. v. Hochstetter in den Gräbern in der Lahn bei Hallstatt im Besitze der unbestreitbar germanischen, unter römischer Herrschaft stehenden Bevölkerung (zweite culturgeschichtliche Periode Hallstatts) wiedergefunden. [1]) In gleich zweifelloser Weise kennzeichnet das Wellenornament nach der einstimmigen Ansicht der englischen Archäologen die Zeit der Römerherrschaft in England, und ich begnüge mich daher diesfalls, auf die jüngst beschriebenen Funde von Seaford, bei denen Urnen mit diesem Ornamente und römische Bronzefibeln zugleich vorkamen, zu verweisen. [2])

Das Wellenornament ist also so gut wie das Spiralornament zum Gemeingut geworden und keineswegs etwas specifisch Slavisches. Gegen voreilige Schlüsse aus der Erhaltung dieser merkwürdigen Ornamentirung der Häuser in den slavischen Dörfern an der March sprechen indess schon die

---

[1]) Mittheil. der Anthrop. Gesellsch. VII. S. 317.

[2]) Journ. of the Anthropolog. Inst. of Great Britain and Irel. 1877: Cemetery at Seaford, S. 300, Taf. XVIII, Fig. 2, 3.

Funde von Wandbewurfstücken mit derartigen Ornamenten, welche in Ungarn gemacht wurden und insbesondere jene in den Pfahlbaustationen des Sees von Bourget, von denen uns Ernst Chantre in seinem Werke über die Bronzecultur in Frankreich berichtet. Es genügt vor Allem der Hinweis auf die Hausurne aus dem Albaner Gebirge, welche uns ja zuerst mit dieser Erscheinung bekannt machte und zeigt, dass sie im Herzen Italiens ebenso sich findet, wie an der Donau und March und in den Pfahldörfern Frankreichs.

Zur Scythenfrage.

Von

Dr. Fligier.

Durch die archäologischen Berichte des Herrn Hawelka in diesen Mittheilungen und die daran sich anschliessenden Bemerkungen des Herrn Dr. Much sind die alten Scythen wiederum einmal in den Vordergrund gedrängt worden. Ueber die Herkunft derselben sind schon die sonderbarsten Hypothesen aufgestellt worden.

Niebuhr sah in den Scythen Mongolen und hierin ist ihm sonderbarer Weise auch Bökh[1]) gefolgt, obwohl er in der Sprache der Scythen Anklänge an das Iranische gefunden hat. Schafarik, ein sonst vortrefflicher Forscher, wenn er auch nicht mit Kaspar Zeuss verglichen werden kann, erklärte die Scythen für Verwandte der Finnen, wozu er durch die Zusammenstellung des Namens der Scythen mit den Czuden, wie die Finnen von den Slaven benannt werden, veranlasst worden ist. Man kann sich darüber um so mehr wundern, als Schafarik in den scythischen Personennamen reine Iranier erkannt hat, wozu wahrhaftig kein grosser Scharfsinn nöthig war. Wer mit der persischen Geschichte etwas vertraut ist, wird in den scythischen Namen *Ariapithes, Ariantas* (der altpersisch *„airyavañt"* lauten würde) leicht Iranier erkennen.

Schafarik findet die Erklärung dafür in dem langen Verkehre der Scythen mit den iranischen Sarmaten, wobei er

[1]) Bökh. Corpus inscriptionum graecarum III. p. 109.

übersehen hat, dass Scythen und Sarmaten nach Herodot IV, 117 sich der Dialekte einer und derselben Sprache bedient haben. Kurze Zeit darauf hat Kaspar Zeuss, dieser unsterbliche Forscher und Begründer der alten Völkerkunde, den iranischen Charakter der scythischen Sprache erwiesen.

Durch die anthropologischen Bemerkungen des Hippocrates veranlasst hat dagegen Prof. Karl Neumann[1]) in Breslau, die Scythen noch einmal zu Mongolen machen wollen, ohne vom Mongolischen etwas zu verstehen. Der ethnologische Theil des sonst guten Buches fand in dem Petersburger Orientalisten Schiefner den verdienten Richter.

Die vergleichende Sprachforschung, welche in dieser Zeit durch die Schüler und Nachfolger Franz Bopps einen grossen Aufschwung nahm, hat auch die scythischen Sprachreste berücksichtigt.

Den Namen des scythischen Weisen *Anacharsis* hat Leo Meyer[2]) aus sanskrit *anagha* + *ṛshi* gedeutet. In den Namen der drei scythischen Brüder *Leipoxais, Arpoxais* und *Kolaxais* hat Ebel[3]) *ksaya* (herrschend) erkennen wollen, so dass *Kulaxayas,* der Herrscher des Geschlechts, *Lêpaxayas,* etwa der gesalbte König, und *Arbhaxayas,* der kleine Herrscher heissen würde, was allerdings noch zu bezweifeln ist.

Massgebend für die Scythenfrage wurde die gründliche Arbeit[4]) Prof. Müllenhoff's in Berlin.

Müllenhoff hat nachgewiesen, dass von ungefähr sechzig scythischen Namen und Vocabeln, die Herodot überliefert, etwa ein Viertel vollständig und reichlich, ein anderes Viertel so weit erläutert werden kann, dass sie die iranische Abkunft des Volkes hinlänglich beweisen.

Namen, wie *Arsakes,* altpersisch *Arsaka, Badakes* von *vad,* „schlagen", *Orontes* „der schnelle", altbactrisch wohl *aurvañt,* sind rein iranisch.

Die scythische Heerd- und Feuergöttin *Tapiti,* eine in allen iranischen Sprachen geläufige Femininbildung (Müllenhoff

---

[1]) Neumann. Die Hellenen im Scythenlande. Berlin. 1855.

[2]) Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung V, 162.

[3]) Ebenda VI, 604.

[4]) Müllenhoff. Ueber die Herkunft der pontischen Scythen und Sarmaten. Monatsberichte der Berliner Akademie. 1866. p. 549 bis 576.

p. 558) ist von *tap*, „brennen, leuchten" abzuleiten. Der Consonantismus der scytho-sarmatischen Sprache weicht nicht vom altbactrischen und altpersischen ab. Das ursprüngliche *s* ist in *h* und das ursprüngliche *h* in *z* umgewandelt; ebenso kommt das iranische *sp* für altes *kv*, *çv* vor, abgesehen von anderen Uebereinstimmungen der scytho-sarmatischen Sprache mit den iranischen Dialekten.

Trotz der vortrefflichen Untersuchungen Müllenhoff's hat Cuno[1]) einen unglücklichen Versuch unternommen, aus diesen iranischen Scythen Slaven zu machen. Gegen diese Ansicht spricht gerade das iranische Lautsystem in der Sprache der Scytho-Sarmaten. Das Slavische verflüchtet weder das ursprüngliche *s* in *h*, noch auch kennt es das iranische *çp* für ursprüngliches *kv*; und dies allein reicht hin, um, wie Müllenhoff sagt, Slaven von jenen Iraniern abzuleiten, zu verbieten.

Cuno hat sich zu dieser Annahme durch den Umstand verleiten lassen, dass auf das grosse Volk der Scythen zum Theil in denselben Gebieten das grosse Volk der Slaven gefolgt ist. Aus Herodot IV, 81 geht aber hervor, dass die Zahl der eigentlichen Scythen gering war. Die unterworfenen Stämme der Alizonen, Karpiden, Sindier, Taurier und Maeoter sind, wie ich es in diesen Mittheilungen[2]) nachgewiesen habe, thracischer Herkunft. Wie gross der Einfluss der unterworfenen und benachbarten freien thracischen Stämme auf die Scythen gewesen ist, kann man auch daraus ersehen, dass eine grosse Zahl der scytho-sarmatischen Eigennamen thracisch ist.

Fünf Könige des bosporanischen Reiches[3]) führen den als thracisch bekannten Namen *Spartacus*, vier den verbreitetsten thracischen Namen *Kotys*, vier heissen *Rheskuporis* (vergl. die thracischen Eigennamen *Bitho-poris*, *Abru-polis* oder *Abru-poris*). *Rhoematalkes* ist gebildet wie thracisch *Sitalkes*. *Pairisades* erinnert an den thracischen König *Berisades*.

---

[1]) Cuno. Die Scythen. Berlin 1871.

[2]) VI. Band, p. 218—221.

[3]) Bökh. Corpus inscriptionum graecarum III, 109 wundert sich über die thracischen Eigennamen, da ja am Pontus keine thracischen Colonien waren. Freilich thracische Colonien gab es dort nicht, sondern eine altangesessene, von den Scythen unterworfene thracische Bevölkerung.

Die sarmatischen Namen von seltsamem Aussehen wie *Mukunagos, Kukunagos, Rechunagos, Arguanagos,* die Müllenhoff p. 557 aus dem iranischen Sprachkreise nicht erklären kann, waren vielleicht thracisch.

Da auch fast sämmtliche Ortsnamen der pontischen Gebiete nach meinen Untersuchungen thracisch sind, so ist das ein Beweis, dass die Thracier die älteren und civilisirteren Bewohner dieser Gebiete waren. Nirgends ist aber eine Spur von Slaven zu entdecken. Wenn nördlich von den thracischen Maeotern und Valern (vergl. die Stadt Vala in Thracien) von Plinius Sirbi genannt werden, so beweist das noch nicht, dass die Anwohner des Pontus Slaven waren.

Es ist ja nur zu wahrscheinlich, dass die Völker im Norden Slaven zu Nachbarn gehabt haben. Ist dies der Fall, dann müssen auch im Slavischen iranische Elemente sich vorfinden. Dieselben finden sich wirklich vor, wenn auch nur in einer geringen Zahl. Das russische *sobaka* „Hund" stammt vom iranischen *çpâ* „Hund", *çpaka* „hundartig". Wahrscheinlich ist die Entlehnung aus dem Scythischen, denn aus einer verstümmelten Glosse des Hesych παγ αίη κύων σκυθιστί[1]) geht hervor, dass auch die Scythen den Hund so benannten im Gegensatz zu den Osseten, den Nachkommen der sarmatischen Alanen, welche *khuj* (dig. *khug*, tag. khuds) sagen.

Das polnische *kord* „Schwert" (ungarisch *kard,* altnordisch *kordi*) ist auf neupersisch *kârd,* altbactrisch *kareta* „Messer, Sachs", von *karet* „schneiden", zurückzuführen.

Das polnische *kaleka* „Krüppel", russisch *kalika* „elend" stammt vom persischen *kâlak.*[2]) Die Grabdenkmäler des südlichen Russlands heissen im Kleinrussischen und Polnischen *kurhany* (von *kurhan*) cfr. persisch *gôrkhâneh*, „Grabdenkmal". Polnisch *bohatyr,* „Held", stammt vom persischen *behadur,* kann aber auch durch das Medium der türkischen Sprache vermittelt worden sein, da auch im Türkischen der Held *behâder* heisst und ebenfalls aus dem Persischen entlehnt ist. Serbisch *ozdaha*, persisch *azdahâ,* altbactrisch *azi dahâka,* eigentlich „die verderbliche Schlange", der Name eines

---

[1]) cfr. Müllenhoff p. 576.

[2]) Miklosich. Die Fremdwörter im Slavischen. Denkschriften der Wiener Akademie, XV. Band.

Tyrannen, der nach der iranischen Sage die Welt 1000 Jahre bedrückte: auch serbisch *div*, „Riese", von persisch *dêv*, altbactrisch *daêva*, scheint ebenfalls erst spät, wahrscheinlich während der türkischen Herrschaft entlehnt zu sein.

Freilich kann die Zahl der iranischen Elemente im Slavischen einst viel zahlreicher gewesen sein, da Sprachen einstens aufgenommene Bestandtheile wieder verlieren und neue Entlehnungen aufnehmen; jedenfalls beweisen sie soviel, dass die Slaven einst Iranier zu Nachbarn gehabt haben.

Der Name der Sirbi bei Plinius und Ptolemaeus beweist nichts, da auch in Lycien Sirbis sich vorfindet und die Lycier nach Strabo Stammverwandte der pontischen Kimmerier und Treren waren. Der alten Literatur ist dieser Name zur Bezeichnung der Slaven ganz fremd. Zuerst erscheinen die Slaven in der lateinischen Literatur unter dem Namen der Veneder. Ebenso heissen sie bei den Schriftstellern des sechsten und siebenten Jahrhunderts. Bei Procop heissen sie Sclavini, Antae und Spori, bei Jordanis Winidae, Veneti, Sclavini, Antes, bei Agathias Sclavi. Bei Vibius Sequester, kommt der Name Servetii zuerst vor. Schafarik hat in den Spori des Herodot den Namen der Serben entdecken wollen, da er sowohl den übrigen griechischen Schriftstellern als auch den Slaven selbst fremd ist. Nach Procop ist es ein alter Name und wird wahrscheinlich entweder thracischen oder scythischen Ursprungs sein.

Wir glauben daher, dass die Slaven erst nach ihrer Einwanderung in die Balkanhalbinsel Serben benannt worden sind, um so mehr, als mehrere Jahrhunderte vor ihrem Erscheinen in Pannonien ein Ort Serbinum von Ptolemaeus und Serbetium in den Itinerarien genannt wird.

Ich bedauere hier, mit unserem unermüdeten Archäologen Herrn Dr. Wankel nicht übereinstimmen zu können — so gern ich es wünschte — der in den Sirbi des Plinius und in den Anwohnern des Pontus Slaven sieht.

Von den beiden als slavisch angeführten Ortsnamen Phanagoria (nach Dr. Wankel von *pani* „Herrin" und *gora* „Berg") und Panticapaeum ist der erste bekanntlich griechisch; der zweite, wie ich in diesen Mittheilungen IV, p. 220 nachgewiesen habe, thracisch. Die Zusammenstellung der pontischen Treren mit den slavischen Drevljanern des russischen Chronisten Nestor ist mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen, denn abgesehen von

der zeitlichen Entfernung zwischen den Treren, die schon im achten Jahrhundert v. Chr. auftreten und den Drevljanern des Nestor (der etwa von 1056—1116 lebte), deren Name sehr spät auftaucht und von ihren zufälligen Sitzen in waldreichen Gegenden herstammt, sind die Treren nach dem Urtheile Strabo's gleich allen Thraciern Stammverwandte der Lycier und der übrigen Kleinasiaten; so viel wissen wir aber schon aus den von Savelsberg[1]) entzifferten lycischen Inschriften dass das Lycische im Lautsystem nicht zum Slavischen gestellt werden kann.

Unter den scythischen Völkern ist somit eine grosse Zahl von thracischer Herkunft gewesen. Beim Andrange der Sarmaten, der keltischen und germanischen Horden flohen diese Thracier zu den stammverwandten Daciern und verschafften dadurch dem dacischen Reiche die hohe Bedeutung im Kampfe mit den Diadochen, später mit den keltischen Bojern und zuletzt mit den Römern. Wir haben directe Zeugnisse, dass auch die Scythen in den Daciern aufgegangen sind, wie ich es schon einmal gezeigt habe.

Strabo erzählt, dass noch zu seiner Zeit Scythen sich mit thracischen Völkern gemischt haben und Aurelius Victor nennt unter den Daciern des Decebalus Saken, d. h. Scythen, denn auch die asiatischen Scythen wurden Saken von den Persern genannt.

Es ist daher nicht richtig, wenn Herr Dr. Much behauptet, dass die Scythen räthselhaft und spurlos verschwinden. Seine Vermuthung, dass Scythen und Gothen vielleicht ein Volk gewesen sind, fällt somit von selbst.

Es wäre wirklich an der Zeit, die von den russischen Archäologen in den Gräbern Südrusslands gefundenen Schädel zu vermessen und mit persischen zu vergleichen. Es dürften sich vielleicht recht interessante Resultate für die Anthropologie ergeben.

Es kann somit als erwiesen gelten, dass die Sarmaten gleich den Scythen Iranier waren, und man kann sich nur wundern,

---

[1]) Savelsberg. Beiträge zur Entzifferung lycischer Inschriften. Bonn. 1874.

dass Lagneau,[1]) der sich viel mit ethnographischen Fragen beschäftigt hat, in den Sarmaten noch einmal Slaven sieht, während schon Schafarik in seinen slavischen Alterthümern bedauert hat, früher einmal diesen Fehler gemacht zu haben.

Minder bekannt dürfte es sein, dass auch die Jaxamaten, Roxalanen, Jazygen und Alanen sarmatischer, d. h. iranischer Herkunft gewesen sind.

Die Jaxamaten, deren Namen Müllenhoff p. 568 von altbactrisch *yaz* „opfern, preisen" und einem Ethnicon *matae* deutet, waren nach einem Zeugnisse des Skymnos ein Zweig der Sarmaten. Dieselben verschwinden früh aus der Geschichte.

Die Roxalanen werden meines Wissens zuletzt unter Kaiser Hadrian genannt. Aus dieser Zeit stammt auch das Denkmal des roxalanischen Königs Rasparaganus[2]) in Pola, dessen Name von Müllenhoff als iranisch gedeutet wird.

Mehr interessiren uns die Jazygen, die in der Mitte des ersten Jahrhunderts im nördlichen Ungarn sich niedergelassen haben und eine Plage der benachbarten römischen Provinzen wurden. Ihre Macht wurde durch die Hunnen, Gepiden und Gothen vernichtet; es ist jedoch wahrscheinlich, dass Reste dieses Volkes in den ungarischen Bergen sich erhalten haben. Schafarik will in den ungarischen Jassonen (magyarisch *jászok*) der Neuzeit Nachkommen der alten Jazygen entdeckt haben. Das ist entschieden unrichtig; da *jászok,* lateinisch *jasso,* vom Sing. *jász* oder *ijász* im Magyarischen die Bogenschützen bedeutet.[3]) Ebenso unrichtig ist die Meinung Schafarik's, dass die wilden Jadzwinger Lithauens, bekannt durch die grausamen Kriege mit den Polen, ein anderer Zweig der sarmatischen Jazygen gewesen sind. Die Jadzwinger waren, wie ich es demnächst zeigen werde, ein lettischer Stamm.

Nach den Berichten der alten Schriftsteller[4]) waren die Jazygen Sarmaten. Das beweisen auch ihre Personennamen. *Zizais* leitet Müllenhoff p. 566 von altbactrisch *zi* „treiben,

---

[1]) Lagneau. Les Alanes etc. Revue d'anthropologie 1877.
[2]) Mommsen. corp. inscript. lat. vol. III Nr. 14 und Nr. 32.
[3]) Hunfalvyj. Ethnographie Ungarns. Budapest 1877, p. 244.
[4]) Plinius. ed. Sillig. IV, p. 309. Tacit. Annales XII, 29, Hist. III, 5. Ammianus Marcellinus XVII, 13.

wachsen, eifrig sein", und *zaja* „Waffe" ab. *Zinafer* und *Zorsines* gleichfalls von *zaena,* pehlv. *zîn* „Waffe". *Zantikos* von altbactrisch *zan* „kennen, erkennen", wovon *zentu* das Wissen, *Banadaspos* wäre *Vanaṭaspa,* einer, der siegreiche Rosse besitzt. Zu *Babaj* stellt sich *Babas* und *Babos* in den pontischen Inschriften. *Beuga* scheint fremdartig zu sein und wird auch von Müllenhoff nicht erwähnt.

Die letzten iranischen Einwanderer nach Europa waren die Alanen, deren ursprüngliche Sitze in Medien gewesen sein sollen.[1]) Ihre Schicksale, ihre Wanderungen bis nach Gallien und Spanien sind zu bekannt, als dass sie hier ausführlich erzählt werden sollten. — In Spanien wurden in den letzten Jahren Steinbilder gefunden, welche mit den pontischen darin übereinstimmen, dass sie concrete Personen darstellen und als Grabstatuen anzusehen sind.

Herr Dr. Much glaubt, dass nur die Gothen die Verfertiger der bechertragenden Steinbilder am Pontus und in Spanien gewesen sein können, da die Scythen nie die Grenze ihres Gebietes verlassen haben und somit das Vorkommen dieser Steinbilder in Spanien unerklärlich wäre. Durch den Umstand, dass sowohl die pontischen Scythen als auch die Alanen Spaniens iranische Stämme gewesen sind, fällt auf diese archäologische Streitfrage ein neues Licht.

Kleinere Mittheilung.

Die Alanen als Verfertiger der bechertragenden Steinbilder in den Pontusländern und in Spanien.

In dem vorstehenden Artikel spricht sich Dr. Fligier gegen die von mir geäusserte Vermuthung aus,[2]) dass die Gothen und Skythen ein Volk gewesen seien. Meine Aeusserung beabsichtigte nur, die Diskussion darüber anzuregen, und indem Dr. Fligier auf die von mir gestellte Frage antwortete, ist die Absicht auch schon zum Theile erreicht. Hierbei sagt aber Dr. Fligier, dass die Alanen ebensogut die Verfertiger der Steinbilder am Pontus

[1]) Ammianus Marcellinus XXXI, 2.

[2]) Ueber die Steinfiguren auf den Tumulis des südlichen Russland. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft. VII, S. 193.

wie in Spanien gewesen sein können, da sie ein skythisches Volk waren, welches wie die Gothen bis nach Spanien gelangte. Dem gegenüber muss ich jedoch bemerken, dass die Steinbilder sich vorwiegend im Gebiete der Herodotischen Skythen vorfinden, zu denen die Alanen nicht gehören. Alanen werden erst in viel späterer Zeit als Skythen bezeichnet, in der man diesem Völkernamen bereits eine ungemessene Ausdehnung gab. Zudem wird überall die nomadische Natur der Alanen bemerkt, denen schon desshalb eine besondere Pflege der Gräber ihrer Verstorbenen nicht recht zuzutrauen ist, geschweige denn die Befähigung zur Verfertigung der beschriebenen bechertragenden Steinbilder. Aber gerade diesem eigentlichen Gegenstande meiner Abhandlung ist Dr. Fligier ausgewichen, er hat den merkwürdigen Umstand, dass gerade die Gothen eine bechertragende plastische Figur als Griff auf einer goldenen Schüssel ihres Nationalschatzes angebracht haben, dass solche Figuren also für sie eine symbolische Bedeutung haben mussten, weder zu beseitigen noch für die Alanen zu deuten vermocht. Das bechertragende Bild des Gothenschatzes von Petreosa ist indess nicht das einzige im Besitze eines Germanenstammes. Das Kopenhagener Museum verwahrt ein Bronzemesser, welches bei Kaisersberg unweit Itzehoe gefunden wurde. Auch wieder der Griff an demselben zeigt uns eine solche plastische Figur, welche genau wie die pontischen und spanischen Grabstatuen und die goldene Schüssel des Gothenschatzes mit beiden Händen einen Becher vor die Brust hält. Ist diese bechertragende Figur aus dem germanischen Norden etwa auch von den Alanen verfertiget worden?

Dr. Much.

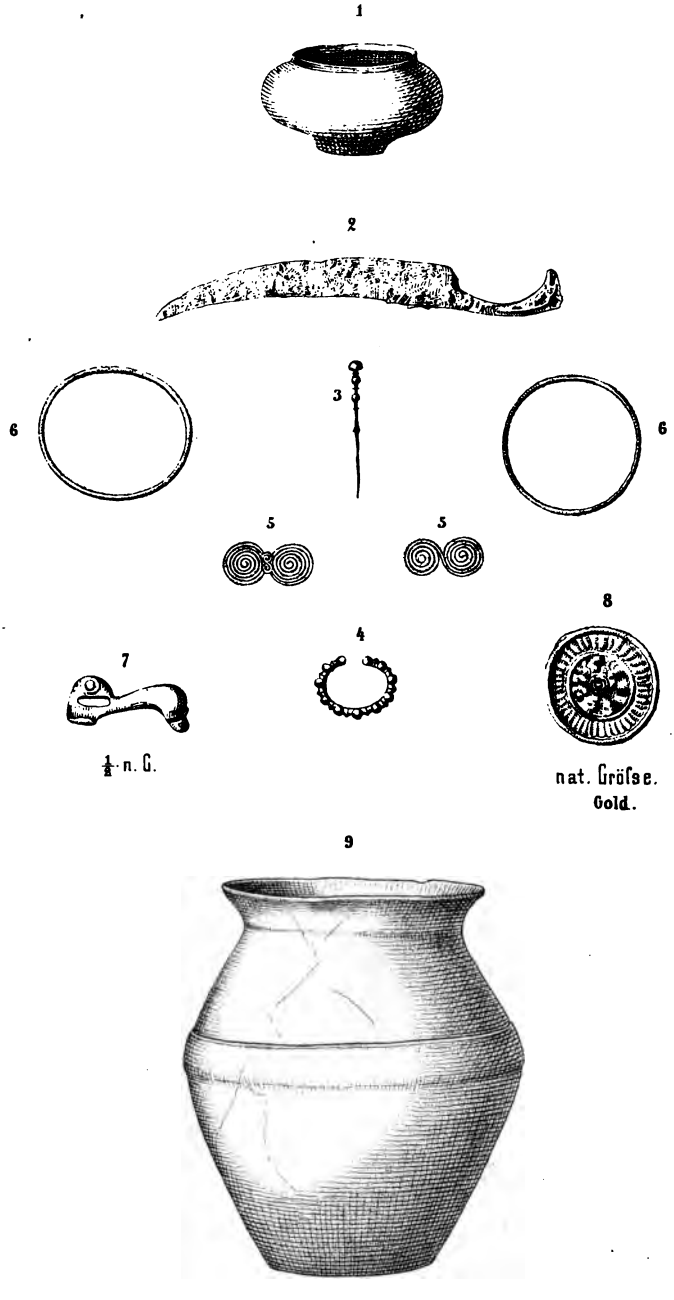
Vereinsnachricht.

Das Präsidium der anthropologischen Gesellschaft spricht aus Zweckmässigkeitsgründen den Wunsch aus, dass alle Correspondenzen und sonstigen Zusendungen direkt an das Sekretariat der Gesellschaft geleitet werden möchten. Es ergeht daher an alle Gesellschaften und Fachgenossen, welche mit der anthropologischen Gesellschaft im Verkehre sind, die freundliche Bitte, ihre Sendungen an die Adresse des gefertigten Sekretärs zu richten.

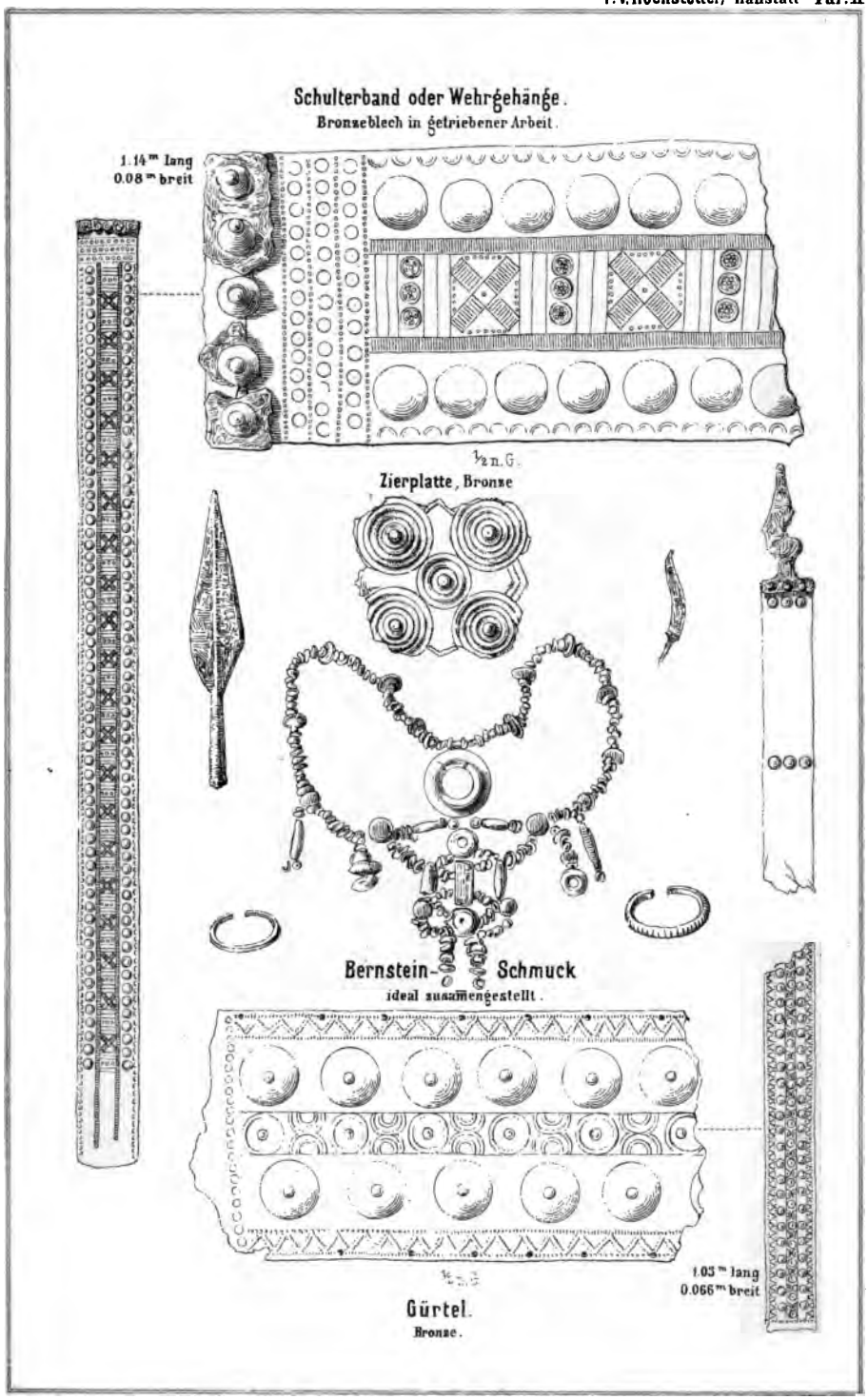
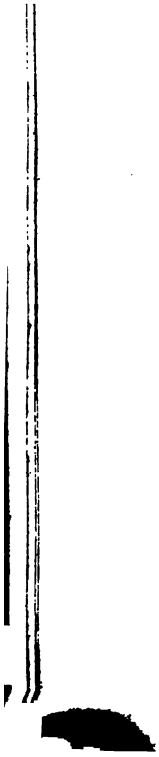
Dr. M. Much
VIII., Josefsgasse 6.

Redactions-Comité: Hofrath Franz Ritter v. **Hauer**, Hofrath Carl **Langer**, Dr. **M. Much**, Prof. Friedr. **Müller**, Dr. **Wahrmann**, Prof. Joh. **Woldřich**.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.



1 bis 8. *Beigaben in einem Leichenbrandgrab am Salzberg (Grabfund 3,)* S. 303.
9. Urne aus schwarzem graphitischen Thon gearbeitet vom Salzberg.



Beigaben in einem Leichenbrandgrab (Grabfund 5).